

UNTERSUCHUNGEN

UEBER DIE

GRUNDFRAGEN DES SPRACHLEBENS

VON

DR. PH. WEGENER.

HALLE

MAX NIEMEYER

1885.



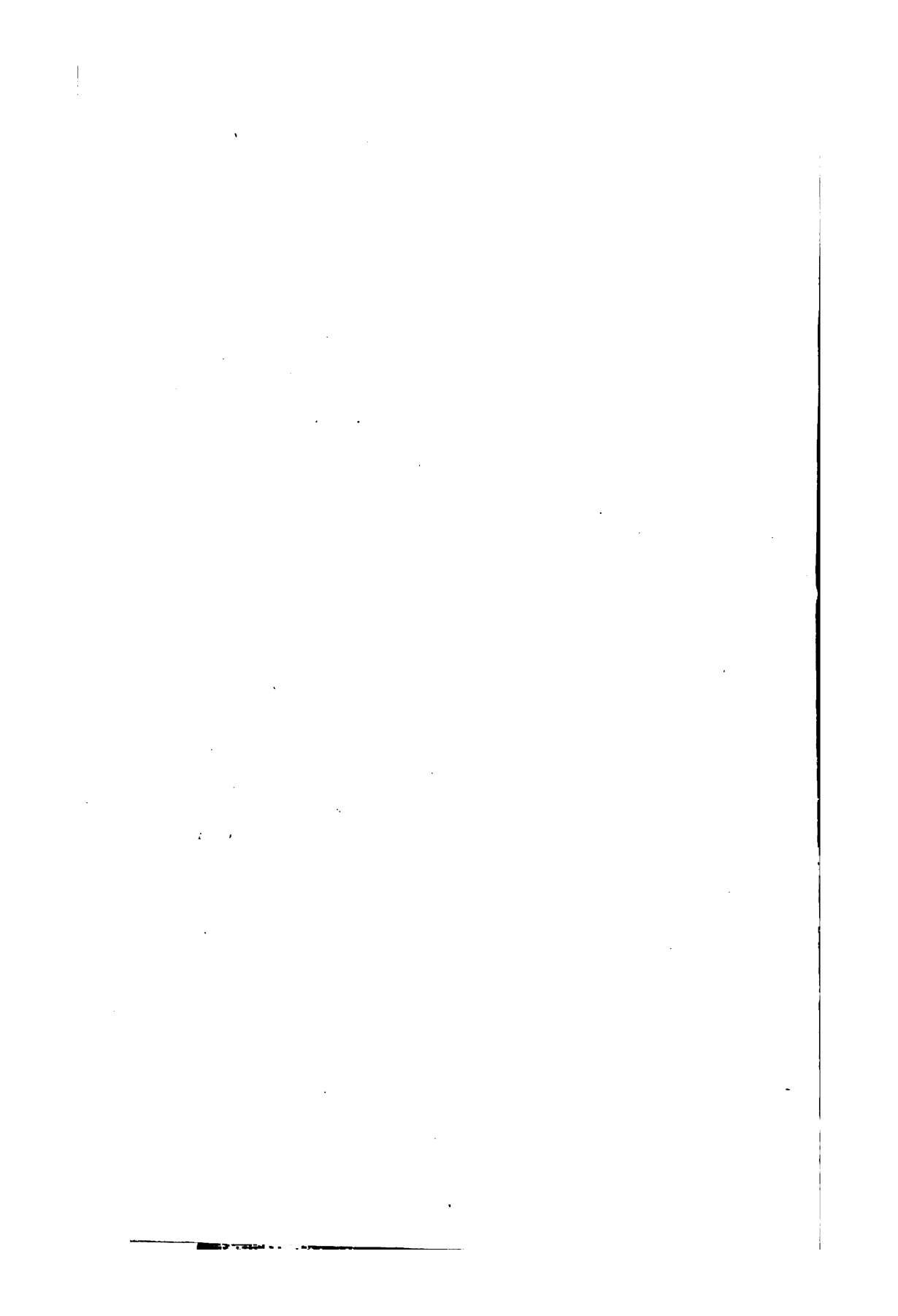
VORWORT.

Die nachfolgenden Untersuchungen sind in ihrer vorliegenden Form aus zwei Vorträgen hervorgegangen, die Unterzeichneter auf zwei provinziellen Philologenversammlungen in Magdeburg (Herbst 1883) und in Halberstadt (Exaudi 1884) gehalten hat. Ueber den ersten dieser Vorträge enthalten die Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen (1884) und die Jahrbücher für Philologie und Pädagogik desselben Jahres ausführlichere Referate. Der Inhalt und Umfang beider Abhandlung, besonders der letzteren ist erweitert und vertieft.

Die Themata sind in beiden Fällen beibehalten und von ihrer Wahl und Begrenzung ist auch die Anordnung und Gruppierung des Stoffes bedingt geblieben. Hätte dem Unterzeichneten die nötige Ruhe und Musse zur Verfügung gestanden, so würde ihm selbst eine systematische Bearbeitung der berührten und einiger verwandten Gebiete zweckentsprechender erschienen sein. Bei den gegebenen Verhältnissen musste er sich jedoch mit dieser loserer Form von Untersuchungen begnügen und eine systematische Ausgestaltung günstigeren Tagen oder weniger gebundenen Kräften überlassen.

Magdeburg am 4. Mai 1885.

Ph. Wegener.



INHALT.

Aus dem Leben der Sprache.

	Seite
I. Sprache: physiologisches und psychologisches Prinzip, Versuch einer Abgrenzung. Leistungen für beide Gebiete. Methode und Aufgabe der psychologischen Untersuchung	1
II. Die Sprache wird erlernt im Dunkel des Unbewussten. Auf späteren Stufen der Kindheit verbessert der Erwachsene das Sprechen des Kindes durch Bewusstmachen des richtigen Tonbildes. — Alle Lautbewegung besteht in der Nachahmung solcher Tonbilder, diese werden mit anderen Vorstellungsgruppen zu Reihen verknüpft: der Inhalt des Wortes. Lautbild und Wortinhalt rufen sich gegenseitig in das Bewusstsein; das Muskelgefühl. Gründe für die unvollkommene Aussprache des Kindes	7
III. Der Wortschatz des Kindes, ausgelöst aus Sätzen; Gründe der Auslösung	11
IV. Die erste Art der Verwendung dieser Worte. Eingliederung der Worte in eine Reihe von Unlust- und Lustgefühlen. Das Wort wird Hilfe oder Mittel. Das Weinen, das Wort unter Weinen; ethische Umgestaltung des Weinens. Die Tempora in der Kindersprache. Verbum substantivum. Das Wort in der Kindersprache ein Satz	12
V. Der Ton beim Sprechen oder die actio; Bedeutung und Modificationen des Tones. Gesticulation. Das Ethische .	15
VI. Exposition und Aussage, logisches Subject und logisches Prädicat. Situation der Anschauung, der Erinnerung oder des Bewusstseins, der Stimmung, der Weltanschauung und des Culturlebens	19
VII. Die Abstufungen in dem Bedürfniss zur Exposition . . .	27
VIII. Das logische Prädicat	29
IX. Wie gestaltet sich das Bedürfniss nach logischem Prädicat und Exposition in der sprachlich-grammatischen Form? — Die Correctur: Apposition und Relativsatz	32
X. Die demonstrativen Nebensätze sind Correctursätze . . .	34

	Seite
XI. Die mit dem interrogativen Pronomen gebildeten Nebensätze sind gleichfalls Correctursätze. Verlust des Empfindungstones	37
XII. Das Bestreben die Exposition vor das Prädicat zu stellen in der entwickelten Sprache. Verbalflexion. Freie Sprache, Correctur als stilistisches Mittel	40
XIII. Nominalflexion. Stellung der Expositionselemente in den modernen Sprachen. Noch einige Petrefacten nachträglicher Exposition	42
XIV. Hat ein Wort verschiedene Bedeutungen?	47
XV. Die Metapher und ihre Entwicklung zum congruenten Ausdrucke	50
XVI. Die Entstehung congruenter Wortbedeutung überhaupt . .	53
Schluss	60

Zur Frage: Wie verstehen wir Sprache?

Thema	63
-----------------	----

A. Zweck und Veranlassung des Sprechens.

I. Monolog ist zwecklose Rede	64
II. Dialog ist zweckvolle Rede. Der Zweck des Sprechens. Die Bedeutung der Sympathie und der selbstischen Triebe	66

B. Die Willensbeeinflussung.

III. Imperativ und Frage. Uebergang von monologischen und dialogischen Lautreihen in einander. Die Bedeutung des Wortes in den ersten Stadien des Sprechens	70
IV. Mechanisierung des Gebrauchs und des Verständnisses der Sprachmittel; congruente Sprachmittel. Die indogermanische Form des Imperativs. Die Form der Frago	73
V. Die freien Sprachmittel der Willensbeeinflussung. Zerlegende und comprimerte Form der Willensbeeinflussung	76

C. Die Substanz und der Satz.

VI. Substantivierte Adjectiva und ihre Ergänzung durch Prädicierung	83
VII. Ergänzung durch nachträgliche Correctur. Die Mitteilung als Imperativ empfunden. Die Substanzbezeichnung ist Demonstration eines Anschauungsbildes, d. h. Aufforderung ein Bild der Anschauung zu betrachten. Substantiv und Adjectiv ursprünglich Sätze	86
VIII. Die Untersubstanz und das attributive Adjectiv. Demonstrativ und Artikel. Proklisis und Enklisis in Folge mangelnden Illustrationswertes	90

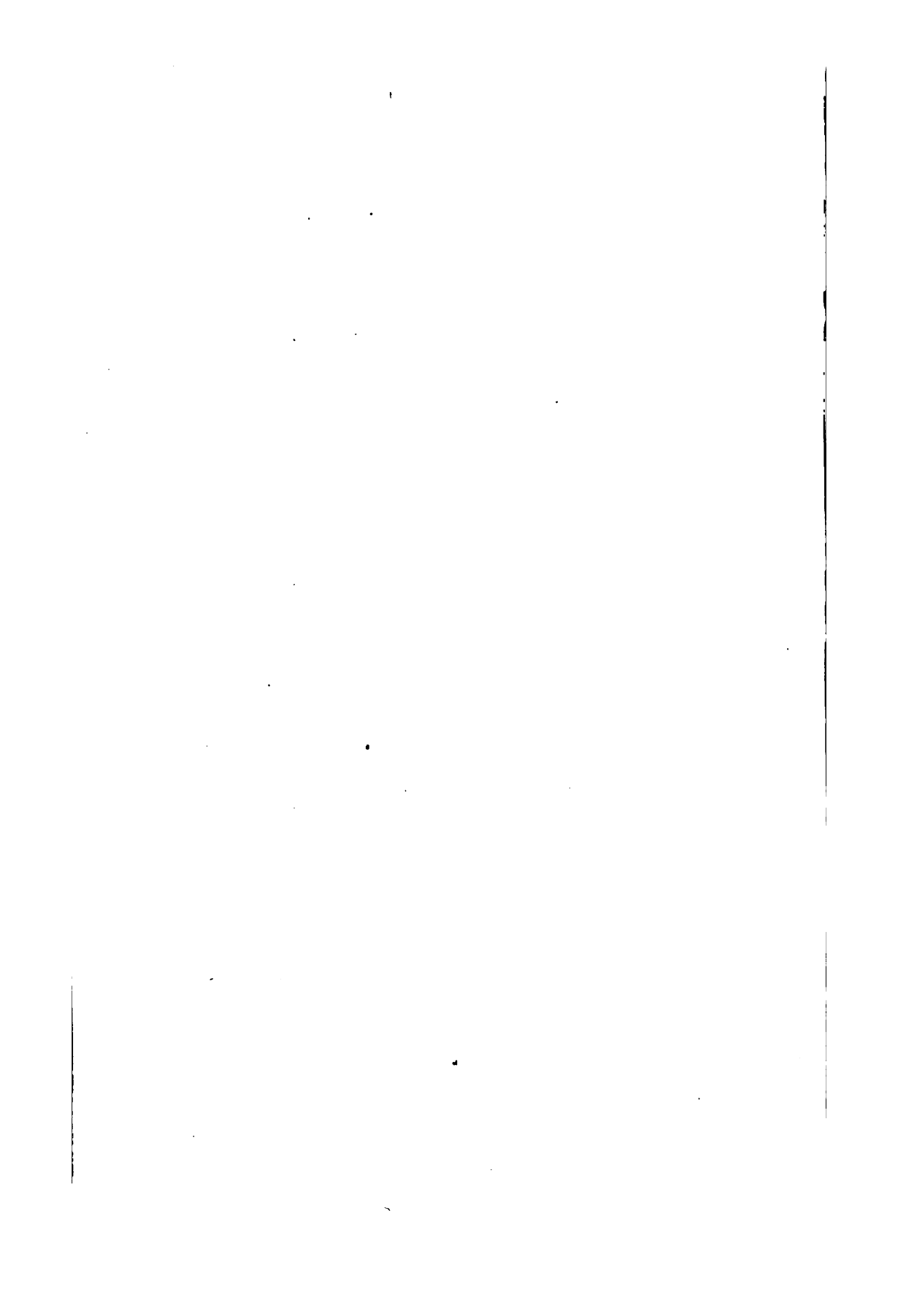
- IX. Jede lautliche Aeusserung des Menschen kann Mittel werden an die Situation zu erinnern, in der diese Aeusserung statt fand. Reflexlaute und Affectionslaute in der Nachahmung absichtlich oder unabsichtlich verändert. Assimilation der Situation. Das Prädicat Aufforderung zur Erinnerung 95
- X. Resultate. Beispiele von Worten, die sich aus Sätzen entwickelt haben; Haupt- und Nebensatz 100

D. Die Handlung.

- XI. Wie verstehen wir Zeitverhältnisse? Der Hörer construiert das chronologische Verhältniss; das Hysteron-Proteron und Proteron-Hysteron 105
- XII. Die Tempora des Verbums als Sprachmittel für die chronologische Ordnung der Handlungen untereinander; die anderen sprachlichen Formen zur Fixierung dieser Ordnung 108
- XIII. Beziehung des Subjects zum Verb und des Verb zum Object muss vom Hörer construiert werden. Die Verbindung des Verbs mit Subject und Object vollzieht sich in der Zeit als Correctur eines verzeichneten Bildes 114
- XIV. Die bei der Construction rege werdende Erwartung bildet das Band unter den sprachlichen Gliedern. Unklarheiten sind auch in den flectierenden Sprachen durch Construction des Hörers zu heben. Möglichkeit der Ergänzung von Beziehungspunkten der Handlung und dieser selbst; sogen. Ellipse. Thätigkeitssubstantiv 117
- XV. Handlung wird verstanden erst durch den Zweck der Thätigkeit. Automatische und spontane Thätigkeit. Sprachliche Wichtigkeit der ersteren. — Automatische und spontane Subjecte. Wichtigkeit der automatischen Subjecte. Bestimmtheit der Handlung durch den Zweck; das räumliche Ziel und das afficierte Object 120
- XVI. Das Bewusstsein des Zieles führt zur Umwandlung des Präsens in die Bedeutung der vollendeten oder der zukünftigen Handlung. Zustand und Handlung, rückwärtslaufende Construction 124
- XVII. Aus der Andeutung des Anfangs einer Handlung werden die weiteren Folgen erschlossen und mitgedacht. Das Verständniss einer Handlungsmittelung erschliesst sich aus rückwärts- und vorwärtsgreifenden Schlüssen, die aus der Erfahrung geschöpft werden. Aus den Erwartungen entwickelt sich das logische Schema der Causalität 126
- XVIII. Die Eile der Mitteilung von Thatsachen lässt die Erwartung in dem Hörer nicht zur Entfaltung kommen. Die Schnellig-

	Seite
keit der Auffassung steigert sich durch das Congruent- werden der Worte und syntactischen Formen	131
XXIX. Wie und an welchen Sprachmitteln stellt der Hörende die einzelne Handlung vor?	137
XX. Handlung ergänzt aus Verben des Willens und Objectsan- gaben. Die Handlungsbezeichnung in der unmittelbaren Rede mit dem Empfindungstone	148
XXI. Das Verbum mit seinen Formen entstanden durch die Be- dürfnisse des Referats	146
XXII. Lessings Anschauung von der Darstellbarkeit der Handlung im Laocoon ist falsch	152
XXIII. Die Grenzen der Zerlegbarkeit einer Handlung. Nur durch Auge und Tastsinn wahrgenommene und mit Bewusstsein erfahrene Handlungen sind dem Hörenden bei der Mit- teilung verständlich	156
XXIV. Nicht erfahrene Handlungen werden durch Analogie, d. h. nach Mustern, verstanden. Personenmuster	159
XXV. Die Muster für Raumverhältnisse, quantitative und qualita- tive Bestimmungen. Die Construction der Handlung nach Mustern und dem Causalitätsgesetze	163
XXVI. Die Individualisierung. Die Deutlichkeit der Individuali- sierung bedingt durch das Interesse	168
XXVII. Der Vergleich. <u>Schluss</u>	178
Zusätze und Nachträge	184

Aus dem Leben der Sprache.



I.

Das Gebiet, aus dem ich einige Forschungen vorzulegen gedenke, habe ich das Leben der Sprache genannt, ein nicht selten gebrachter Ausdruck, der die Sprache unter dem Bilde eines wirklich lebendigen Organismus, etwa dem einer Pflanze darstellt, darum pflegt man auch vom Wachstum der Sprache zu reden. Die Lehre von diesem Leben könnte man die Biologie der Sprache nennen. Selbstverständlich ist jener Ausdruck ein Bild, — ein Bild, bei dem man nicht vergessen darf, dass die Sprache nicht ein Wesen oder ein Organismus von räumlicher Selbständigkeit ist, wie etwa der sich selbst bestimmende Mensch, sondern nur ein Collectivname, also eine Abstraction, für gewisse Muskelbewegungen des Menschen, welche mit einem bestimmten Sinne bei vielen Personen einer gesellschaftlichen Gruppe verknüpft sind, oder wie der psychologische Terminus lautet, mit gewissen Vorstellunggruppen und Vorstellungsreihen associiert sind. Alles dies bildet nur einen Teil der gesamten psychischen und physischen Lebensäußerungen des Menschen, einen Teil, der mit den übrigen Vorgängen des menschlichen Organismus in engster Verbindung und regster Wechselbeziehung steht.

Die physischen Muskelbewegungen treiben Luftströme aus der comprimierten Lunge, ntancieren diese durch die wechselnden Stellungen der Stimmbänder, der Zunge, der Zähne, der Lippen und des den Nasenkanal schliessenden Gaumensegels. Der so modifizierte Luftstrom wird dem Sprechenden wie anderen Personen hörbar und ruft im Hörenden wesentlich denselben Sinn in das Bewusstsein, welchen der Sprechende mit den Muskelbewegungen und dem diesen entsprechenden akustischen Bilde verbunden hat.

Der Name Sprache ist also die abstracte Zusammenfassung all dieser menschlichen Thätigkeiten, die sich wie die menschliche Thätigkeit überhaupt aus zwei Factoren bilden, dem physiologischen und psychologischen. Man hat die Wirksamkeit und die Gebiete beider Factoren oder Prinzipien zu scheiden gesucht, so Osthoff in seinem Vortrage über das physiologische und psychologische Prinzip in der Sprache, — doch meines Erachtens bisher noch ohne Erfolg. Sicher dürfen die Fälle progressiver Assimilation, wie der deutsche Umlaut und die deutsche Brechung, die Einwirkungsarten des griech. *j* auf vorhergehende Laute, in ihren Gründen nicht zu den physiologischen Erscheinungen des Sprachlebens gerechnet werden, sie gehören dem psychologischen Gebiete an. Ferner darf die Erzeugung der erlernten Laute im Munde eines Menschen eben so wenig zu seinen rein physiologischen Thätigkeiten gerechnet werden, wie die Finger- und Handbewegung des Clavierspielers, die technische Bewegung des Schnitzers, Töpfers, Schreibers u. a. Was man hier physiologisch nennt, ist nichts weiter als eine mechanisch und automatisch gewordene ursprünglich spontane Bewegung. Das Physiologische bei der Sache ist nur die Natur der Organe, ihre Stellung und Bewegungsform, dagegen der Impuls und die Regelung der Bewegung derselben hat mit der Lautphysiologie nur insofern zu thun, als die Natur der Organe der Intention des Menschen gewisse Schwierigkeiten und Hemmungen entgegensetzt. Die Art wie complicierte Lautbewegungen hervorgerufen werden, ist also genau so zu beurteilen, wie die genannten technischen Bewegungen zu Stande kommen, ferner das Gehen, Laufen, Tanzen u. a. Soll auf Grund dieser Mechanisierung etwas über die Giltigkeit, Ausnahmslosigkeit, Unumstösslichkeit der Lautgesetze ausgesagt werden, d. h. der Veränderungen, welche im Laufe der Zeit in der Aussprache der Laute innerhalb grösserer Lautreihen eintreten, so darf man sich nicht darauf berufen, dass man es mit einem Naturgesetze zu thun hat, sondern man muss sich stets bewusst bleiben, dass man sich auf dem Gebiete automatischer, mechanisierter psychologischer Vorgänge befindet. Für die Untersuchung gerade dieses psychischen Gebietes bleibt eigentlich noch Alles zu thun; — die zweite Abhandlung wird auf

dieses Gebiet für andere Fragen des Sprachlebens zurtückkommen.

So viel ist jedoch deutlich, dass die physiologischen wie die psychologischen Vorgänge bei der Betrachtung der Sprache in das Auge gefasst und untersucht werden müssen.

Die physiologischen Bedingungen des Sprechens sind mit Glück und Erfolg in der sogenannten Lautphysiologie oder Phonetik behandelt, welche ihre Untersuchungen selbstverständlich am lebenden Menschen angestellt hat. Dass auch diese Wissenschaft noch in ihren Anfängen steht, scheint mir gewiss. Sie grenzt offenbar die Lautvorgänge noch zu sehr nach den in der alten Grammatik unterschiedenen Lauten ab, offenbar sehr complicierten Gebilden, so dass man darüber z. B. streitet, ob die Media als tönender Verschlusslaut zu bezeichnen sei oder als Lenis. Offenbar ist doch das Tönen, d. h. die Verengung der Stimmritze eine Artikulation für sich, die eben so gut bei der Tenuis stattfinden kann. Und das Tönen der Stimmritze liesse sich sehr wohl als eine Art Vocal bezeichnen, welcher beim Verschliessen des Ansatzrohrs, während des Verschlusses und beim Oeffnen desselben fort dauert. Thatsächlich findet sich dieser reine Stimmtön und zwar silbenbildend, während der Verschluss hergestellt wird, im Niederdeutschen wenigstens westlich von Magdeburg in den proklitischen Formen *op mik, et iss, ik bin*. Ich habe statt des blossen Stimmtöns die Vocale der Pausaform geschrieben, was natürlich ganz ungenau ist. Die Verengung der Stimmritze muss natürlich die Expiration verlangsamen, vor der Media so gut wie vor der Tenuis.

Viel zu thun bleibt ferner der Lautphysiologie in ihrer Anwendung auf die Sprachgeschichte, richtiger würde diese Aufgabe allerdings der Sprachgeschichte selbst zuzuweisen sein. So ist für die Entstehung von sehr vielen Lautveränderungen mit Sicherheit ein Continuum der Organverschiebung von einem Punkte aus in einer bestimmten Richtung anzunehmen, bis die sprachgeschichtlich constatirte Stelle erreicht ist, z. B. bei dem Uebergange von *s* zu *r*. Zum vollen Verständnisse eines solchen Ueberganges gehört die Kenntniss des Ausgangspunktes, der Entwicklungsstufen dieser Organbewegung und des Endpunktes. Die lautphysiologische Betrachtung der

Sprachgeschichte hat also z. B. die Articulationsweise aufzusuchen, bei der *s* zu *r* werden konnte. Der Uebergang geschah lateinisch und deutsch beim Tönendwerden des *s*. Das neu entstandene *r* musste ein Zungen-*r* sein, man mag dies unmittelbar an den Alveolen bilden oder vorn am harten Gaumen, — der bei dieser Articulation ohne Vibration der Zungenspitze entstehende *s*-Laut ist nicht das sogenannte reine *s*, sondern ein *š*. Aus dieser Betrachtung ergibt sich daher für das Lateinische, Griechische, wie das Deutsche das gerechte Bedenken, ob die graphischen Zeichen *s* wirklich die sogenannten reinen *s*-Laute waren, vielmehr waren sie wenigstens an dieser Stelle *š*. Dieselbe Thatsache des Ueberganges von *š* zu *s* beweist das Französ. *raison* aus *rationem*; wurde *tj* zu *t* mit Zischlaut, so konnte dieser zunächst kein anderer sein als *tš*, entsprechend wird das italien. *ci, ce* articuliert; dieselbe Thatsache ist für das griech. ζ = *dš* z. B. in *νομήζω*, für griech. ττ oder σσ anzusetzen, also *πράττω* wurde wenigstens zu einer bestimmten Zeit gesprochen *prătšō*. Wenn im Griechischen σ zu *h* wird zwischen Vocalen, also tönendes σ, so muss die Zunge sich zunächst etwas entfernen vom Gaumen und bei dieser Entfernung zunächst eine Enge entstehen, welche nicht sogen. reines *s* giebt, sondern *š*.

Weiter, viel weiter zurück ist die Erkenntniss der psychologischen Vorgänge trotz des vortrefflichen Buches von H. Paul, ‚Prinzipien der Sprachgeschichte‘ Halle 1880.

Genannt müssen auch werden die verdienstlichen Schriften von Steinthal und Lazarus; genannt muss ferner werden Whitney, der bei seiner nüchternen Untersuchungsweise manches gesund beurteilt hat. Der Grund des langsamen Fortschreitens dieser Erkenntniss ist einerseits in dem wohlverdienten Misscredit zu finden, den sich die logische Behandlungsweise der Sprache zugezogen hat, der aber leider so vielfach zu dem rohsten Empirismus zurückgeführt hat, — andererseits in der einseitigen Neigung der modernen Sprachforschung, das überlieferte Material vergangener Sprachepochen statistisch fest zu stellen oder nur alte Sprachstufen als würdige Gebiete der Forschung zu betrachten. Eine gesündere Richtung ist in Be-

zug auf den letzten Punkt allerdings vor Allem bei den jüngeren Germanisten zu constatieren. — Wie die physiologischen Erscheinungen nur aus der Beobachtung des lebendigen Sprechens und zwar in erster Linie des Sprechens der eigenen Person klar werden konnten, also in erster Linie ein Bewusstwerden dessen, was wir täglich thun, — ebenso muss die lebendige, heut gesprochene und dem Sprechenden bis in die feinsten Nuancen verständliche Sprache, also die lebendige Muttersprache den Boden und das Orientierungsgebiet aller psychologischen Beobachtungen bilden. Erst diese Untersuchungen können sichere Sprachgesetze ergeben, aus denen dann wieder folgenreiche Rückschlüsse auf die erstorbenen Sprachen möglich werden.

Wie der Physiologe nicht an altegyptischen Mumien oder an Petrefacten seine Studien machen wird, sondern am lebendigen Thier- oder Menschenleibe, ebenso müssen wir die Gesetze vom Leben und Wachsen der Sprache an den uns durchsichtigsten Spracherscheinungen der lebendigen Muttersprache erst kennen lernen, um hieraus den grossen Trümmerhaufen der Ueberlieferung von den ausgestorbenen Sprachen sichten, ordnen, verstehen zu lernen.

II.

Die bestimmten Lautreihen, welche wir Worte nennen, als solche und ihre Verbindung oder Association mit einem bestimmten Sinne, d. h. mit einer Vorstellungsgruppe, muss erlernt werden; denn dieselbe Lautreihe bedeutet in verschiedenen Sprachen ganz Verschiedenes, so ist nhd. *sett* = *setze* lautlich dem frz. *sept* = *sieben* gleich. Der redefertige Mensch lässt sich daher vergleichen mit einem geübten Clavierspieler, der nur die Note, einen ganzen Accord, einen ganzen Tact oder mehr auf dem Notenblatte zu sehen braucht, um ohne Besinnen die entsprechenden Tasten auf dem Instrumente zu greifen. Der sprechfertige Mensch braucht nur ein Haus, einen Baum zu sehen, eine Handlung wahrzunehmen, oder ohne Wahrnehmung sie zum Bewusstsein zu bringen, nur einen Wunsch

zu hegen, so findet er ohne bewusste Ueberlegung der einzelnen Momente das entsprechende Wort und den sinngemässen Satz.

Ja, es ist dem sprechfertigen Menschen geradezu unmöglich, ein Bewusstsein von den einzelnen Impulsen zu gewinnen, durch welche die Muskeln zur Sprachbewegung angeregt werden, oder von den einzelnen Muskelvorgängen selbst, oder von der Art der Verbindung dieser physiologischen Thätigkeit mit den Vorstellungsgruppen seiner Seele. Es herrscht hier dasselbe unbewusste Dunkel wie bei allen anderen Bewegungsvorgängen unseres Leibes.

Alle diese Bewegungen erlernt der Mensch in einer Zeit seines Lebens, in der noch Alles in ein bewusstloses Dunkel gehüllt ist, in das niemals das Licht des Bewusstseins hinein leuchtet. Ja, es ist sogar schwer, sich einzelner Resultate der Bewegungen bewusst zu werden, z. B. dass bei dem *u*-Laute die Lippen gerundet waren, dass wir bei den Nasalen den Nasenkanal öffnen, ob wir das *r* mit dem Zäpfchen sprechen, oder alveolar an den Zähnen. Ja der orthographische Unterricht beweist die Schwierigkeit der Zerlegung der Worte in ihre Laute. Also die ganze Erlernung der Muttersprache, sicher in den ersten Jahren des Lebens und zum allergrössten Teile auch in den späteren Lebensjahren vollzieht sich im Dunkel des Unbewussten. Man ersieht schon hieraus, welcher methodischer Fehler es ist, Spracherscheinungen aus bestimmt reflectirter Absicht der Sprechenden zu erklären.

Natürlich ist es bei diesem unbewussten Erlernen der Sprache nicht ausgeschlossen, dass auf späteren Stufen der Kindheit der Erwachsene corrigierend dem unvollkommenen Sprechen des Kindes zu Hülfe kommt. Doch welche Mittel verwendet dabei der naive, überhaupt ein jeder lautphysiologisch nicht gebildete Mensch? — Er sagt dem Kinde: du musst nicht sagen *l* sondern *r*, nicht *â* sondern *ô* u. s. f. Er giebt also nicht Anweisungen über den richtigen Gebrauch der Organe, sondern führt dem Kinde das correcte Tonbild zum Bewusstsein, in der unbewussten aber richtigen Voraussetzung, dass alle lautliche Bewegungen des Kindes in der Nachbildung solcher Ton- oder Lautbilder bestehen. Also in grossen Zügen besteht das Erlernen der Sprache beim Kinde in folgenden Vorgängen:

1. Tonbilder oder Lautbilder werden empfunden, die Muskeln suchen dieselben nachzubilden, es gelingt mehr und mehr die Laute diesen Originalbildern gleich zu bilden.

2. Diese gehörten und wieder erzeugten Lautbilder werden unter gewissen Verhältnissen empfunden, verschiedene Lautbilder unter verschiedenen Verhältnissen: das eine, wenn das Kind gewisse Schmerzgefühle hat wie Hunger oder Durst, das andere, wenn gewisse optische Empfindungen erregt sind u. s. f. Gleichzeitig mit diesen Empfindungen oder richtiger in unmittelbarer Folge treten die Lautbilder in die Seele, d. h. kurz nachher oder vorher, und bilden mit diesen zeitlich verknüpfte Vorstellungsreihen. Je häufiger diese Reihen in der Seele auftreten, desto stärker und unzerstörbarer werden sie, desto fester verknüpfen sich die einzelnen Glieder dieser Reihe unter einander.

Nun hat der Mensch niemals bloss Lichtempfindungen oder bloss Gehörsempfindungen, unmittelbar mit diesen verbunden sind auch stets Tast- oder Druckempfindungen, vermittelt durch das fein organisierte Nervengewebe der Fingerspitzen oder durch andere gröbere und stumpfere Teile der Epidermis, welche durch den Druck der Lage und Stellung des Körpers affiziert werden. Dazu kommen die ununterbrochenen Empfindungen, welche der Ablauf des Stoffwechsels mit sich bringt. Hört das Kind das Lautbild *Milch*, so geschieht dies also unter den geschilderten psychologischen Verhältnissen, es wird dies Wort oft in Verbindung mit dem Schmerzgefühle des Hungers und Durstes hören, es wird bei dem Worte die Lichtempfindungen der weissen Flüssigkeit in der glänzenden Flasche haben, es wird die glatte und harte gewärmte Flasche betasten, es wird saugen und das Unlustgefühl des Hungers verlieren. Sehr oft wird sich dieser Vorstellungsablauf bei dem Worte *Milch*, *Fläschchen* und anderen Worten wiederholen. Nach dem psychologischen Gesetze, dass gleiche Vorstellungen verschmelzen und sich verstärken, ungleiche sich hemmen, wird also das stets Gleiche als Vorstellungsgruppe mit dem Lautbilde *Milch* fest und unzerstörbar verbunden. Wir nennen die so entstandene Vorstellungsgruppe den Inhalt oder Sinn des Lautbildes, d. h. des Wortes.

Vorstellungsgruppen, hier also Lautbild und Inhalt, welche mit einander verbunden sind, können sich gegenseitig in das Bewusstsein rufen; wird also das Lautbild Milch gehört, so tritt jener Inhalt in das Bewusstsein, umgekehrt ruft der bewusst gewordene Inhalt das Lautbild hervor; das Lautbild war durch das häufige Aussprechen mit dem Gefühle der Muskelbewegungen verbunden, welche beim Aussprechen des Wortes notwendig eintreten müssen, also wird auch das Muskelgefühl associiert und durch dieses die Muskelbewegung selbst erzeugt, welche jenes Lautbild sprachlich hervorbringt.

Die Worte, welche die Kinder in der ersten Zeit erlernen, sprechen sie sehr unvollkommen aus: 1. die Laute sind denen der Erwachsenen noch nicht vollständig gleich, 2. die Worte, d. h. die Lautreihen sind unvollständig. Der Grund für die letztere Erscheinung ist ein dreifacher: 1. gewisse Laute machen besondere Schwierigkeit für die Nachbildung, so das *l* und die *r*-Laute. Vielfach ist es den Kindern in den ersten Lebensjahren noch nicht gelungen, die entsprechenden Muskelbewegungen für diese Laute zu finden, die Laute bleiben daher unausgesprochen. 2. Nicht alle Teile eines Wortes werden mit gleicher Energie von dem Sprechfertigen exspiriert, man unterscheidet hochbetonte und minderbetonte Silben und auch bei diesen mehrere Grade. Im Satze wird das Betonungsverhältniss noch mannigfaltiger, da hier eine Abstufung der einzelnen Worte vor und nach dem Tonworte eintritt, gewisse Worte accentlos werden, wie die Enklitika und Proklitika. Die schwächer betonten Silben und Worte müssen nach einem bekannten psychologischen Gesetze, dem Weberschen Gesetze, nemlich dass die Empfindungen wachsen wie die Logarithmen, wenn die Reize wie die Zahlen wachsen¹⁾, — also die Empfindungen, welche das Kind beim Hören der minderbetonten Silben hat, müssen in dem angegebenen Verhältnisse schwächer sein als die Empfindungen für die hochbetonten Silben. Man findet daher in der Kindersprache der ersten Jahre die Tonsilben der stark verstümmelten

¹⁾ Vgl. Wundt Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Bd. 1, S. 108 ff.

Worte verhältnissmässig correcter und praeciser wiedergegeben als die unbetonten Silben. 3. Man findet oft in der Kindersprache Verwechslung von Lauten. Ich erinnere mich von einem etwa vierjährigen Kinde den Satz gehört zu haben: *sonne mân von dinne wette füttn statt soll ich mal von diesen welche pflücken*. Offenbar ist der *l*-Laut dem Kinde schwierig gewesen und darum ersetzt durch *n* oder in der schwierigen Verbindung mit *f* fortgelassen, der *k*-Laut ist ersetzt durch *t*. Es ist deutlich, dass das Muskelgefühl für den *k*- und *l*-Laut in der Seele des Kindes zusammengefallen ist, eine Aehnlichkeit der akustischen Empfindung bei diesem Laute ist ja handgreiflich, ebenso wie bei *n* und *l*. Es ergibt sich hieraus, wie aus einer Reihe anderer Thatsachen, dass die einzelnen Laute eine Association in der Seele eingehen können, durch Aehnlichkeit der akustischen Empfindung und des Muskelgefühls. Aehnliche Laute werden als partiell gleich, bei ungenauer Beobachtung als total gleich empfunden und verschmolzen. Dergleichen sprachwidrige Verschmelzungen verschiedener Laute müssen in der Weiterentwicklung der Sprache des Kindes wieder gelöst werden.

III.

Das Kind hört nicht blos einzelne Worte, die meisten Worte hört es im Zusammenhange des Satzes. Und doch spricht es zunächst nur einzelne Worte selbständig aus. Also lösen sich die von ihm in den ersten Stadien seiner Sprachentwicklung gebrauchten Worte erst aus grösseren Gruppen, den Sätzen, aus. Dieser Process ist schon oben geschildert als unbewusste Abstraction, bei der Gleiches sich verbindet und verstärkt, Ungleiches sich hemmt. Doch dabei bleibt es noch unklar, warum nicht sämtliche gleich häufig gebrauchten Wörter neben einander auf der ersten Sprachstufe gebraucht werden. Die Anzahl der auf dieser Stufe wirklich verwendeten Wörter ist sehr gering. Es muss also unter den durch jenen Abstractionsprocess in der Kindesseele aufgespeicherten Wörtern ein Unterschied in der psychischen Wirksamkeit und Intensität bestehen. Ein solcher Unter-

schied wird auf doppelte Weise herbeigeführt: 1. die Wörter desselben Satzes haben verschiedene Stärke der Betonung, also muss auch die Empfindung des hörenden Kindes von verschiedener Stärke sein und genau so wie bei den verschieden betonten Silben desselben Wortes eine verschiedene Präcision der Nachbildung und Verwendbarkeit bedingen. Da nun die betonten Wörter die für den Sinn wichtigsten Bestandteile des Satzes sind, so wird das Kind gerade durch die besondere Stärke der für seine Bedürfnisse und seine Vorstellungswelt wichtigsten Worte auch diese am ehesten kennen und anwenden lernen. Diese Betrachtung führt auf den zweiten Gesichtspunkt, nach dem sich der Schatz der anwendbaren Wörter beim Kinde bestimmt: 2. Die wichtigsten Wörter sind diejenigen, welche mit der Befriedigung der Strebungen und Bedürfnisse des Menschen, hier also des Kindes, associiert sind. Worte, welche regelmässig mit einem starken Lust- oder Unlustgefühle verbunden sind, haben eine unverhältnissmässig grössere Empfindungsstärke als andere. Also die mit Lust- und Unlustgefühlen in der Kindesseele verknüpften Worte sind es, welche an Stärke der Empfindung und an Fähigkeit reproducirt zu werden die übrigen weit übertreffen.

Das hier ausgesprochene psychologische Gesetz ist in seinen Wirkungen so bekannt, dass ich nur an Tage der Freude oder des Leids zu erinnern brauche, von diesen sagen wir: sie werden uns unvergesslich sein. Durch dieses Gesetz wird das Kind früh in den Stand gesetzt, für seine Bedürfniss- und Strebungszustände Wortbezeichnungen anzuwenden. Die frühesten Worte des Kindes sind daher Worte wie *Mama*, *Fläschchen*, *Milch*, *Babá*, *Kuckelicht*, *Ticktack*, *Puppe*, *oppa* (auf den Arm) u. a.

IV.

Es tritt bei dem Kinde in den ersten zwei Jahren eine Entwicklungsstufe ein, wo es nicht mehr bei einem Unbehagen blos weint, sondern auch *Mama*, *Fläschchen* oder andere derartige Worte ruft, Worte die in seiner Seele fest eingegliedert sind in die Empfindungsreihe vom Schmerzgefühl z. B. des Hungers

bis zur Stillung desselben. Und zwar ist das Wort in dieser Reihe an der Stelle eingefügt, wo die Linderung des Schmerzgefühls eintritt, es ist also fest associiert auf der einen Seite mit dem Gefühle der Unlust, auf der anderen Seite mit dem nachfolgenden Gefühle der Lust. Es tritt nun die Wahrnehmung hinzu, dass diese Lauterzeugung vorhandene Unlustgefühle zu beseitigen pflegt, denn die Mutter kommt auf den Ruf und weiss das Kind meist zu trösten. So wird das Wort zur Hilfe oder zum Mittel ein vorhandenes Unlustgefühl zu beseitigen.

Diese Hülfe wird angewandt, wenn ein Schmerzgefühl vorhanden ist; das Schmerzgefühl erzeugt die Reflexbewegung des Weinens, das Wort also unter Weinen ausgesprochen ist das Mittel Abhülfe des Schmerzes zu fordern. Das Kind wird zugleich von den Eltern erzogen, man sucht ihm das Weinen bei jeder Gelegenheit' abzugewöhnen, es gelingt fast immer, d. h. der Ausbruch des Weinens wird unterdrückt, doch auch jetzt noch stellt der Schmerz die Muskeln zum Weinen ein, man hört daher, auch wenn das Weinen unterdrückt ist, noch immer einen weinerlichen Ton. Dieser Ton wird im späteren Leben mehr und mehr gemildert, doch ein Rest bleibt stets in dem schmerzlichen Tone auch des Erwachsenen, der sich zu beherrschen weiss. Ich mache darauf aufmerksam, dass hier ein ethischer Factor in die Sprachentwicklung und in die Form der Lautgebung eingreift.

Das Wort also, welches das Kind weinend oder weinerlich spricht, ist für das Kind ein Mittel das Unlustgefühl zu beseitigen, für den Hörenden, vor Allem die Mutter, die Anforderung Hülfe zu bringen. Dies Wort ist der Imperativ des Kindes, den Niemand missversteht. Der Grund aber, dass diese Form des Ausdrucks vom Hörenden als Imperativ gefasst wird, ist in erster Linie ein ethischer, das Gefühl der Verpflichtung, dem hülfebedürftigen, leidenden Menschen zu helfen, also das Gefühl der Sympathie. Später werden wir auf diese Punkt näher eingehen.

Insofern diese Aeusserungsweise des Kindes ein Schmerzgefühl constatiert, insofern ist sie Ausdruck der Gegenwart. Und bleibt das Herz des Anwesenden kalt bei dem Schmerzensausdruck, bleibt der Hörer blosser Beobachter, so wird er nicht

die Forderung der Hilfe dabei empfinden, nicht einen Imperativ heraushören, sondern die einfache Thatsache, dass das Kind Schmerz empfindet. So wird der Arzt dem leidenden Kinde gegenüberstehen, ähnlich wie der Physiologe den Zuckungen des Hundes oder des Kaninchens. Schon hier ist ersichtlich, dass nicht die Form des Ausdruck als solche, sondern die Art der Verknüpfung in der Seele des Hörenden bestimmend ist für die Bedeutung und den Inhalt der Worte.

Insofern jedoch der Schmerz durch Gebrauch des Wortes als Mittel auf die Linderung hinweist, insofern ist jene Aeusserungsweise Ausdruck der Zukunft. — Reine Gegenwart zeigt das Kind, wenn es aufschreit im Schmerze, oder aufjauchzt vor Lust beim Anblick des Lichtes oder eines glänzenden Gegenstandes, oder in der Freude des Spiels. Das jubelnde *Kuckelicht*, *Ticktack* oder auch das verwunderte *mein Wagen*, *meine Puppe*, wenn eine Veränderung mit diesen Dingen vorgegangen ist, oder wenn die Dinge dem Kinde unerwartet aufstossen, ist reiner Ausdruck der Gegenwart. Greift jedoch das Kind nach der Lampe, und kann es diese nicht fassen, so tritt das Schmerzgefühl der gehemmten Strebung und getäuschten Erwartung ein, ein nun weinerlich klingendes *Kuckelicht* ist reiner Ausdruck des Strebens, die Zeit, welche jetzt in der Kindesseele die Herrschaft hat und vom Hörer erschlossen wird, ist die Zukunft. Aehnlich wenn das Kind einen Gegenstand sucht und nicht findet, es ruft vielleicht: *mein Wagen*. eine Aeusserung, die als Imperativ, als Frage und als reine Strebungsäusserung gedeutet werden kann.

Hat sich das Kind gestossen, so läuft es weinend zur Mama und weinend oder weinerlich ruft es *stossen*, *Thür*, *Stein* u. a., und die Mutter weiss daraus mit Sicherheit den Schluss zu ziehen, dass sich das Kind gestossen hat. Oder hat das Kind die Lampe gesehen, läuft es zur Mutter und ruft *Kuckelicht*, so weiss diese, dass das Kind die Lampe gesehen hat. Hier haben wir die Bedeutung des eigentlichen Perfectums, welches die Vollendung einer Handlung und deren Fortdauer in der Gegenwart berichtet. Die ganze Schärfe der Bedeutung dieses Tempus wird nur im Gefühlsleben des Menschen klar, wo die Handlung als Lust- oder Schmerzgefühl im Sprechenden noch fort dauert.

Kommt der Vater nach einiger Zeit zu dieser Familienscene, und erzählt ihm das Kind ohne Spuren des Schmerzes mit gleichgiltigem oder gar fröhlichem Gefühle: *stossen*, so sind die Folgen und das Nachleben des Schmerzgefühls geschwunden, die Handlung ist reiner Aorist. Ebenso beim Lustgefühle. Die Thatsache selbst lebt in der Erinnerung fort, doch Freude und Schmerz sind nur noch blasse Momente des Wissens, nicht mehr lebendige Gefühle. Darum ist die grammatisch ausgebildete Form des Aorists, nicht die des Perfects, das rechte Tempus für die kalte Erinnerung des Erfahrenen; dies ist der sogenannte Aoristus gromaticus oder empiricus.

Die Dinge existieren für uns nur durch unsere Empfindungen von ihnen, die ersten Existenzen, deren sich der Mensch bewusst wird, sind die, welche Lust- und Schmerzgefühlen entsprechen. Die ablassende, gefühllose Erinnerung an diese giebt die wichtigsten Bausteine für die psychischen Gebilde, welche wir die Dinge nennen. Somit bedarf der Mensch jener ersten Stufe der Gefühlssprache einer sprachlichen Benennung der Formen des Seins nicht, die Ausdrucksformen des Seins sind eben die Reflexbewegungen, welche die Empfindungen in den Stimmorganen der Menschen hervorbringen.

Somit hätte sich herausgestellt, dass das Kind das Wort als Satz gebraucht. Ja diese Sätze zeigten dieselben temporalen Nuancen, welche die ausgebildete Sprache aufweist: Präsens, Futur, Perfect, Aorist, die Begehrungsform, doch nicht das Imperfectum. Das Kind meint den Satz in diesem temporalen Sinne, sobald es bemerkt hat, dass es so verstanden wird, — denn dadurch wird die Lautform zum Mittel, also zur Ausdrucksform, — und die Mutter versteht das Kind wirklich so. Also das Kind spricht einen wirklichen und verständlichen Satz. All diese Sätze, mit Ausnahme des aoristischen Satzes, waren von irgendwelcher Erregung des Gefühls begleitet.

V.

Dasselbe Wort konnte für die verschiedenen Satzformen und die verschiedenen Zeiten gebraucht werden, also nicht das

Wort als solches, nicht der Wortkörper bildet den Satz neben diesem ist der Ton oder die Art des Vortrages, die *actio*, wie es die römischen Rhetoren nennen, ein zweites wesentliches Element dieses Wortsatzes. Vom weinenden und weinerlichen Tone ist die Rede gewesen, die Mutter erkennt daran die Stärke des Schmerzes oder der Freude und die Begehrung des Kindes. Das Wort ist für den Hörenden die Erklärung oder Illustration des Gefühlsausbruchs, indem es ihm die Sphäre der Gefühle oder das Object derselben, oder das Ziel der Begehrung andeutet.

Der Subjectsbergiff, d. h. die Person, an der das Prädicat zur Erscheinung kommt, oder welche das Gefühl hat, ist nicht im Worte ausgesprochen, sondern liegt 1. im Tone angedeutet, der es ja zweifellos macht, dass eben das Kind es ist, welches sich freut, den Schmerz empfindet, oder die Verwunderung hegt. Und 2. wird der Subjectsbegriff durch die unbewusste ganz allgemeine Voraussetzung der Mutter gewonnen, dass das Kind sich nur um die eigenen Empfindungen der Lust oder Unlust kümmert. Erst der intellectuelle Fortschritt des Kindes aus den eigenen Aeusserungen der Gefühle Rückschlüsse auf die anderer Personen zu machen und der ethische Fortschritt, für die Gefühlsäusserungen Anderer Mitgefühl zu empfinden erhebt das Kind über diese Stufe des einseitigen elementaren Egoismus hinaus.

Auch bei dem sprechfertigen Menschen kann jedes Wort durch den Ton zum Imperativ werden, oder grammatisch ausgedrückt, in den Imperativ treten: *Brot, Kuchen, essen, trinken, fort, mir, her, hierher, hier, auf der Stelle, mehr, was andres, noch etwas, vorwärts, nun, schnell* u. s. f. Diese von Kindern mit weinerlichem oder unzufriedenem Tone so oft gebrauchte Ausdrucksweise, z. B. *Butterbrod, Apfel, mein Hut, meine Stiefel* ist für die Umgebung nicht missverständlich, gilt aber für ungezogen, und wir verbieten diese Form der Forderung, da sie den Willen und freien Entschluss der angeredeten Person nicht respectiert, also rücksichtslos und unhöflich ist.

Doch nicht der Ausdruck durch das einzelne Wort wird verpönt, das Bittende: *ein Stückchen Brod* des Bettlers ist durch die Unterwürfigkeit des Tones ethisch durchaus unantastbar. Dieser Ton erkennt die Berechtigung und Möglichkeit an, dass

die Forderung vom Angeredeten abgeschlagen werde, mit diesem Tone tritt das Wort in den Bittmodus.

So zeigt sich, ein wie mächtiger Hebel für die Mitteilung der Ton des Vortrages ist, die Nüancen und Modificationen desselben sind ausserordentlich mannigfaltig. Sie sind bedingt: 1. von der Ordnung, Reihenfolge und Distance der musicalischen Töne, also der Satzmelodie, 2. von der Stärke, der Form und dem Tempo, mit der der Luftstrom aus der Lunge tritt, 3. von der Stellung der Organe, wie sie durch gewisse Reflexbewegungen, besonders Weinen und Lachen, geschaffen wird, und ebenso von der ethischen Gegenwirkung gegen diese Reflexbewegungen, so dem Verbeissen des Weinens, Unterdrücken des Lachens, Zurückhalten des Luftstroms beim Stöhnen.

Und neben dem Tone her geht die beredte Sprache des Auges, der Mine und des Gestus, der Gefühlsausdruck ist ja nur die weitere Fortsetzung der Reflexe, welche den Sprachton nüancieren, und oft auch die Bewegung von Arm und Hand.

Die Satzmelodie und die Reflexe differenzieren die Qualität der auszusprechenden Empfindungen von Lust und Schmerz und damit weiter die Qualität der Mitteilungsform, des Befehls, der Bitte und des Wunsches, der Verwunderung und Frage, der Behauptung, — die Intensität und Form der Expiration nüanciert die Grade der Leidenschaft oder des Gefühls, so der laute Ton der Stimme, die Hast, mit der gesprochen wird, die Ruhe oder das Phlegma u. s. f. Natürlich treten diese drei Factoren stets verbunden im Satze auf. —

Der Vorleser, Redner und Schauspieler kennt, wenigstens unbewusst, die ausserordentliche Mannigfaltigkeit dieser Nüancen des menschlichen Stimmorgans, sein Erfolg vor dem Publicum ist zum grossen Teile von der richtigen Wahl und Anwendung dieser Tonmittel bedingt. Ich kann hier nur wenige Fälle dieser Nüancierung anführen, da für die Specialuntersuchung noch eben nichts gethan ist: Wir unterscheiden mit Sicherheit einen schmeichelnden Ton der Stimme bei gelindem und verlangsamendem Druck der Muskeln auf die Lunge und einer Satzmelodie, welche sich von einer hohen Note bedeutend senkt und am Schluss wieder hebt. Dieser Ton stimmt in der

Satzmelodie mit der Frage und Verwunderung überein, unterscheidet sich aber in der Form und Energie der Expiration. Wird ein Befehl auf diese Melodie gesungen, so wird in den Worten ausser der Aufforderung noch die Anfrage verstanden, ob der Angeredete die Bitte erfüllen will. Dies ist der Ton, den wir von einem wohlherzogenen Kinde in der Bitte fordern, weil wir in diesem Tone den nötigen Respect vor dem Eigenwillen der gebetenen Persönlichkeit finden. Tritt uns dieser Ton in einem Behauptungssatze des redefertigen Menschen entgegen, so empfinden wir dabei Anerkennung der Würde und Rücksicht auf die angeredete Person, der Ton wird von uns als verbindlich empfunden.

Das Studium und die genaue statistische Fixierung dieser Nüancen ist für die Sprachwissenschaft ein dringendes Bedürfniss. Schon das Gesagte kann zeigen, welche tiefgreifende Bedeutung die fundamentalen ethischen Anschauungen des Menschen für das Verständniss dieser Tonnüancen als Mittel sprachlichen Ausdrucks haben, wie für die Verwendung und Ausgestaltung dieser Mittel. Jene Ausdrucksformen erhalten ihren Vorstellungsinhalt erst durch die Erkenntniss einer gleichen Organisation des Menschen, die Fähigkeit auf den Willen zu wirken erst durch die Anerkennung der sittlichen Pflichten, mit dem Leidenden mitzuleiden und ihm zu helfen. Hier weist die methodische Sprachforschung auf eine Perspective für die Erkenntniss des menschlichen Geistes hin, die weit über das Gebiet der Sprachenerkenntniss im gewöhnlichen Sinne hinausliegt.

Der Ton bildet erst den Schlüssel zum Verständnisse des Wortes oder Satzes, nicht blos in der Kindersprache. Wenn wir im Kaufladen oder im Gasthofsagen: *ich bitte um die Speisekarte, um dies oder jenes*, — so wird die Bitte meist mit einer Bestimmtheit des Tones ausgesprochen, dass von einer Frage, ob es dem Kellner, Wirt oder Verkäufer genehm sei, uns das Geforderte zu geben keine Rede mehr sein kann. Aehnlich ist oft die Form, deren sich der höher stehende gegen den Untergeordneten bedient, so sagt der Vorgesetzte zu dem Untergebenen: *ich bitte die Acten in acht Tagen fertig zu stellen*. Der Ton sagt uns trotz der sprachlichen Form der Bitte, dass wir es mit einem stricten Befehle zu thun haben. Offenbar

sind einmal dieselben ethischen Rücksichten massgebend gewesen, welche bei dem brüskten Fordern und Befehlen des Kindes erwähnt wurden; man wollte auch im geschäftlichen und dienstlichen Verkehre die freie Persönlichkeit des Anderen rücksichtsvoll und höflich respectieren. Aber sobald der Ton der sprachlichen Bitte befehlend ist, so wird der Wortausdruck zu einer leeren Form, bei der zunächst eine Incongruenz mit dem Inhalte empfunden wird; schliesslich schwindet jedoch dieses Gefühl, und Inhalt und Form erscheinen als congruent, nur bleibt an der Form das stilistische Gefühl haften, dass die Bittform eine feinere oder edlere Ausdrucksform des Befehls sei, wie sie die Verkehrssprache der höheren Gesellschaft fordert. Einen gleichen Vorgang haben wir vermutlich im lateinischen Prohibitiv der classischen Zeit, wo die Verkehrssprache der höheren Stände den Imperativ verpönt hatte und diesen durch den wünschenden Coniunctiv Perfecti oder durch *noti, cave* ersetzte. Die beiden letzteren Ausdrücke sprechen die Abwehr einer Handlung nicht im Interesse des Sprechenden, sondern rücksichtsvoll in dem des Angeredeten aus.

VI.

Eine Zeitungsannonce oder eine mündliche Bekanntmachung teilt mit:

'Der Verein Concordia feiert am 7. Juni sein Stiftungsfest im Saale der Vereinigung zu Berlin'.

Ein jungdliches Mitglied dieses Vereins hört oder liest die Bekanntmachung und ruft erfreut den Seinen gegentüber aus *'Stiftungsfest im Saale der Vereinigung'*. Die Angehörigen verstehen den jungen Mann oder die junge Dame, wissen sie doch von keinem anderen Stiftungsfeste, über das der Jüngling sich freuen könnte, als dem der Concordia, sie kennen auch den Tag der Feier und die Stadt derselben. Doch warum hat das Comité des Vereins die umfängliche Bekanntmachung erlassen, der junge Mann war knapper?

Das Zeitungsblatt, in dem die Mitteilung veröffentlicht wurde, wendet sich an sehr viele Leser, auch sehr viele, die nicht Mitglieder der Concordia sind, oder vielleicht von diesem

Vereine gar nichts wissen; es giebt auch noch andere Vereine als die Concordia. Die ersten Worte dienen also dazu, die Adressaten der Mitteilung zu bezeichnen, ihnen zu sagen, dass ihnen die Mitteilung gilt. Die Mitglieder ersehen hieraus, dass ihnen eine Vereinsmitteilung gemacht werden soll, — etwa über die Beiträge oder einen Gesellschaftsabend? Nein, — betreffs des Stiftungsfestes, dessen Feier am 7. Juni den Vergesslichen eingeschärft wird. — Nun, was wird denn eigentlich mitgeteilt? — das Stiftungsfest und seine Feier schwerlich, sondern der Ort, wo dasselbe gehalten werden soll: im Saale der Vereinigung.

Alles ausser dieser Ortsangabe ist für die Mitglieder ganz interesselos, das Uebrige dient nur dazu, den Kern der Mitteilung verständlich zu machen, — verständlich auch für Nichtmitglieder, aber für diese wird der Kern der Mitteilung schwerlich Interesse haben. Also die Angaben ausser der Ortsangabe sind wie die Exposition eines Romans oder Dramas, wie die Vorerzählung einer Anekdote nur Vorbereitung für die Pointe. Der Kernpunkt der Mitteilung wird ausgesagt von dem, was zur Einführung und Orientirung ausgesprochen ist, genau so wie von einem Hause gesagt wird: *das Haus in der Wilhelmsstrasse ist fertig*. Dieses Verhältniss pflegt man grammatisch durch die Ausdrücke Subject und Prädicat zu bezeichnen, die Gruppe von Vorstellungen von der eine Aussage gemacht wird, nennen wir Subject, die Aussage selbst Prädicat. Das Subject ist das intresselose Bekannte, die Aussage das Intressierende und Neue, allerdings nicht immer findet dies Verhältniss zwischen grammatischen Subject und grammatischen Prädicate statt. Bei der Betonung: *dein Vater hat es gesagt*, ist das Neue und interessirende das grammatische Subject, aber logisch das Prädicat. Man darf darum jene Exposition das logische Subject, das Interessierende und neue dagegen das logische Prädicat nennen. Allerdings ist dabei der Uebelstand, dass der Ausdruck *logisches Subject* ein fester Terminus in der Grammatik schon geworden ist: Man versteht darunter das handelnde Subject, besonders wenn dies die Form des grammatischen Subjects, den Nominativ, nicht hat, wie in dem Satze: *der Baum ist vom Knaben gesehen*, hier ist logisches Subject *vom Knaben*. Vorzuziehen ist darum der Deutlichkeit wegen statt *logisches Subject Exposition* zu sagen.

Die Exposition dient dazu, die Situation klar zu stellen, damit das logische Prädicat verständlich wird. Die Situation ist der Boden, die Umgebung, auf der eine Thatsache, ein Ding u. s. f. in die Erscheinung tritt, doch auch das zeitlich Vorausliegende, aus dem heraus eine Thätigkeit entsprungen ist, nemlich die Thätigkeit, welche wir als Prädicat aussagen, und ebenso gehört zur Situation die Angabe der Person, an welche die Mitteilung gerichtet ist. Die Situation wird bei der sprachlichen Mitteilung nicht bloß durch Worte bestimmt, viel gewöhnlicher und ausgedehnter durch die umgebenden Verhältnisse selbst, durch die unmittelbar vorhergegangenen Thatsachen und die Gegenwart der Person, mit der wir sprechen. Die durch die umgebenden Verhältnisse und die Gegenwart der angeredeten Person gegebene Situation kommt uns durch die Anschauung zum Bewusstsein, wir nennen sie daher die Situation der Anschauung.

Stehe ich mit Jemandem vor einem Baume, so genügt vollständig das Wort *Linde*, um zu sagen: *dieser Baum ist eine Linde*. Der vor uns stehende Baum bildet, auch unbenannt, das Subject des Satzes. Oder sage ich bei dieser Situation: *das ist eine Linde*, so erhält doch das Pronomen erst durch die gegenwärtige Anschauung seinen Inhalt. — Stelle ich Jemanden in einer Gesellschaft vor, so wäre es gradezu unpassend zu sagen: *dies ist Herr Müller*, ich weise nur mit der Hand auf ihn hin, um ihn von den übrigen anwesenden Personen zu unterscheiden und sage: *Herr Müller*. Die lebendige Anschauung, präcisirt durch den Gestus, ist die Situation und das Subject. Es ist klar, dass ein gegenwärtiges Anschauungsbild nicht so einfach ist, dass alle Teile desselben das Subject sein könnten, noch auch das gesammte Anschauungsbild. Neben jener Linde im Parke steht vielleicht auch eine Eiche, und vieles Andere ist sichtbar, die angeredete Person ja auch. Der Gestus und die Richtung der Augen geben Anhaltspunkte für die Auscheidung eines Teiles aus dieser complicierten Masse, doch auch ohne diese Illustration bleibt ein derartiges Prädicat beziehbar. Ja, der Gestus selbst ist ja eine Thätigkeit, die Hand, der Arm, ein Finger wird dabei gezeigt, warum bezieht der Hörende das Prädicat nicht auf diese Teile der Anschauung? Es muss ein Schluss von dem Hörenden aus der Natur des

Prädicats sowohl wie aus dem Inhalte der Anschauung gewonnen werden, um die Beziehung richtig zu machen. Ich dente hier diese Frage nur an über welche die zweite Abhandlung einigen Aufschluss geben soll.

Setzt Jemand ein Glas Wein vom Munde und sagt: *vortrefflich!*, so zweifle ich keinen Augenblick, dass er den eben genossenen Wein so nennt; selbst wenn ich nur das leere Glas sehe, so ergänze ich den Ausruf zu dem Satze: *der Wein ist vortrefflich*. Also die Situation wird auch bestimmt durch vollendete Handlungen, die noch im Vordergrund unseres Bewusstseins stehen. Und das zu denkende Subject ist nicht bloß die gesammte Handlung, wie hier das Weintrinken, sondern ein Moment dieser Handlung, der Wein, — also auch hier liegt ein Schluss des Verstehenden vor, von dem später die Rede sein wird. Diese Situation wird passend genannt werden Situation der Erinnerung.

Sind die Augen von Tausenden auf ein grosses Schauspiel, eine Krönung z. B. gerichtet gewesen, so ist der Ausruf *schön, herrlich*, auch bei dem Auseinandergehen der Menge noch verständlich, durch die Voraussetzung, dass alle Zuschauer nur das Gesehene im Bewusstsein tragen. Die Situation der Erinnerung besteht in den Vorstellungen, die unmittelbar vor dem Sprechen oder dem Hören des Gesprochenen bewusst gewesen sind, an die sich unmittelbar in der Zeit eine sprachliche Aeusserung anschliesst. Wegen des Prävalierens der unmittelbar in der Zeit vorausgegangenen Vorstellungen wird die expositionlose sprachliche Aeusserung aus ihnen ergänzt. Es zeigt sich hier eine neue Schwierigkeit bei Beurteilung dieser Verhältnisse, die Situation der Erinnerung ist zu einer Zeit in der Seele des Hörenden das logische Subject, wo auch eine Anschauung für den Hörenden vorhanden ist, und doch wird nicht diese zur Exposition vom Hörenden verwandt, sondern jene.

Schon so viel ist jetzt ersichtlich, dass die Bewusstseins-elemente oder Vorstellungsgruppen, welchen im Augenblick das grösste Interesse zugewandt ist, auch die grösste Fähigkeit besitzen müssen die expositionellen Elemente abzugeben. Nun gibt es aber anhaltende und feste Interessen und Neigungen des Menschen, die natürlich gleichfalls diese Fähigkeit besitzen müssen, und die sogar im hohen Masse

geeignet sind eine fehlende Exposition zu ersetzen. Bei ihrer hohen Intensität sind auch diese Interessen im Stande die durch Anschauung und Erinnerung des unmittelbar Vorhergehenden gegebenen Vorstellungen so zu verdunkeln, dass diese die Schwelle des Bewusstseins nicht überschreiten, und sie selbst haben die grösste Fähigkeit durch andere Vorstellungen, selbst solche, welche nur eine entfernte Beziehung zulassen, in das Bewusstsein gehoben zu werden. Sie bilden ein sehr wichtiges Vorstellungsmaterial, aus dem andere Vorstellungen ergänzt werden. Man denke, Jemand sagte: *die Bretter sind heute frisch gestrichen*, der gewöhnliche Mensch wird darunter irgend welche Bretter verstehen am Hause oder sonst wo, er wird sich wahrscheinlich umsehen, wenn er diese Aeusserung ganz abrupt hört, ob in der Anschauung Bretter vorhanden sind, die gemeint sein könnten, der Schauspieler versteht darunter wenigstens sehr leicht *die Bretter, welche die Welt bedeuten*. Hört der Jäger von *Löffeln*, so ist er wenigstens ebenso geneigt an die Ohren des Hasen zu denken, als an die Suppenlöffel bei Tisch, selbst wenn er einen solchen bei Tisch in der Hand hält. So hat der Militär seine besonderen Gruppen der grössten Associationsfähigkeit, andere der Jurist, andere der Seemann, andere der Philologe, andere der Geistliche u. s. f. Daher die hübsche Anekdote, welche Steinthal erzählt, dass ein Menschenkenner sich anheischig macht, aus den Antworten, welche verschiedene ihm unbekannte Personen auf eine Rätsselfrage geben, ihren Stand zu bestimmen. Diese verschiedenen Interessenkreise haben daher ihre eigenen Ausdrucksweisen, die bekannten *termini technici*, welche ihren Inhalt aus der Situation des Bewusstseins, d. h. aus den fest gewordenen Interessen ergänzen, so *die Löffel, der Lauf* des Hasen, *der Schweiss* des Wildes, die vielen juristischen *Termini* und die grosse Menge der Handwerkerausdrücke; *testudo* bei den Römern kann die Schildkröte, das militärische Schilddach, die Leier sein.

Die genannten Arten der Situation sind die wichtigsten; doch darf nicht vergessen werden, dass alle Empfindungen und Gefühle, welche während der sprachlichen Aeusserung vorhanden sind als expositionelle Massen von Bedeutung werden können. Die durch augenblicklich vorhandene Anschauung und durch die Erinnerung an kurz vor-

hergegangene Thatsachen erregten Gefühle der Freude und des Schmerzes gehören zu den beiden oben erwähnten Kategorien der Situation, der Anschauung und der Erinnerung. Aber wie neben den momentan erregten Interessen die festen Interessen hergehen, so wird das momentane Gefühl begleitet von der festen Gesamtempfindung, welche der gehemmte oder leichte Ablauf der physischen Lebensfunctionen und der seelischen Vorstellungen mit sich bringt, ebenso von dem Gefühle, welches einem gewünschten oder behinderten Ablaufe der Lebenszwecke zu folgen pflegt, diese festgewordenen Gefühle sind die Stimmungen des Menschen, die wir als feste Grössen in dem geistigen Leben des Menschen auch vielfach Temperamente nennen. Diese heiteren und lebendigen Stimmungen, oder traurigen und melancholischen Gefühle äusseren sich im gesammten Vorstellungsleben des Menschen und daher auch in seinem sprachlichen Ausdrucke, sie färben den gesammten Ton der Stimme, die Actio fröhlich oder schmerzlich und tragen damit direct ein positives Stimmungselement in die Aeusserungen des Sprechenden hinein. Sie sollten also den Hörenden auch zu Rückschlüssen auf ein vorhergegangenes fröhliches oder trauriges Ereigniss veranlassen, auf einen momentan vorhandenen Schmerzenszustand, der Abhilfe fordert, wie dies bei dem Imperativ der Fall war und wie es in der Frage geschieht. Doch wenn der Hörer sieht, dass Heiterkeit und Schwermut der allgemeine Character oder die Natur des Sprechenden ist, so sieht er von dieser wie von jeder anderen Character Eigenschaft des Sprechenden beim Auffassen des Inhaltes der Mitteilung ab. Die Wirkung dieser Stimmung auf den Hörer bleibt nur eine stilistische. Für die Poesie und Litteratur ist es von grosser Wichtigkeit diese individuellen Stimmungen der litterarischen Persönlichkeit zu kennen, ebenso werden die Urtheile des Menschen nach Wert und Unwert erst aus dieser Quelle voll verstanden und gewürdigt, denn der Melancholiker wird in seinem Urtheile leicht pessimistisch, und er sieht Galle, wo das heitere Gemüth Honig zu schmecken glaubt, er sieht Verwesung, wo ein Anderer heiter blühendes Leben erblickt. Und somit geben diese festen Stimmungen ein nicht unwesentliches Material expositioneller Elemente, — doch für das Wortverständnis der lebendigen Rede ist diese Seite des physischen Lebens ohne tiefere Bedeutung.

Wir sprachen von der Situation der fest gewordenen Interessen, doch nicht bloß einzelne Stände oder Klassen innerhalb einer Volksgemeinschaft, nicht bloß einzelne Familien und Individuen haben solche gemeinsamen Interessen, auch ganzen Völkern, ganzen Zeiten und Culturepochen sind derartige feste Interessen gemeinsam. In diesem Falle pflegt man von den herrschenden Ideen einer Zeit zu reden. Man denke z. B. in Berlin hätte man *Freiheit* gerufen im Jahre 1809, würde das Volk bei diesem Ausrufe dieselben Vorstellungen gehabt haben als das Pariser Volk in den Jahren der grossen Revolution, der Preusse würde die Befreiung von der Fremdherrschaft, der Franzose die specifisch politische Freiheit und Gleichheit im inneren Staatsleben verstanden haben. Im heutigen Paris würde der Ruf *revanche* vermutlich eine ganz bestimmte Deutung finden, es würde als Aufruf zum Rachekriege gegen uns empfunden werden. Welcher Vorstellungsinhalt verbindet sich dem modernen Franzosen mit dem Worte *Prussien* und welcher Inhalt dem Preussen, wenn er stolz bekennt: *ich bin ein Preusse*; — was dachte der Römer des goldenen Zeitalters bei *Graecus* oder *Graeculus*, und was wird bei dem Namen der Perser vorgestellt haben, der bei Salamis mitgekämpft hatte?

Sprachlichen und litterarischen Aeusserungen einer Zeit, ihren Dichtungen und Schriftwerken merkt man sofort an, dass eine Menge von Expositionselementen unausgesprochen bleiben, die wir aussprechen würden. Wir denken und fühlen anders als jene Menschen, das Ganze hat für uns etwas Fremdes, die unausgesprochenen Expositionselemente kann man auch die Vorurteile der Zeit nennen. Wenn Brunhild in den Edda-dichtungen den Sigurd zu morden sucht aus unbezwingbarer Liebe, so ist uns die Voraussetzung der Frau nicht unmittelbar bewusst, die Voraussetzung dass sie im Jenseits mit ihm vereint zu sein hofft. Wenn dasselbe gewaltige Weib ihr Dienstgesinde durch Geschenke zu bestimmen sucht, ihr freiwillig in den Tod zu folgen, so ist das für uns unverständlich, wir kennen nicht den Wunsch jener altgermanischen Zeit, geschmückt und geehrt in das Jenseits einzugehen. Die Edda-dichtung verliert kein Wort zur Exposition, nur aus einer nachträglichen Vorstellung der Brunhilde lässt sich die Anschauung erschliessen. Man denke, ein moderner Dichter wolle diese

Thatsachen für moderne Leser gestalten, er würde sicher entweder episch oder dramatisch die leitenden Ideen und bestimmenden Vorurteile jener Zeit zu exponieren bestrebt sein. Die Zeit selbst ist sich einig über diese Anschauungen und verliert darüber kein Wort.

Da die ganze Art die Welt zu denken und aufzufassen von solchen Ideen bestimmt ist, die Beurteilung der ethischen Werte, die Anschauungen von dem Zusammenhange der Dinge unter sich, mit dem Menschen und mit Gott, die Anschauungen von den Kräften des Lebens und der Welt, die Anschauungen von den Pflichten des Menschen gegen sich, gegen Andere und gegen die Gottheit, — so nennt man diese Situation auch die Weltanschauung des Menschen oder der Zeit und Teile dieses Weltbewusstseins das religiöse und sittliche Bewusstsein. Wie verschieden diese Weltanschauung in den verschiedenen Völkern und Culturepochen ist, bedarf einer Ausführung nicht, die litterarischen Denkmäler solcher Zeiten und Völker werden uns ja erst verständlich durch ausführliche Commentare, d. h. Expositionen zu Aeusserungen, welche jenen Zeiten ohne diese Expositionen verständlich waren. Beginnt Horaz das achte Lied im dritten Buche:

*Martiis caelebs quid agam Kalendis,
Quid velint flores et acerra turis
Plena miraris positusque carbo in
Cespite vivo —*

so war dem religiösen Bewusstsein der damaligen Zeit sofort mit dem ersten März die Feier der Matronalien gegeben, die Personen, welche dies Fest feierten, seine Cultusform und vielleicht seine religiöse Bedeutung und damit das Staunen des Maecen verständlich. Wir müssen uns erst mühsam aus anderen Notizen diese Thatsachen zusammensuchen, um zu verstehen, warum Maecenas sich über des Horaz Festfeier wundern soll.

Sprach der Römer sein *pluit* aus, so gibt er keine Situation keine Exposition, es versteht sich ihm von selbst, dass der Regengott der Juppiter *Pluvius* den Regen bringt, bedeutet uns das exhibitionslose *es regnet* dasselbe?

Hieran schliesst sich von selbst, dass die culturellen Differenzen der verschiedenen Völker und Zeiten bedeutende Differenzen in der Exposition hervorbringen müssen. Sagen wir

heute: *er nahm das Holz um Feuer anzumachen*, so wird ein Jeder darunter Holz verstehen, das durch vorhandenes Feuer oder durch Zündmasse erzeugtes Feuer in Brand gesteckt werden soll. Würde auch der Culturmensch diese Vorstellung damit verbinden, welcher das Entzünden des Feuers nur durch Reibung von Hölzern kennt? Würde dieser die Aeusserung *Stahl und Stein* verstehen? Diese Situation nennen wir die *Cultursituation*.

Erst durch Vergleichung unserer Weltanschauung und unseres Culturzustandes mit anderen kommen wir zur Empfindung und zum Bewusstsein, was wir beim Sprechen mit Genossen derselben Weltanschauung und derselben Cultur voraussetzen und ohne Exposition lassen. Der gesammte Inhalt der Worte von allen Thätigkeiten, Lebensformen und Werkzeugen, also den Dingen, die jenem Wandel unterstehen, ist bedingt von diesen Voraussetzungen der Weltanschauung und des Culturlebens.

Das möge genügen, um eine Vorstellung von dem Vorstellungsmaterial zu geben, das ich die Situation genannt habe.

VII.

Je klarer und vollständiger die Situation durch die Anschauung gegeben ist, um so weniger sprachlicher Mittel bedarf es. Also die sprachliche Aeusserung, welche auf eine gegenwärtige Anschauung gerichtet ist, wird am knappsten gehalten werden können. Unter den poetischen Kunstgattungen bedarf das auf der Bühne gespielte Drama der wenigsten Worte, der Pantomimus kommt sogar ohne sprachliche Mittel aus. So fallen bei der Darstellung auf der Bühne alle Bühnenbemerkungen des Schauspiels fort, denn das Ensemble der Scene stellt die in diesen Bemerkungen angegebenen Thatfachen und Verhältnisse eben direct und körperlich dar. Wie einfach wird durch dieses Ensemble der Bühne das Verständniss der Worte z. B. im Anfange des Egmont: *Soost: Nun schiesst nur hin, dass es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe schwarz, die habt ihr eure Tage nicht geschossen. Und so wär' ich für diess Jahr Meister.* — Wie

wäre man ohne die Anschauung der Gruppen auf der Bühne im Stande zu erschliessen, dass ein Armbrustschessen stattfindet, dass Soest ein Krämer oder wenigstens Bürger, dass Jetter, an den er jene Worte richtet, gleichfalls ein Bürger ist? Wer würde wissen, dass während dieser Worte auch Soldaten anwesend sind? Wer könnte auch nur ungefähr die Zeit der Handlung erraten, oder den Ort, ob die Handlung im Walde, im Dorfe, in der Stadt etc. statt fände? Der Dramatiker also benutzt als ein sehr wesentliches Expositionselemente die lebendige, gegenwärtige Anschauung. Wie langer Expositionen würde ein Roman bedürfen, der die eben berührte Situation wählen wollte! Der Roman und überhaupt die Erzählung braucht die meisten Worte, weil er die meisten expositionellen Mitteilungen zu machen hat.

Die Situation wird undurchsichtiger 1, je weiter und mannigfaltiger die Zahl der umgebenden Personen und Gegenstände ist. Hier kann vielfach die Hinweisung der Hand noch aushelfen. Aber die einzelnen Vorgänge bei den einzelnen Personen können nicht mehr mit gleicher Vollständigkeit beachtet werden. In einem grossen und gefüllten Weinhause würde es sehr zweifelhaft werden, ob ein am fernen Tische gehörter Ruf *vortrefflich* sich auf den Wein, auf eine Speise, auf eine Anecdote, einen Vorschlag oder sonst etwas bezöge.

Undurchsichtig wird 2, ferner die Situation, wenn räumliche Trennung stattfindet: a) zwischen den Personen, die mit einander sprechen; b) zwischen der Sprechenden und Hörenden Person einerseits und den Personen und Dingen, von denen sie sprechen, andererseits. Also weniger deutlich und umständlicher ist die Mitteilung im Briefe als die mündliche Besprechung über ein gegenwärtiges Anschauungsbild und ebenso eine Mitteilung über eine Landschaft Indiens in Europa als an Ort und Stelle. — Undurchsichtig wird die Situation 3. ferner durch zeitliche Trennung von dem Objecte der Mitteilung, dies ist der Fall, den wir beim Egmont berührten. Soll der Romandichter uns in ferne Zeiten z. B. der ägyptischen oder griechischen Geschichte führen, so empfindet er eine viel grössere Schwierigkeit der Exposition als wenn er uns wie Spielhagen in das moderne Leben einer deutschen Stadt versetzt.

Schwieriger wird nun 4. schliesslich die Exposition, je grösser der Kreis der angeredeten Personen ist. Ein Dichter, der sich an eine ganze Nation wendet, oder an die gesammte gebildete Welt, kann nicht auf eine Situation rechnen, welche durch festgewordene Interessen geschaffen wird und nicht auf die Beihülfe zur Exposition, wie sie der Handwerker bei seinen Zunftgenossen findet oder das Kind im Schoosse seiner Familie, wo der Vater eben sein Vater, Karl sein Bruder, der Schrank ein ganz bestimmter Schrank ist u. s. f. Je verschiedenartiger die Interessen der angeredeten Personen, um so grössere Anforderungen werden an die sprachliche Exposition gestellt. Und je höher die Individualität innerhalb einer Sprachgemeinschaft entwickelt ist, um so mannigfacher sind die Interessenkräfte, um so höher wachsen die Anforderungen an die Exposition. Man vergegenwärtige sich den tausend und aber-tausenden Individualitäten der modernen gebildeten Gesellschaft eines Volkes gegenüber die enge Welt der Kinderstube, von deren leicht verständlichem Stammeln wir ausgingen, oder den engbegrenzten Horizont und die Gleichheit und Constanz der Beschäftigungen und der Lebensweise bei einem kleinen Stamme von Wilden. — Hierauf beruht zum guten Teile das Gesetz, dass räumliche Trennung oder Verschiedenheit in der Lebensweise bei ursprünglich eng verbundenen Teilen derselben Sprachgenossenschaft schnell Verschiedenheiten, allerdings nicht sowohl in der lautlichen Form, als in der Ausdrucksweise herbeiführen.

VIII.

Der Exposition gegenüber steht das logische Prädicat. Schon oben war darauf hingewiesen, dass dieses nicht mit dem grammatischen Prädicate zusammenfällt, obgleich allerdings ein naher Zusammenhang besteht. Das Glied des Satzes, welches den Ton trägt, der betonte Satzteil ist das logische Prädicat. Der grammatischen Form nach kann dies ein Subject, eine Zeit- oder Ortsbestimmung oder irgend eine andere grammatische Kategorie sein. So lässt sich der Satz: *die Schlacht bei Leipzig ist am 18. October geschlagen* mehrfach

betonen, *die Schlacht bei Leipzig —, ist am achtzehnten October —, ist am 18. October — geschlagen*. Man empfindet unmittelbar den Unterschied der Bedeutung des Satzes bei verschiedener Betonung: wird *Leipzig* betont, so ist damit gesagt, diese Schlacht fand am 18. October statt, eine andere allerdings wurde an einem anderen Tage geschlagen, von der feststehenden Thatsache, dass am 18. October eine Schlacht statt fand, wird die Angabe prädicirt, welche Schlacht dies war. Wird die Zahl *achtzehnte* betont, so wird damit einer Annahme widersprochen, etwa der, dass dieselbe am 25. October stattgefunden habe, von der feststehenden Thatsache, dass im October bei Leipzig gekämpft sei, wird das richtige Prädicat ausgesprochen u. s. f. Also bei der verschiedenen Betonung ergibt sich jedesmal ein verschiedener Sinn, denn jedesmal ist das logische Prädicat und die Situation oder das logische Subject verschieden, Bemerkenswert ist, dass in unserem Satze gerade das grammatische Prädicat nicht betont werden kann.

Auch aus diesem Beispiele ergibt sich, was schon oben erwähnt war, dass das Prädicat stets das Neue und Interessierende der Mitteilung enthält, oder noch besser gesagt das Wertvolle. Ueber diesen Punkt werden wir mehr hören, wenn wir an die Frage nach dem Zwecke des Sprechens treten.

So viel ist hieraus schon jetzt ersichtlich, dass nur solche Worte logisches Prädicat sein können, welche im Stande sind ein Wertvolles dem Hörer mitzuteilen. So viel ich sehe ist das nur beim Relativpronomen nicht möglich, sonst können alle die sogenannten Formworte die betonten Satztheile sein, so die Präpositionen: *ja neben dem Hause aber nicht in dem Haus*; — die übrigen Adverbia: *sehr schön, sagst du? er macht es gar zu arg; dein Bruder kam auch* u. s. f.; dagegen das Relativum *der, welcher* lässt sich nicht betonen, das relative Adverbium dagegen kann das logische Prädicat sein, vielleicht aber nur im Widerspruch gegen eine zu corrigierende Behauptung oder Annahme: *ich ging zu ihm erst, als ich es hörte (nicht bevor), ich habe geschrieben, weil ich dich liebe (nicht obgleich), das wird geschehen, wenn er kommt (wie du behauptest, aber es ist zweifelhaft, ob du Recht hast)*.

Das Mittel also, durch das die beiden scharf zu sondernden Klassen von Satzelementen vom Sprechenden auseinandergehalten werden, ist die grössere oder geringere Stärke des Tons, — ich sehe hier davon ab, dass in den Sprachen mit musikalischem Accente zugleich eine musikalische Erhöhung des Tones statt findet. Wie wichtig der Accent für das Verständniss des Satzes und seines Sinnes ist, beweist ein Vergleich zwischen stümperhaftem und monotonem Lesen gegenüber einem gut betonten Vortrage.

Dieses Mittel genügt vollständig das logische Prädicat hervortreten zu lassen; und doch findet sich in den modernen Sprachen, speciell dem Französischen und Deutschen, das Bestreben, auch durch grammatische Construction den betonten Satzteil hervortreten zu lassen. Man wird sich dieses Bestrebens besonders bewusst, wenn man die genannten Sprachen mit dem Lateinischen und Griechischen vergleicht. Sätze wie *primus Caesar hoc fecit* übersetzen wir häufig durch *Caesar war der erste, der dies that*; und ebenso bei der Betonung *Caesar hoc fecit*, *Caesar war es, der*. Im Französischen wird in solchen Fällen der Ausdruck *c'est que* so viel gebraucht, dass ich Beispiele sparen kann. Man darf sagen, dass besonders betonte Nebenbestimmungen häufig so in den modernen Sprachen in den Vordergrund gerückt werden, z. B. *sein Bruder war es, mit dem er kam*; lat. *cum fratre venit*, *es war Nacht, als er zurückkehrte*, *es ist lange her, seit und viele andere*.

Man hat hierbei den Eindruck, als ob sich ein Widerspruch im Sprachgeföhle zeige, den betonten Satzteil in ein syntaktisches Verhältniss zu bringen, das im Allgemeinen zum Ausdruck von nebensächlichen Bestimmungen dient, man hat auch das Bedürfniss, das wichtigste Glied der Mitteilung an den Anfang zu rücken, was bei der fixierten Wortstellung der modernen Sprachen nicht ohne weiteres möglich ist. Bezeichnend ist hierbei die Thatsache, dass man das logische Prädicat in solchen Fügungen auch zum grammatischen Prädicate macht. Ich weise bei dieser Gelegenheit sogleich darauf hin, dass 1. ein Bestreben vorhanden ist, das logische Prädicat an die Spitze zu stellen, 2. ein Bestreben das logische Prädicat zum grammatischen Prädicat zu machen, und 3. dass

die allgemeine Stellung des grammatischen Prädicats in den neueren Sprachen hinter dem Subject ist, offenbar ein Widerspruch in der Anschauungsweise, auf den wir zurückkommen müssen.

IX.

Es entsteht nun die Frage: wie befriedigt die Sprache thatsächlich jenes Bedürfniss nach logischem Prädicate und Exposition, welche Formen werden hierfür gewonnen, wie verhält sich die grammatische Form zu den eben geschilderten einen geschlossenen Satzbau begründenden Verhältnissen?

In dem Satze: *Themistokles, ein Grieche aus Athen, ein Zeitgenosse des Aristides, schlug bei Salamis die Perser, welche nach Griechenland gezogen waren, um dieses Land zu unterwerfen, in einer Seeschlacht* — in diesem Satze steckt ein sehr reicher Inhalt. Verfolgen wir die Gänge, welche hier die Darstellung nimmt: zuerst ein Personennamen das Subject, — für einen Geschichtskundigen genügend um Vaterland und Lebenszeit zu bezeichnen; denn es gibt nur einen Themistokles von historischer Bedeutung. Für Ungelehrte bedarf es einer Erläuterung nach Ort und Zeit, diese ist enthalten in einer doppelten Apposition. Offenbar also ist der Erzähler in seinen Angaben bestimmt durch die Ueberlegung, welche expositionellen Elemente er nach dem Kenntnissstande des Hörenden zu geben hat. — Die erklärende Apposition folgt nun dem der Erklärung bedürftigen Subjecte nach; man sollte von einer wohlgeordneten Darstellung erwarten, dass die Exposition dem der Exposition bedürftigen Worte voranginge. Es verhält sich hier also *Themistokles* zu seinen Appositionen wie das logische Prädicat des Satzes zu seinen exponierenden Momenten, zu seiner Exposition oder seinem logischen Subjecte. Eine klare und einfache Erzählung würde sagen: *es lebte zur Zeit des Aristides ein Mann in Athen mit Namen Themistokles.*

Die Anwesenheit der Perser bei Salamis wird durch den Relativsatz erklärt; dieser ist die Exposition zum logischen Prädicat: *die Perser wurden bei Salamis geschlagen.* Beide Arten der Exposition, Apposition und Relativsatz,

stehen stets hinter ihrem logischen Prädicate. Also diese so einfachen, so vielgebrauchten Formen der Exposition stehen logisch an falscher Stelle.

Zur Erklärung dieser befremdlichen Thatsache bedarf es nur der Ueberlegung, wie der Sprechende im Allgemeinen zum Bewusstsein davon kommt, dass seine Mitteilung einer Exposition bedürfe. Im Allgemeinen pflegt der Mensch, besonders der naive Mensch, anzunehmen, dass sein Mitmensch innerlich genau so organisirt und gestimmt sei, dass er dasselbe denke und wisse, wie er selbst. Beginnt er seine Mitteilung mit dieser Voraussetzung, so wird er sich oft vom Gegenteil überzeugen müssen durch den verständnisslosen Ausdruck in den Mienen des Angeredeten oder noch directer durch die Frage: von wem sprichst du, wann war das, wo geschah das u. s. f. Also ursprünglich wird der Redende erst während des Sprechens bemerken, dass er zur Erklärung gewisse Angaben hinzufügen müsse. Auch kann sich der Redende über das Mass dessen täuschen, was zur Exposition mitzuteilen ist, er kann zu viel geben und damit langweilig werden und als vorsichtiger Pedant erscheinen, er kann zu wenig geben, und unklar werden. Darüber belehrt ihn die Miene des Angeredeten, ist dieser zerstreut bei der Mitteilung und interesselos, so kann der Sprechende daraus einen Schluss auf seine Weitschweifigkeit ziehen, liest er auf dem Gesichte des Angeredeten das Befremden und die Züge des Verständnissmangels, oder hört er geradezu die Frage, so hat er damit den Hinweis erhalten sich zu corrigieren und nachzuholen, was er übergangen hatte.

Ferner aber, das logische Prädicat ist ja das den Sprechenden am meisten Interessierende, es ist im Augenblicke die stärkste Vorstellung in ihm, es steht durchaus im Vordergrund des Bewusstseins und drängt eben darum am stärksten zur Mitteilung. Diesem mechanischen Uebergewicht des logischen Prädicats in der Seele hat die ruhige Ueberlegung, dass eine Exposition zum Verständnisse nötig sei, und was dieselbe erfordere, das Gleichgewicht zu halten. Wie oft jedoch die ruhige Ueberlegung der übermächtigen Gewalt jener psychologischen Potenzen des Gefühls und der Strebung unterliegt, beweist die Ethik auf Schritt und Tritt.

Das natürliche Uebergewicht des Interesses wird noch

verstärkt durch die gesteigerte Animiertheit, welche das lebendige Sprechen mit sich bringt gegenüber dem ruhigen Schreiben, ebenso durch das elementare Bestreben des Menschen interessant zu sein. Es ist daher psychologisch nur natürlich, dass der naive Mensch die Expositionselemente erst nach dem Prädicate ausspricht. Die einmal geschaffene und fest gewordene Sprachform behält auch der künstlerisch gestaltende Dichter und Schriftsteller bei. Apposition und Relativsatz sind also nachträgliche Correcturen unserer mangelhaften Darstellung.

X.

Es ist interessant, dass uns die grammatische Form der Nebensätze einen Einblick in das Werden der expositionellen Form gestaltet, etwa wie die Petrefacten uns Formen eines früheren Daseins erschliessen.

In den indogermanischen Sprachen werden zur Bildung der Nebensätze vor Allem zwei Klassen von Stämmen verwendet, Demonstrativstämme und Stämme des Fragepronomens. Im Griechischen, Lateinischen und Deutschen haben wir hierfür 1. den Demonstrativstamm *ta-* griech. *το-*, deutsch *tha-*, *da-*, nhd. *der die das*; 2. lateinisch die Interrogativstämme *qui-* und *quo-*, deutsch *hwa-*, woraus nhd. *wer, was, welcher*, mit ihren Ableitungen. Von diesen Stämmen sind die meisten und wichtigsten Conjunctionen dieser drei Sprachen abgeleitet. Doch da diese Sprachen in der Wahl der Stämme nicht übereinstimmen, so haben wir darin den Beweis, dass die Entwicklung des Nebensatzes erst innerhalb der einzelnen Sprachen vollzogen ist. Um so auffallender und interessanter ist also die Uebereinstimmung in dem inneren Princip der Bildungsweise dieser Sätze.

Sehr durchsichtig ist die Entstehung des Relativsatzes aus dem Demonstrativum: *Die Griechen schlugen die Perser, das war ein Volk aus Asien, — die waren aus Asien gekommen, — damals war Xerxes König* u. s. f. Diese Sätze sind also wirkliche Demonstrativsätze, die nur im Deutschen eine den Nebensätzen eigentümliche Wortstellung erhalten haben, und die sich sonst nur durch die geringe Bedeutung ihres Inhaltes und

daher durch das geringe Mass ihrer Betonung von den demonstrativischen Hauptsätzen unterscheiden. Als Demonstrativsätze sind sie der stets und auch heute gebräuchlichen und lebendigen Parenthese gleich und functionell Satzappositionen, also nachträgliche Correcturen der Darstellung.

Selbstverständlich findet sich die Satzapposition in allen drei Sprachen, doch sie ist nicht überall die feste Form des Nebensatzes oder wenigstens des Relativsatzes geworden oder geblieben. Im Deutschen ist sie es in so fern nicht geblieben als die Relativsätze eine andere Wortstellung erhalten haben als die parenthetischen Appositionssätze, eine Wortstellung, die für alle auch auf anderem Wege entstandenen Nebensätze gemeinsam ist, z. B. also auch für die mit dem Substantiv *Weile* gebildeten Consalsätze: *weil ich ihn sah*, für die mit einem Participium gebildeten Sätze: *Während ich den Brief erhielt*, für die indirecten Fragesätze: *ich fragte ihn, ob er ihn gesehen hätte* und ebenso für die aus dem Interrogativum gebildeten Nebensätze. Die demonstrativen Sätze haben sich der für den Nebensatz üblichen Weise der Wortstellung angeschlossen, sich also einem Systemzwange gefügt. — In der griechischen Sprache, auch in den Dialecten scheint sich das Relativum $\delta\varsigma$ mit der Zeit durchgesetzt zu haben gegen die Formen vom Stamme $\tau\omicron$ -, vgl. Kühner Gr. Gr. 1, 174, 2.

Doch nicht alle mit dem Demonstrativum gebildeten deutschen Nebensätze können so erklärt werden. In einem Satze *er reiste ab, nachdem die Sonne aufgegangen war* kann der demonstrativische Ausdruck *nach dem* etymologisch nur zum Hauptsatze gezogen werden = *er reiste ab nach der Zeit, diese Zeit war: die Sonne war aufgegangen*. Ebenso muss *da* in Sätzen wie *wir freuen uns, da du kommst* etymologisch zum Hauptsatze gerechnet werden: *wir freuen uns da, du kommst*. Ebenso in Sätzen mit *indem*: *indem ich hier verweile, dingt er schon Mörder*; — *je nachdem*, — *auf dass*: *du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass dirs wohl gehe*.

Ist von uns hier richtig etymologisch bezogen und construiert, so zeigt sich principiell wieder dieselbe Erscheinung wie in der Apposition. In dem Satze: *er reiste ab, nach dem* ist gesprochen, als ob der hinweisende Ausdruck an sich schon verständlich wäre, der Sprechende selbst verbindet ja aller-

dings einen bestimmten Inhalt mit der Demonstration, — der nachfolgende Satz: *die Sonne war aufgegangen* schliesst sich daran als Correctur, als nachträgliche Exposition. Ebenso sind gewiss die Sätze etymologisch aufzufassen, nach deren Muster sich die vielen deutschen Verbindungen mit *dass* gebildet haben, z. B. *ich glaube dass er kommt*. Zunächst war das neutrale *das* das einzige Object des Verbums *ich glaube*, und wenn es unverständlich war, so setzte man parenthetisch oder appositionell *er kommt* hinzu. Der Gebrauch der Sätze mit *dass* wird ursprünglich gewiss auf die Verbindung mit transitiven Verben beschränkt gewesen sein, doch sobald man das Pronomen nicht mehr als Pronomen fühlte, sondern conjunctionell zum nachfolgenden Satze zog, war der Ausbreitung der Constructionsweise Thor und Thür geöffnet.

Dass der blosse Hauptsatz als nachfolgende Erklärung eines unverständlichen Wortes dienen kann, verstehen wir aus dem freien Gebrauche der parenthetischen Sätze vollkommen, z. B.: *er besuchte den anderen Bruder (er war ein Farmer etc.)*. Und auch der formelhaft gebundene Gebrauch des Personalpronomens im relativen Sinne, z. B.: *mit dir, du ein kröne bist aller éren* (vgl. Paul mhd. Gr. § 342, Anm. 2); ferner in Nebensätzen mit *nun* eig. = *jetzt*, z. B.: *ich sterbe ruhig, nun ich sie dir empfehle*, (Paul mhd. Gr. § 352, 5); ebenso bei *eh*, mhd. *ê*, entsprechend der etymologischen Zugehörigkeit von *nu* und *ê* wird mhd. auch ein *daz* hinzugefügt; ebenso *weil*, mhd. *die wîle* und *die wîle daz, die wîle und*. Auch das mhd. *doch* im Sinne von *obgleich* (Paul a. a. O. 352, 7) gehört hierher, das ursprüngliche Participium *während* ist gleichfalls etymologisch zum Hauptsatze zu construiren.

Man wird daher nicht zweifeln können, dass ein besonders im Deutschen viel gebrauchtes Verfahren expositionelle Nebensätze zu bilden sich an den demonstrativen Hinweis anschloss in Fällen, wo dieser für den Hörenden nicht verständlich war, und darum einer nachträglichen Erläuterung bedurfte. Es ist das Verfahren der Correctur. Wir haben bei Besprechung dieser Erscheinung noch andere principiell gleiche Formen gefunden, nur dass in diesen die Correctur sich an ein anderes der Erklärung bedürftiges Wort anschloss. Sprachgeschichtlich interessant war dabei die Erscheinung, dass der zu allgemein

gehaltene Teil des Hauptsatzes mit der Zeit zum erklärenden Nebensatz bezogen wurde. Dieser Erscheinung werden wir noch öfter begegnen.

XI.

Es mag unentschieden bleiben, ob wir den Stamm des griechischen Relativpronomens *ὅς* interrogativ oder demonstrativ ansehen sollen, doch da die demonstrative Bedeutung für das Griechische sicher bezeugt ist, vgl. Kühner, Gr. Gr. § 518, 3, und da der Relativsatz sich zweifellos auf dem Boden der Einzelsprachen entwickelt hat, so sehe ich keinen Grund, auch für das Griechische entsprechend den relativen Bildungen vom Stamme *ro-* die Entstehung dieser Nebensätze aus dem Demonstrativpronomen in Abrede zu stellen.

Doch mag man nun diese griechischen Sätze nach der Weise der deutschen Sätze erklären oder nach der der Lateinischen Relativsätze, das Resultat unserer Untersuchung nach den Mitteln der Sprache, die Exposition zu bezeichnen, wird dadurch nicht alteriert. Denn sicher hat sich der lateinische Relativsatz mit dem Pronomen *qui* und seinen Ableitungen aus dem Fragesatze entwickelt. Es besteht hier die Tatsache, dass der Relativsatz als einleitendes Wort eine Form des Fragepronomens hat, z. B.: *Themistocles, qui Athenis natus est, vicit Persas*. Der Relativsatz enthält die Erklärung des Namens durch die Angabe der Geburtsstätte, es konnte also der Sprechende den Angeredeten nicht fragen, wer in Athen geboren war, denn das hatte er eben als Thatsache zur Erklärung des Namens mitzuteilen. Der Fragesatz kann auch nicht aus dem Sinne des Angeredeten sein, denn diesem ist ja von Jemanden, der in Athen geboren war, bisher nichts gesagt.

Allerdings ist das Fragepronomen aus dem Sinne des Angeredeten, doch wonach muss dieser fragen, wenn ihm bei dem Namen Themistokles etwas fragwürdig erscheint? Doch offenbar, wer Themistokles sei. Die alte Construction war: A sagt: Themistokles; B: Wer?, — A: Er wurde in Athen geboren.

Latein. *quianam* heisst warum? wesswegen (vgl. Georges Lexic.), — *quia* heisst weil. Die alte Construction war: *die Perser zogen nach Griechenland. — Warum? — Sie wollten unterwerfen.*

Quippini bedeutet *warum denn nicht* (Georges Lex.), *quippe* denn. Der mit *quia* und *quippe* eingeführte Satz enthält die Antwort auf die Frage *warum?* — Die Antwort selbst konnte unmöglich organisch und bei klarem Bewusstsein von der Grundbedeutung der Worte *quia* und *quippe* mit diesen, also mit einem Ausdruck = warum? eingeleitet werden.

Zunächst constatieren wir aus dieser Satzform, dass die Exposition nachträglich gegeben wird und zwar unter der Form, unter der in sehr, sehr vielen Fällen dem Redenden erst das Bewusstsein für die Verpflichtung aufgeht, eine derartige Exposition zu geben. Auch diese Form ist in der freien Sprache, nicht bloß in der naiven, häufig genug, z. B.: *Ich will fortziehen. Warum? (Nun) es gefällt mir hier nicht.*

An sich wäre es denkbar, worauf wir später zu sprechen kommen, dass die interrogative Bedeutung dieser Stämme *qui-* und *quo-* sich aus der demonstrativen entwickelt habe, und ich will eine solche Möglichkeit für die Zeit vor der Entstehung der Einzelsprachen gar nicht in Abrede stellen, aber eben so sicher ergibt sich aus der Vergleichung des griechischen Stammes *πο-* des lateinischen *quo-* und des germanischen *hwa-*, dass vor der Sprachtrennung dieser Stamm die interrogative Bedeutung erhalten hatte.

Die oben gegebene Erklärung, welche mir die einzig mögliche erscheint, gilt daher auch für die übrigen von diesem Stamme oder diesen Stämmen gebildeten Ableitungen, also für *quod, ubi, unde, ut, quam, quom, cum, quando.*

Weiter nun finden wir hier eine sprachgeschichtlich sehr interessante Thatsache: Zwei Sätze 1. ein Fragesatz, dessen Prädicat aus dem Vorhergehenden zu ergänzen war und 2. die Antwort auf diese Frage sind zu einem continuierlichen, organischen Satzganzen verschmolzen.

Bei diesem Vorgange der Verschmelzung ist vor Allem die eine Frage zu beantworten: wie ist es möglich, dass ein Fragesatz seinen Frageton einbüsst? Denn erst wenn der folgende Ton von dem Frageworte gewichen ist, kann es mit

dem Behauptungssatze der Antwort verschmelzen. — Zunächst ist festzustellen, dass das fragende *wer, wie* u. s. f. von derselben Person gesprochen wird, welche auch die Antwort gibt, dass also die sprechende Person der Angeredeten die Frage referierend entnimmt = *,wie' fragst du.*

Dergleichen Fälle, dass eine directe Aeussierung referierend in die Rede einer anderen Person übernommen wird, sind ausserordentlich häufig: z. B.: Jemand hat eine Person mit *du* angeredet, der Angeredete antwortet: *du, das verbitte ich mir* oder *das du verbitte ich mir*, oder in Verbindung mit einer Präposition *du hast mich mit du angeredet*, oder mit verbaler Ableitung *dutzen, ihrzen*. Die Anrede der einen Person also, d. h. eine mündliche directe Aeussierung wird zum Object der Aussage der anderen Person und nimmt dadurch ganz den Character eines appellativen Substantivs an. Der Ton, den das Wort *du* in der Anrede trug, kann verloren gehen und geht natürlich regelmässig verloren, wenn das entlehnte Wort Flexion oder Ableitungssuffixe erhält. Ebenso sagen wir *das wie, das wo, das wenn* u. s. f., griech. τὸ πῶς, τὸ ποῦ, τὸ ποῶν u. s. f., *das Vaterunser* und mit Flexion *des Vaterunser's*, griech. ἀλαλά und ἀλαλάζω, *Hurrah, Hussah* schreien oder adverbial *du geht es hurra hopsassa*. Das griechische ἦ μὴν ist Versicherungspartikel, daher im Schwur und bei feierlichen Versprechen sehr am Platze, aber es wird auch dem von einem Verbum des Schwörens und Versprechens abhängigen Infinitiv beigefügt (vgl. Kühner, Gr. Gr. 502, 4a). Das Taciteische, doch auch in der klassischen Zeit vorkommende, *an* bei einem zweifelhaften Grunde hat wahrscheinlich seinen Frageton eingebüsst, z. B. Tacit., Ann. 2, 42: *finem vitae sponte an fato implevit*, entwickelt aber hat sich der Ausdruck aus der directen Frage: *er starb freiwillig, — oder eines natürlichen Todes?*

Diese Herübernahme directer Aeussierungen einer anderen Person in eine referierende Aussage, wobei der ursprüngliche Empfindungston verloren geht, ermöglicht überhaupt erst die Bildung wirklicher Sprachworte mit vollentwickelter grammatischer Form aus den interjectionellen Lauten. So erst war es möglich, aus der Interjection *ach: das Ach und Weh*, das Verbum *ächzen* zu bilden, vielleicht auch das griechische ἄχος; ebenso οἰμώζω, στενάζω u. a. — Und erst der volle Verlust

des Empfindungstones lässt diese Empfindungsworte an Lautentwicklungen und Lautveränderungen der Sprache wie z. B. der Lautverschiebung teilnehmen; denn der interjectionelle Laut selbst steht ausserhalb solcher Lautveränderungen und mit ihm ein jedes Wort, dass sich deutlich für das Sprachbewusstsein an jene Interjectionen anlehnt.

Doch ich darf hier diese Gedankenreihe abbrechen. Also die mit dem Fragepronomen gebildeten Relativsätze sind in der Form etwa gleich deutschen Sätzen wie: *er ist gestorben. Wie — das will ich dir erzählen, oder das wie will ich dir erzählen.* Und wenn das Fragepronomen integrierender Teil des Relativsatzes wurde, so musste selbstverständlich auch die grammatische Rection des Pronomens durch das Verbum des ursprünglichen Antwortsatzes bestimmt werden, z. B.: *ab urbe profectus est, quem vidisti*, etymologisch war die Construction *ab urbe profectus est. Quis? vidisti (eum).*

XII.

Also alle Formen des pronominalen Nebensatzes sind aus der nachträglichen Correctur einer Mitteilung ohne genügende Exposition hervorgegangen. Erst die Ausbildung der Sprache zur Kunst und zur Lehre schärft die Verpflichtung ein, die Exposition dem logischen Prädicate voranzustellen. Diesem Streben nach vorausgehender Exposition ist es zu danken, dass in fortgeschrittenen Zeiten, z. B. denen der klassischen Latinität der relative Expositionssatz so massenhaft dem Hauptsatze vorausgestellt wird; und bei dem Gefühle, dass das logische Prädicat das Verbum sei (und allerdings ist das häufig der Fall), tritt das Verbum an das Satzende, also hinter all die Bestimmungen, welche als Exposition erscheinen.

Zu demselben Resultate führt eine Betrachtung der Verbalflexion des Indogermanischen. Das die Person bezeichnende pronominale Suffix wird dem Wortstamme nachgesetzt, und es ist dem Verbalstamme gegenüber so schwach betont, dass es sich diesem enklitisch anschliesst und seine Selbständigkeit als Wort vollständig einbüsst. Da das logische Prädicat den Ton trägt, so ist entschieden die Form der Ver-

balflexion aus den Fällen des Sprachgebrauchs hervorgegangen, in denen nicht die durch das Pronomen bezeichnete Person, sondern der Verbalstamm das logische Prädicat enthielt. Die Bildung ist etwa einer deutschen Form *kommt 'r* ähnlich, — eine sehr häufige Verbindungsweise, neben der jedoch auch der Fall vorgekommen sein wird, der sich widergeben lässt durch das Deutsche *kommt er*.

Da die mit Enklisis des Pronomens gebildete Verbalform das Muster für alle Verbalformen abgab, so muss der bei weitem häufigste Fall der gewesen sein, dass der Verbalstamm das logische Prädicat enthielt, dass also das exponierende Subject dem Prädicate erst nachfolgte. Und so fest verschmolz das pronominale Suffix mit dem Stamme, dass es auch da erhalten blieb, wo noch ein besonders Subjectswort zum Verbum trat; — also *ich sag' ich, du sagstu, Karl liebt'r* bilden etwa das Schema dafür.

Für die dritte Person wird nicht selten auch in der Zeit wo die pronominale Geltung des Suffixes noch deutlich empfunden wurde, der unbestimmten Exposition mit dem Pronomen *er* eine nachträgliche neue Exposition angefügt sein nach dem Schema: *kommt er Karl*. Diese der Apposition ganz analoge Form ist sehr häufig im lebendigen Gespräche und gehört gleichfalls unter die Kategorie der Expositionscorrecturen. Ich lasse hier einige Beispiele dieser Correcturweise aus der künstlerischen Rede folgen: Göthe Herm. und Dor. 1, 95 *Freilich ist er zu preisen, der Mann*; 1, 104 *Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend?* 1, 113 *Traurig war es zu sehen, die mannigfaltige Habe* u. s. f. — Götz: *Lumpenhunde, die Reiter!* *Es wird einem sauer gemacht, das Bisschen Leben und Freiheit.* Aus Götheschen Liedern z. B.:

*Ich kann sie kaum erwarten,
Die erste Blum' im Garten.
Die erste Blüth' am Baum;*

oder aus dem getr. Eckard:

*Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus.
Sie sinds die unholdigen Schwestern.
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Dann sind sie Euch hold, die Unholden.*

Diese Beispiele, die sich gerade ans Göthe massenhaft häufen liessen, beweisen die Ausdehnung dieser Correcturform in der Sprache, sie ist hier sogar zu einem beliebten und **entschieden wirksamen stilistischen Mittel** geworden.

XIII.

Die Bedeutung der Nominalsuffixe ist uns unbekannt, aber so viel ist doch klar, dass die Nüancierung der Beziehung des Stammes, also die Functionen des Casus, abgesehen vom Vocativ, der im Princip der reine Stamm ist, im Suffixe angedeutet waren, nicht im Wortstamme. Diese Thatsache ergibt sich auch aus den wenigen lebendigen Suffixen wie den griech. *-θεν*, *-δε*, *-σε*, *-τι*, dem latein. *-tus*. Da auch hier das Suffix vom Tone des Stammes verschlungen ist, so wird auch hier der häufigste Fall, wo der Stamm das logische Prädicat, die Ansätze d. h. die Beziehungselemente die Exposition enthielten das Muster für die Nominalbildung überhaupt geschaffen haben. Auch hier ist also die Anordnung der Elemente genau wie beim Verbum. Auch die Form der Nominalflexion hat ihre Entstehung in der nachträglichen Correctur mangelhafter Exposition. Diese Bildungsweise ist gleich der deutschen Vulgärform: *wo er draus erkannte, wo er rein ging, da hat er sich dran gemacht* u. a. Häufig setzen wir in der täglichen Rede ein Substantiv ganz beziehungslos und lassen erst nachträglich diese Beziehung folgen: *das Haus, da bin ich rein gegangen*, — *dein Buch, da habe ich viel drin gelesen* u. a.

Sehr beachtenswert erscheint es, dass die modernen Sprachen die Reihenfolge der Elemente in ihren Neubildungen meist umgekehrt stellen. Romanisch und deutsch wird das Personalpronomen dem Verbum, eigentlich zum zweiten Male, zugefügt, aber vorgesetzt, so *j'ai, tu as, ich habe, du hast*. Ebenso stehen die neugebildeten Hilfsverba vor dem Verbalstamme, während in der älteren indogermanischen Bildung das Hilfsverb nachsteht, ich nenne die Formen: *ἔλυσα, λύσω, ἐλύθην*, lat. *amabam, amabo, amavi*, germ. *suohta*. Die Casusfunctionen des Genitivs, Dativs, Locativs, Ablativs, Instrumentalis werden germanisch vielfach, romanisch regelmässig durch

vorgesetzte Präpositionen widergegeben, und für mehrere Casus gehen dem Romanischen das Lateinische und Griechische darin voran.

Also in diesen Neubildungen stehen die meist expositionell gebrauchten Satzelemente an ihrer logisch berechtigten Stelle. Auch hier ist sicher der Fall Muster bildend gewesen, in dem diese Vorsatzelemente unbetont also expositionell stehen, das beweist die proklitische Form der Präpositionen, wodurch sie sich vielfach von den älteren Adverbialformen scheidet, ebenso die proklitisch entstandene Form einiger Personalpronomia wie franz. *je*, ndd. *'k = ich*. — Auch die Wortstellung des modernen Satzes, im Allgemeinen mit dem Subject vor dem Verbum gehört hierher, und ebenso die proklitische Stellung des Pronom conjoint im Romanischen, obgleich allerdings grammatisches und logisches Prädicat nicht identisch ist.

Man darf hiernach wohl sagen, dass uns die Sprachgeschichte ein Bild von dem allgemeinen Fortschritte des Menschegeistes entrollt: die ruhige, vernünftige Ueberlegung und Berechnung der Verständnissfähigkeit des angeredeten Nebenmenschen gewinnt die Oberhand über die elementare Gewalt des Gefühls und des Strebens.

Doch, ehe ich diesen Punkt verlasse, muss ich noch auf einige interessante Petrefacten dieser Erscheinung der nachträglichen Exposition hinweisen, festgewordene grammatische Formen wie *ἄλλος τε καὶ ἕτερος*; lat. *cum alii tum ille*, *cum ceteris rebus tum hac re*; deutsch *ausser anderen dieser* (vgl. Kühner, gr. Gr., § 522, 4), *ἄλλος τε καὶ =* präsentim *cum*. Der Ausdruck *andere* bezeichnet den Rest eines Subtractionsvorganges. Man spricht von einer Anzahl Menschen, scheidet von diesen einige oder einen aus, was übrig bleibt, sind die Uebrigen, die Anderen. Für den Hörer ist der Umfang des Restes und damit der Ausdruck *die Anderen*, *Andere* erst verständlich, wenn ihm der Minuendus und Subtrahendus vorher gegeben ist. In den obigen Ausdrücken dagegen wird der Minuendus als bekannt angenommen, dann folgt *cum alii*, *ceteri* u. s. f., also der Rest, und erst auf diesen der Subtrahendus *ille*. Offenbar ein Verfahren, gegen das der Mathematiker sehr energischen Protest einlegen würde. Möglich wird diese An-

ordnung der Elemente dadurch, dass der Sprechende beim Beginn seines Satzes die Subtraction in seinem Inneren schon vollzogen hat, und dass er sich nicht darum kümmert, ob auch der Hörende die zur Subtraction notwendigen Elemente kennt. Also auch hier wird die Situation zunächst unvollständig angegeben, bedarf also einer Correctur und diese Correctur ist *tum ille, καὶ ἐκεῖνος*.

Die gleiche Vernachlässigung der Exposition zeigt sich bei den correspondirenden Partikeln *τε — καί, καί — καί, οὐτε — οὐτε, et — et, que — et, nec — nec, nec — et; ἤ — ἤ, aut — aut, sive — sive*. Mag man bei *et — et* nun ausgehen von der Bedeutung *auch* oder *und*, in beiden Fällen besagt es z. B. im Satze *et Caesar et Pompeius*, dass das Prädicat auch vom Cäsar gilt. Also Cäsar wird mit einer noch nicht genannten Person auf eine Stufe gestellt. Der Hörende kennt die vorausgesetzte Person nicht, wol aber der Sprechende, es ist Pompeius, der erst nachträglich genannt wird. Cäsar und Pompeius sind Summanden; durch das erste *et* wird die Summierung vollzogen, doch erst ein Summandus ist genannt, der andere folgt erst der Summierung nach. Hatten wir im ersten Falle die Reihenfolge: Minuendus — Rest — Subtrahendus, so hier die ganz entsprechende: erster Summandus — Summe — zweiter Summandus.

Genau ebenso steht es mit der Form der Alternative in *ἢ — ἢ, aut — aut*, ebenso in der Doppelfrage mit *utrum — an, πότερον ἢ; weder — noch*: die beiden Elemente, auf welche mit *utrum, πότερον, weder* hingedeutet wird, sind ja noch nicht dem Hörenden gegeben, sie müssen daher in der Form der Satzapposition nachgebracht werden; *utrum abis an manes* eigentlich *was von beiden?* setzt die Kenntniss einer Alternative zwischen zwei Fällen voraus, da diese nicht vorhanden ist, so wird sie nachträglich gegeben: *gehst du oder bleibst du?*

Das gleiche Verfahren nachträglicher Exposition gilt für die Vergleichung. Der Comparativ *grösser* enthält schon das Resultat der Vergleichung: sage ich: *er ist grösser als du*, so habe ich mit *er ist grösser* das Facit einer Vergleichung zweier Personen (er und du) gegeben, also das Facit einer Rechnung. Und doch ist nur eine Person, ein Glied der Proportion erst genannt, ich muss mir daher die Zwischenfrage gefallen lassen:

in Verhältniss wozu? = lat. *quam* und diese habe ich durch nachträgliche Angabe der anderen bisher ungenannten Person zu beantworten, also durch Angabe des zweiten Gliedes der Proportion.

Gleichfalls hierher gehören auch die Ausdrücke *so* und die damit oder in diesem Sinne gemachten Bildungen wie *tantus, talis, τόσος, τοτός, solch* u. s. f. Diese Ausdrücke sind nur dann unmittelbar aus der Situation verständlich, wenn die verglichene Vorstellung vor unserem Auge oder Ohre als Anschauungsbild steht oder wenn sie unmittelbar vorher genannt ist, z. B. *so kam es*, nemlich wie es eben gesagt war. Doch trägt der Sprechende allein das Maass der Beurteilung in seinem Inneren, so setzt er den Hörenden nicht in den Stand, die Vergleichung zu verstehen. Es bedarf daher nachträglicher Correctur durch *als, wie, quam, ut, dass, οίος, quantus* u. s. f.

Selbstverständlich empfindet das Sprachgefühl der entwickelten Sprachstufen auch nicht die leiseste Spur von Unvollkommenheit bei diesen einmal festgewordenen Satzformen, sie erscheinen vielmehr als der wirklich logische adäquate und congruente Ausdruck des Gedankens. Und trotzdem sind sie hervorgegangen aus der täglich zu beobachtenden naiven Voraussetzung des Sprechenden, als müsse der Hörende genau dieselben Vorstellungen bewusst haben und vergleichen wie der Sprechende, als wäre der Massstab des Sprechenden ein allgemein bekannter und absoluter. So gebraucht das Kind arglos sein: *so schön, so gross* und auch die entwickelte deutsche Sprache hat das expositionlose *so* als Steigerungsform selbst in den edelsten stilistischen Nüancen, z. B. *es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein* (Scheffel). Expositionlos ist das lateinische *haud ita multo post*, das Taciteische *non perinde* = nicht wie es sein sollte und der Comparativ in dem Sinne von *zu, allzu*.

Hat der Sprechende jedoch ein mal die Situation geklärt, so bedürfen die nachfolgenden Prädicate selbstverständlich nicht von Neuem der Expositionselemente, z. B.: *Scipio ging nach Africa, er schlug ein Lager*. Es wäre durchaus anstössig die Exposition *Scipio* zu wiederholen, ja die lateinische Kunst-

sprache hat sogar die Fähigkeit, nach der Exposition die neuen Prädicate ohne jede Rückbeziehung auf das Subject durch den Infinitiv, d. h. durch eine nominale, substantivische Form auszudrücken; so *Caesar cum Rubiconem transiisset, obsidere oppida, vincere exercitus* u. s. f., und auch wir können ähnlich sagen: *als Caesar den Rubico überschritten hatte, (da) Belagerung von Städten, Sieg über Heere* u. s. f. Diese aus der Sprache des Gefühls stammende Ausdrucksform hat den stilistischen Character der Gefühlssprache, die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit bewahrt.

Wie ein jedes Object der gegenwärtigen Anschauung die Exposition zu einem Prädicate bilden kann, so kann eine jede Vorstellungsgruppe, die sprachlich dem Hörenden in das Bewusstsein gerufen ist, die Exposition sein für die weiter anschliessenden Aeusserungen, und nur nach diesem Princip ist es möglich, eine lange Reihe von Prädicaten und Sätzen zu einer einheitlichen Darstellung zusammenschliessen. Denn unendlich würde die sprachliche Reihe werden, müsste bei jedem neuen logischen Prädicate die gesammte Exposition in Worten ausgesprochen werden. Zur Weisung für die Beziehung auf vorhergenannte Stücke der Darstellung dienen dieselben Mittel, welche für die Hinweisung auf die gegenwärtige Anschauung verwandt werden, die demonstrativen Pronomina; natürlich musste sich bei dieser Demonstration eines Erinnerungselementes statt eines Anschauungselementes die Bedeutung der Demonstrativa vielfach ändern, so die der Casus obliqui von lat. *is* und griech. *αὐτός* des deutschen *er*.

Durch die blosser festhaltende Erinnerung werden Satzformen möglich wie *Caesar kam, sah, siegte*, oder beim Objecte griechischer und lateinischer Sätze wie: *Caesarem vidit et amavit*, wo deutsch eine Hinweisung notwendig wird mit *ihn*: *er sah den Caesar und liebte ihn*. Ebenso werden so nominale Verbindungen ermöglicht wie *Caesaris frater et filius, mein Sohn und Bruder*, die Ergänzung eines gemeinsamen Verbuns wie *vidit Caesarem et Ciceronem* u. a. — Ein Blick in die erste beste Erzählung und eine einfache Ueberlegung muss beweisen, dass jede frühere Aeusserung des Erzählenden die Exposition aller nachfolgenden Prädicate bildet. — Doch wir dürfen hier

den Faden abbrechen, da wir auf verwandte und ergänzende Fragen noch an anderer Stelle zurückkommen werden.

XIV.

Man hat darüber gestritten, ob ein Wort mehrere Bedeutungen haben könne. Das Wort *Löwe* hat allem Anscheine nach nur eine Bedeutung. Die Bedeutung dieses, wie aller Wörter, ist die Summe aller Vorstellungen, welche mit ihrer Lautreihe, hier *Löwe* verbunden werden. — Doch bei und von wem verbunden werden? — Hat wirklich der Zoologe und das Kind, dem man ein Bild des Tieres gezeigt hat, dieselben Vorstellungen mit diesem Worte associiert? Hat der Africareisende, welcher mehr als einmal mit dem Löwen in Berührung gekommen ist, oder der Tierbändiger nicht andere Vorstellungen bei diesem Namen als der stille Leser des Reineke Fuchs?

Der Zoologe hat mehr, deutlichere und besser geordnete Vorstellungen bei dem Worte als das Kind, der Löwenjäger hat vermutlich über den anatomischen Bau des Tieres unvollständige und ungeordnete Vorstellungen, doch er kennt den Character des Tieres vielleicht besser, jedenfalls verbindet er alle die Gefühle der Furcht und des Entsetzens mit dem Namen der Bestie, welche er bei der Begegnung mit derselben empfunden hat. So unterscheidet sich der Inhalt der Worte 1. nach dem Gesichtspunkte der Vollständigkeit der associierbaren Vorstellungen, 2. nach dem der Ordnung der wirklich associierten Vorstellungen, 3. nach der Art und Stärke der Gefühle, welche die Erinnerung unter den associierten Vorstellungen aufgespeichert hat.

Man darf die beiden ersten Gesichtspunkte zusammenfassend die Gesichtspunkte der Erkenntniss nennen, der dritte ist ethisch und ästhetisch.

Offenbar ist also bei den verschiedenen Individuen derselben Sprachgemeinschaft Gleichheit der Bedeutung der Worte trotz der Gleichheit ihrer lautlichen Form nicht vorhanden.

Aus den angedeuteten Gesichtspunkten ergibt sich auch, dass die Vorstellungsgruppe eines Wortes, z. B. *Löwe* bei den

verschiedenen Individuen sehr verschiedene Verbindungen mit anderen Vorstellungsgruppen eingegangen sein kann. Die Verbindung nach dem wesentlichen Inhalte der Vorstellungsgruppe führt beim Zoologen zu der Unterordnung unter gewisse höhere Gattungen und Klassen; der Laie und das Kind verbinden nach zufälliger Aehnlichkeit den Löwen vielleicht mit anderen gelben Geschöpfen oder mit mähnentragenden Tieren, — oder nach der Art der begleitenden Gefühle mit schönen, edlen, guten, furchtbaren, nützlichen Tieren, bedingen doch diese Gefühle ein ethisches oder ästhetisches Werturteil oder auch beides zusammen.

Ein Unterschied in der Art des Werturteils wird auch dadurch bedingt, ob die Vorstellungsgruppe eines Wortes dem Vorstellungsablaufe des alltäglichen Lebens angehört, oder ob sie durch die Seltenheit, mit der sie in das Bewusstsein tritt, sich den Reiz der Neuheit und des Interesses wahrt. Man denke daran, wie verschieden die Gefühle desjenigen sind, der ein Gebirge zum ersten Male sieht und des ständigen Bewohners des Gebirges. Durch die Häufigkeit und Alltäglichkeit des Ablaufs einer Vorstellungsreihe und der Lautreihe stumpfen sich die Wertgefühle für beide ab, es tritt ein Zustand der Gleichgiltigkeit und Blasiertheit diesen Reihen gegenüber ein. Die Bedeutung dieser Nüancierung nach den begleitenden Gefühlen und den Werturteilen für die stilistische Geltung der Worte liegt auf der Hand.

Also Gleichheit der Bedeutung eines Wortes ist weder in Beziehung auf den realen Inhalt und die Verbindung seiner Vorstellungsgruppe noch in Beziehung auf die begleitenden Gefühle vorhanden, weder materielle noch stilistisch-formelle Gleichheit der Bedeutung bei verschiedenen Individuen derselben Sprachgemeinschaft.

Aus dem Gesagten ergibt sich auch, dass innerhalb des Lebensganges eines Menschen von der Gleichheit der mit einem Worte verknüpften Vorstellungen nicht die Rede sein kann. Die meisten Vorstellungsgruppen wachsen an Umfang und Inhalt, viele, obgleich längst nicht alle, werden durch wissenschaftliche Arbeit begrifflich gegliedert und lösen sich dadurch mehr und mehr von Gruppen, mit denen sie nur nach einer zufälligen und äusseren Aehnlichkeit verknüpft

waren. Bei Vielen werden die begleitenden Gefühle, welche in der Kindheit und Jugend so lebendig waren, stumpf und schwach, so dass der Greis meist mit Wehmut an die frische und sprudelnde Freude zurückdenkt, die schon das blossе Wort erregte. Bei anderen Vorstellungsgruppen schärft sich das ethische Gefühl für ihre Hässlichkeit und Gemeinheit, der Erwachsene bedient sich daher sehr vieler gemeiner Worte nicht, welche das Kind arglos ausspricht und die derbe Jugend als Kraftausdrücke verwendet.

Wer also meint, die Bedeutung eines Wortes sei stets dieselbe und nur eine, kann nur daran denken, dass zu einer bestimmten Zeit in der Seele eines Individuums mit demselben Worte stets dieselbe Vorstellungs- und Gefühlsgruppe verbunden wird. Zunächst möchte es schwierig sein, eine Einigung darüber herbeiführen, wie lang diese Zeit zu bemessen sei; — wer es weiss, wie blitzartig oft Erkenntnisse von dem Wesen einer Sache, von der Zusammengehörigkeit einer Gruppe von Vorstellungen mit anderen einschiesst, wird jede zeitliche Einheit, die hier in Betracht kommen könnte, nach der ‚ratio ruentis acervi‘ von der Hand weisen.

Doch es kommt ein anderer Punkt hinzu, der für die Spracherkenntniss von tiefgreifender Bedeutung ist. Bleiben wir noch bei unserem Beispiele *Löwe*, so ist jedenfalls klar, dass in dem Satze: *der Löwe kann die stärksten Knochen zermalmen* andere Eigenschaften des Tieres in den Vordergrund des Bewusstseins treten als bei dem Satze: *der Löwe ist ein edles königliches Tier*. — Beim ersten Satze wird uns das gewaltige Gebiss und die Muskelkraft des Tieres bewusst und zwar in ihrer Bethätigung, also z. B. beim Verzehren eines Stiers. Bei dem anderen Satze stellen wir uns die Haltung des Tieres, seine Physiognomie, als Ausdruck seines ethischen Characters vor, vielleicht auch gewisse grossmütige Handlungen. Denn wie vollzieht sich das Verständniss des Inhalts jener Sätze? Der Löwe ist edel, d. h. die Vorstellungen, welche wir unter der Wortnota *edel* zusammenfassen, lassen sich mit der Vorstellungsgruppe *Löwe* verbinden, doch offenbar nicht mit jeder Vorstellung dieser Gruppe, sondern nur mit einigen. Gelingt es uns, diese einzelnen Vorstellungen, von denen das *edel* prädicierbar ist, selbst aufzufinden, so verbinden wir eben mit

diesen das Prädicat, gelingt dies nicht, so muss der Sprechende uns angeben, mit welchen Vorstellungen die Verbindung möglich ist. Der Sprechende wird dann erklären, wie das Aussehen des Tieres ist, wie es sich dem Menschen gegenüber verhält u. s. f. Diese Erklärung ist also nichts als eine Auswahl aus vorhandenen Vorstellungen, mit denen die Verbindung des Prädicats vollziehbar ist, oder auch das Hinzuthun von noch fehlenden Vorstellungen. Und der Sprechende? — Nun der spricht ja eben nur das aus, was im Vordergrund seines Bewusstseins lebendig ist, den Edelmut, nicht die Stärke oder die Verdauung. In dieser Thatsache, dass nur immer Teile einer Vorstellungsgruppe bewusst sind, wenn nicht das reflectierende Denken hinzutritt, — in dieser Thatsache liegt der Grund der so häufigen Erscheinung, dass die Aussage von einem Subject schief, d. h. zu weit oder zu eng ist.

Somit müssen wir die Annahme der Einheit der Wortbedeutung fallen lassen.

Noch schärfer zeigt sich die Unzuträglichkeit einer solchen Annahme aus einer anderen Verwendung des Wortes: *er ist der Löwe des Tages*. — Hier gestattet der Ausdruck schlechterdings nicht, an die gelbe Farbe des Löwen, seinen anatomischen Bau, seinen Aufenthalt in der africanischen Steppe zu denken. Ich persönlich denke bei dem Ausdrucke nur an die hervorragende Rolle, welche die so bezeichnete Person spielt.

Brauchen wir also ein Wort innerhalb eines Satzgefüges, so gestattet die Verbindung mit den übrigen Worten nur einem Teile der mit dem Worte verbundenen Vorstellungsgruppe in das Bewusstsein zu treten, die übrigen bleiben unter der Schwelle des Bewusstseins. Und bewusst werden bei dem logischen Subjecte nur die Teile der Vorstellungsgruppe, welche als Exposition des Prädicats dienen.

XV.

Doch wichtiger für die Entwicklung der Sprache ist noch die Frage, wie sich in solchen Verbindungen das logische Prädicat verhält. Bilde ich den Satz: *Karthago wurde vom jüngeren Scipio ausgelöscht*, — so würde ich viel-

leicht von denen verstanden werden, welche wissen, dass die Beziehungen des jüngeren Scipio zu Karthago darin bestehen, dass er Karthago zerstört hat, — die also zu der von mir gegebenen Exposition noch ein wesentliches Stück hinzubringen, nemlich dass Karthago hier unter dem Bilde eines Lichtes zu denken ist. Andere werden sagen: der Satz ist unsinnig, — und doch *Carthago exstincta est* muss jedem Römer verständlich gewesen sein. Waren die Römer psychisch anders organisiert als wir? Sicher nicht.

Schon eher verständlich würde der deutsche Satz werden, wollte ich sagen: *Das Licht Karthagos wurde vom jüngeren Scipio ausgelöscht*; dann würde ich die Exposition, dass Karthago als Licht zu denken sei, dem logischen Prädicate erläuternd hinzufügen. Der Römer bedurfte dieser Exposition bei *exstinguo* so wenig, als wir ihrer bedürfen in dem Ausdrucke: *der Krieg entbrennt*.

Thatsächlich denken wir bei *entbrennen* in dieser Verbindung nichts weiter als bei *ausbrechen*, vom Kriege gesagt, — obwohl wir uns bei einigem Nachdenken sagen können, dass der Ausdruck *entbrennen* den Krieg unter dem Bilde eines Feuers darstellt. Bei *ausbrechen* dagegen, — sicher gleichfalls seinem Ursprunge nach ein bildlicher Ausdruck, ist es unmöglich, auf anderem Wege als dem der historischen Forschung die ursprüngliche Anschauung aufzufinden. Es kann also im Laufe der Sprachentwicklung die Erinnerung an das Bild, unter dem etwas von einer Vorstellungsgruppe prädicirt wird, vollkommen im Sprachbewusstsein erlöschen.

So zeigt sich uns eine Entwicklungsreihe des metaphorischen Gebrauchs, welche damit anhebt, dass zum Verständniss des metaphorischen Prädicats ein Hinweis in der Exposition erfordert wird, das Subject unter diesem Bilde zu denken, und die damit schliesst, dass man das Bild, durch welches der metaphorische Ausdruck herbeigeführt wird, gar nicht mehr empfindet.

Unzweifelhaft wird, nach der oben über die sprachlichen Formen der Exposition gegebenen Ausführung, der naive Mensch recht oft die Exposition erst nachträglich auf Verlangen des Hörenden beigefügt haben; ferner ist ersichtlich, dass diese oft nicht gefordert wurde, wenn dem Hörenden die gesammte

Situation so durchsichtig war, dass er auch ohne Erklärung den Sinn der Metapher verstand.

Die Metapher beruht auf Verbindung von Vorstellungsgruppen nach partieller Gleichheit, wird also stets individuell sein. Hat ein einzelnes Individuum eine glückliche und treffende Metapher gebraucht, so findet diese Anklang und Nachahmung, — es geht hier wie in der Mode, — die Metapher wird vielleicht zum constanten Sprachgebrauch. Ein Vorgang aus neuerer Zeit mag diesen Vorgang erläutern. Herbart verglich die Vorgänge in der Seele mit mechanischer Bewegung: wie sich physische Körper hemmen, so hemmten sich auch die psychischen Vorstellungen. Diese Auffassung fand allmählich Anklang, oder man hielt doch das Bild für ein glückliches. Heute versteht jeder philosophisch Gebildete den Ausdruck *Hemmung der Vorstellungen*. Für diesen bedarf es also nicht mehr der umständlichen Exposition: *„man hat sich die Vorstellung als mechanische Grösse zu denken.“*

In unserem Beispiele vom Kriege also wird offenbar innerhalb jener Sätze: *der Krieg entbrennt, der Krieg bricht aus*, nur der von der Situation geforderte Sinn empfunden, die Vorstellungen, welche mit dem Worte *entbrennen* sonst verbunden werden, sind in dieser Verbindung total vergessen.

In dieser Entwicklungsreihe sind drei Stufen zu unterscheiden:

1. *Der Krieg lodert auf wie ein Feuer*, man fügt oft eine expositionelle Ausführung der bildlichen Vorstellung hinzu. Hier wird neben dem Beginne des Krieges auch noch der Anfangsmoment des Feuers mitgedacht, der Inhalt dieses Ausdrucks ist also reich und anschaulich.

2. *Der Krieg lodert auf*, — man empfindet, dass das Prädicat vom Feuer hergenommen ist, jedoch denkt man die Aehnlichkeit beider Gruppen nicht mehr aus, weil die Vergleichung schon oft vollzogen und darum geläufig ist; die Vergleichung ist abgekürzt oder comprimiert.

3. *Der Krieg bricht aus*, — es werden nur noch in der Gruppe *Krieg* liegende Vorstellungen bewusst, nicht mehr solche aus der Gruppe *Feuer*.

Dieser Vorgang ist derselbe den man das Abblassen und Abgreifen der Worte genannt hat. Und es ist nicht

Zufall, dass ich den Vorgang an der Abblassung bildlicher Ausdrücke geschildert habe. Die notwendige Voraussetzung alles Ablassens ist die, dass das logische Subject und das logische Prädicat nicht vollkommen entsprechend waren, dass das Prädicat seiner Function nicht ganz congruent war. Das Ablassen besteht eben darin, dass das Prädicat alle Vorstellungen einbüsst, welche der vom Subject bestimmten Situation nicht entsprechen, und dass es die Vorstellungen in sich aufnimmt, welche von jener Situation gefordert werden.

Dieses Ablassen kann sich nur am logischen Prädicate vollziehen, denn das logische Subject muss die Situation correct in ihrer nackten Realität bezeichnen, darf also keine Vorstellungen erregen, welche nicht in der Situation liegen. So kann ich wohl sagen: *die Lohe des Krieges ist ausgebrochen*, doch nie allein vom Kriege: *die Lohe ist ausgebrochen*. Wäre jedoch durch Ablassen in der Prädicierung Lohe dem Kriege congruent geworden, dann könnte es auch das logische Subject sein. Es ist den Erklärern des Horaz daher mit Recht eine Stelle anstössig gewesen wie Od. 4, 14, 22 f., wo es vom Tiberius heisst:

impiger hostium

Vexare turmas et frementem

Mittere equum medios per ignes.

Geht *ignes*, wie der Zusammenhang es fordert, auf den Kampf, so ist der bildliche Ausdruck in der Exposition gebraucht, wo gleichsam eine Correctur und Richtigstellung des Bildes nicht möglich ist. Da es aber sehr unwahrscheinlich ist, dass *ignes* abgeblasst war zur Bedeutung von Kampf, so werden wir entweder die Beziehung auf den Kampf fallen lassen müssen, oder hier einen von den nicht vereinzelt Fällen sehen, wo die rhetorisch-poetischen Regeln, an denen sich die römischen Dichter gebildet haben, zur Unnatur führen.

XVI.

Das hier gefundene Gesetz ist für die Entwicklung der Wortbedeutung und für die gesammte Geschichte der Sprache

von grösster Bedeutung. Wenn z. B. *dens, ὄδους* der Essende ist, so konnte es vom Zahne zunächst nur prädicativ stehen, denn ausser dem Zahne kann auch manches andere der Essende genannt werden. Als logisches Subject wurde es erst verwendbar, nachdem es im Umfange und Inhalte der Vorstellungen der durch die Anschauung gegebenen Vorstellungsgruppe Zahn congruent war. So sind alle Worte ohne Ausnahme, welche logische Subjecte also expositionsbildend sein können, zu dieser Fähigkeit erst durch ihr Abblassen im prädicativen Gebrauche gelangt. Und bevor die Sprache für das logische Subject abblasste Worte hatte, war sie unfähig, die Situation anders als durch Hinweis auf die Situation der Anschauung zu bezeichnen. So bildet der soeben geschilderte Process der Abblassung die Brücke zwischen der ersten im Anfange unserer Untersuchung dargelegten Sprachstufe zu der entwickelten Stufe einer ausführenden Exposition.

Wir wollen versuchen uns diesen Vorgang im Einzelnen noch klarer zu machen, obwohl erst die folgende Abhandlung die letzten Gründe dieser Erscheinung angeben kann:

Wir hatten in den letzten Ausführungen mit dem Congruentwerden 1. von Verben wie *ausbrechen, entbrennen*, vom Kriege gesagt, 2. von Substantiven wie *dens* der Zahn gesprochen. Offenbar muss der Ausdruck Congruenz in beiden Fällen etwas verschieden verstanden werden. Im ersten Falle *der Krieg entbrennt* wird das Verbum congruent der Thätigkeit oder dem Zustande, der am Kriege als Anfangszustand zur Erscheinung tritt, — im zweiten Falle wird *dens* congruent der Vorstellungsgruppe, die wir mit Zahn bezeichnen. In beiden Fällen war es aber die Absicht des Sprechenden das Betreffende, also *Anfang des Krieges* und *Zahn* damit zu bezeichnen, diese Vorstellungen zu erwecken war also die Aufgabe oder die Function des Verbs sowohl als des Substantiv. Schärfer formulirt werden wir sagen, das Prädicat wird congruent seiner Function.

Die Situation als Anschauungs- oder Erinnerungsbild enthält stets ein substantielles Element. Wenn wir also sagten, das logische Subject entwickle sich aus dem logischen Prä-

dicare, so können wir dies nur auf die substanzbezeichnenden Worte beziehen, und diese nennen wir Substantiva. So handelt es sich nun um die Frage: wie ist es zu denken, dass prädicative Substantiva zu logischen die Situation congruent bezeichnenden Subjecten werden können, die unfehlbar im Stande sind, eine bestimmte Vorstellungsgruppe in das Bewusstsein aller Sprachgenossen zu rufen? Der Ausdruck *der Essende* ruft entschieden eine ganz andere Gruppe in unser Bewusstsein, als der Ausdruck *Zahn*.

Setzen wir den Fall, wir treten vor ein Gebäude, für das die congruente Benennung *Schloss* wäre: Wir erstauen vielleicht zunächst über die räumliche Masse und rufen: *ein gewaltiges Bauwerk, ein mächtiger Bau*. Wir überschauen die Linien und die Gruppierung der Teile und nennen es *einen schönen, einen edlen, einen herrlichen Bau*. Wir beachten die Ornamente und die Form der Anlage und finden Uebereinstimmung mit gewissen historischen Formen der Baukunst, wir nennen das Schloss *ein Renaissancegebäude, einen gothischen Bau, ein romanisches Haus*. Wir werden uns der Thätigkeit der Menschenhand bei demselben bewusst im Gegensatze zu den Werken der Natur, wir nennen es *ein Werk, ein Bauwerk*, oder ist dieses Bewusstsein verbunden mit dem Gefühle der menschlichen Schwäche gegenüber der Allmacht Gottes, so reden wir vom *Menschenwerk*. Tritt uns der Zweck, dem das Gebäude gedient hat, vor die Seele, so heisst es *ein Wohnhaus, ein Palast, ein Palais, ein Residenzschloss*. Fernere Benennungen würden etwa sein können je nach verschiedenen Beziehungen: *praktisches, wohnliches Gebäude, Castell, Festung* u. a. — Stände uns ein Mensch Namens Müller vor Augen, so kann der sein *ein weiser, kluger Mensch, ein Narr, ein Schurke, ein Esel* u. a.

All diese Benennungen sind Urteile und die Namen selbst sind die Prädicate des gegenwärtigen Anschauungsbildes. Und bei jedem Prädicate haben wir das Bewusstsein, dass uns das Anschauungsbild genannt wird, allerdings nicht mit dem congruenten Namen, sondern so dass der Name das Anschauungsbild einer bestimmten Klasse zuweist, die in uns vorhanden ist. Diese Klasse oder Kategorie ist jedoch nicht die Gattung,

unter welche das Anschauungsbild seinen wesentlichen Merkmalen nach zu subsumieren wäre. So können gothische Gebäude, Kirchen, Privathäuser, Rathhäuser, Innungshäuser u. a. sein; die eigentliche Kategorie, deren wesentliche Merkmale auch die wesentlichen Merkmale des angeschauten Individuums sind, bezeichnen wir mit *Schloss*. Und trotzdem ergänzt sich der Anschauung gegenüber jene Benennung *gothisches Gebäude* in uns ohne Weiteres zu der Kategorie *Schloss*, mit dem Prädicate *gothisch*. Wir haben daher die Empfindung, eine deckende Benennung zu hören, die nur etwas reicher ist als das farblose Schloss. Also dem Anschauungsbilde gegenüber oder auf dem Boden der Situation der Anschauung ergänzt sich die nicht deckende oder ihrer Function nicht congruente Benennung zur congruenten Benennung. Doch wir müssen hinzufügen, dass bei dieser Situation sich die Benennung stets zur individuellen Benennung ergänzt, denn die bei der Benennung empfundene Vorstellungsgruppe ist identisch mit dem Anschauungsbilde und das Anschauungsbild ist stets ein Individuum. Das betreffende Schloss ist also entweder gothisch oder romanisch u. s. f. Die Benennung selbst aber ist generell.

Es besteht ein nicht geringer Vorzug des guten und phantasievollen Stilisten darin, den Gegenstand oder die Person, von der er spricht, an verschiedenen Stellen, wo eine Substanzbezeichnung desselben erforderlich ist, in verschiedener Weise, abwechselnd zu benennen. Diese Benennungen werden genau so gemacht, wie eben von dem Anschauungsbilde ausgeführt war, es sind Prädicate von jenem Gegenstand nach den verschiedensten Beziehungen. So ist von Rom die Rede gewesen, hindeutend darauf heisst es später *die Stadt, das Babel (des römischen Reichs oder Italiens), die Hauptstadt, die Siebenhügelstadt, die Tiberstadt* u. a.; es ist von Goethe die Rede, statt den Namen zu wiederholen sagt der Schriftsteller später *der Dichter, der Lyriker, der Freund Karl Augusts, der geniale Mann, der edle Geist, der Frankfurter Bürgersohn* u. a. In einer allgemein gehaltenen Ausführung ist von den vier Cardinaltugenden die Rede, die späteren Sätze sagen statt Cardinaltugend *Tugend, sittlicher Zustand, sittlicher Character, Sittlichkeit, edler Sinn* u. a.

Auch in diesem Falle sind die späteren Benennungen nicht deckend und an sich ihrer Function nicht congruent und doch werden sie es durch die Erinnerung an die vorher exponierte Situation, somit werden nicht deckende Benennungen, die ich als freie Benennungen bezeichnen will, durch die Situation der Erinnerung zu deckenden und congruenten Benennungen. — Je nachdem die einmal geschaffene Situation individuell oder generell ist, je nachdem werden auch die freien Benennungen als individuell oder generell empfunden.

Auf Dörfern, die einer bestimmten Stadt, z. B. Berlin, nahe liegen, ist es ganz gewöhnliche Ausdrucksweise *nach Stadt gehen* oder *in die Stadt*. Niemand denkt dabei an eine andere Stadt als z. B. Berlin. Also die dem Bewusstsein zunächst liegende Stadt und die Stadt, welche die im Verbum ausgedrückte Thätigkeit am wahrscheinlichsten betrifft, wird bei dieser freien Benennung vom Hörenden verstanden. Denn dass *Stadt* für *Berlin* nicht deckender Ausdruck ist, liegt auf der Hand. Im eng begrenzten Horizonte des Hörenden wie des Sprechenden liegt nur diese eine Stadt, und diese ist daher die am leichtesten associierbare Gruppe. Also die freie Benennung wird als congruent empfunden auf dem Boden der Situation des Bewusstseins, wie wir oben diese Art der Situation nannten. Die hier bei der Benennung vorgestellte Gruppe ist individuell. Ebenso in Ausdrücken innerhalb eines begrenzten Kreises wie *aufs Schloss gehen*, *die Kirche* (= Ortskirche), *in den Krug*, *auf die Kneipe*, *in die Schule* u. a., in allen Fällen wird daher eine bestimmte Schule, Kirche u. s. f. gedacht.

Ebenso ist innerhalb des Hauses *der Schrank*, *der Koffer*, *die Küche*, *das Clavier*, *der Bücherschrank* etwas ganz bestimmtes Einzelne. Man denke sich nun, neben jener Stadt entsände eine zweite, die gleich nahe läge, diese würde vielleicht die *Neustadt* oder *neue Stadt* sein. Also lauter Individualbezeichnungen, die den eigentlichen, in dieser Weise entstandenen, Namen gleich sind, daher so viele Namen mit *Hausen*, *Haus*, *Burg* und ähnliche; und die Personennamen wie *Karl*, *August* hezeichnen innerhalb einer kleinen Gemeinschaft eine ganz bestimmte Person.

Doch wir finden innerhalb einer engeren Gemeinschaft nicht bloß die Ergänzung eines generellen Ausdrucks zu einem individuellen durch die Macht oder Situation des Bewusstseins, ebenso die Ergänzung von Gattung zur Art. Der Bergmann versteht unter *Todliegendem* eine bestimmte Gattung Gesteins, der Schüler unter *dem Reinen* und *Unreinen* die Reinschrift und den Entwurf, *der Erste* und *Letzte* in Schülerkreisen ist der, der den ersten oder letzten Platz in der Klasse hat, für den Infanteristen heisst *mit vollem Gepäck* mit Tornister, Mantel und Brotbeutel, dem Römer ist *insigne* zum Abzeichen, *bonum* zum Gute, *mortales.* zum Begriff Menschen geworden. Wir haben hier wesentlich dieselbe Erscheinung als bei dem Entwicklungsgange des generellen Ausdrucks zum Individuellen, der Unterschied liegt nur im Bewusstsein des Sprechenden und Hörenden, dass der Ausdruck auf viele Individuen beziehbar ist. Der einzelne Schüler versteht, wenn er sagt ich habe das Unreine fertig seinen Entwurf, also etwas Individuelles.

Ebensowohl ist es möglich, Art- oder Individualbezeichnungen als generelle zu verstehen, wenn die Situation des Bewusstseins ergänzend zu Hilfe kommt. Der bekannte Vers *sint Maecenates, non derunt, Flacce, Marones* zeigt uns den Weg, wie das römische Palatium die Benennung für *Kaiserpaläste*, für *palas*, *Pfalz*, *palais* abgeben konnte. Personen oder individuelle Anschauungsbilder haben ihren Charakter, d. h. ihre Summe constituierender Merkmale und nach diesen können Gattungen bezeichnet werden, diese Bezeichnungen werden durch die Situation des Bewusstseins als deckend empfunden.

Die eigentlich wesentliche Art der Situation bei der Umwandlung des logischen Prädicats zum logischen Subjecte ist somit die Situation des Bewusstseins. Die Situation der Anschauung und der Erinnerung verfliegen wider nach kurzer Zeit. Aber die Situation des Bewusstseins, der leichtest associierbaren Vorstellungsgruppen, kann nur dadurch entstehen, dass die Situation der Anschauung und der Erinnerung durch Häufigkeit und Interesse in unserer Seele fixiert wird. In so fern sind auch jene beiden Arten momentaner Situation bedeutungsvoll für die Entwicklung der Wortbedeutung.

Die Vielheit von Benennungen zeigt sich besonders deut-

lich bei den Namen und Bezeichnungen der Götter. Vielnamig ist Zeus, und vielnamig Odin. Oben waren Gesichtspunkte erwähnt, nach denen das tote Ding benannt werden kann, dieselben Gesichtspunkte kommen natürlich auch bei Personen und Göttern in Betracht, nur spielen hier die ethischen Bezeichnungen eine grosse Rolle und ausserdem Thaten, welche an diesen Personen haften, also das historische Bewusstsein. Bekannt sind Beinamen wie *Numantinus*, *Africanus*, *Asiaticus* von den Scipionen, und oft genug müssen diese Beinamen die Person selbst, ohne Zufügung einer Exposition bezeichnen. Bei Göttern fungieren so Beinamen wie *Delius*, *Pythius*, *Cypria* u. a.

Bei *Delius*, *Cypria* und anderen Benennungen nach der Abkunft würde ein Missverständniss sehr leicht möglich sein, doch hier tritt erläuternd hinzu das Prädicat. So ist *Africanus Carthaginem delevit* ganz unzweideutig vom jüngeren Scipio zu fassen, denn von keinem Anderen lässt sich diese Thatsache verstehen. Dies ist die Exposition des logischen Subjects durch das logische Prädicat, eine Expositionsweise, die den Hörer befähigt unter den Arten oder Individuen einer Gruppe, welche als congruente Bezeichnung den Namen des logischen Subjects trägt, zu unterscheiden. Das Nähere über diesen Vorgang werden wir in der folgenden Untersuchung bringen.

Selbstverständlich kann es sich bei dieser Entwicklung von freier Benennung zum festen congruenten Namen nicht um das einfache Wort allein handeln, oder auch nur um solche Worte, die als Compositionen unter einem Accente stehen wie *Bettelmann*, *Rathaus*. Auch *Edelmann*, *Rotkehlchen*, *Gelbschnabel* und andere Compositionen sind aus attributiver Verbindung von Adjectiv und Substantiv hervorgegangen und ihre Grundbedeutung war der Gruppe von der sie ausgesagt wurden gleichfalls nicht congruent, sondern wurde als deckend nur dann empfunden, wenn die Exposition durch Anschauung, Erinnerung oder Bewusstsein gegeben war. Genau so steht es mit gewissen Verbindungen von Adjectiv und Substantiv, die sich zur vollen Composition nicht entwickelt haben wie *der graue Löwe*, *die gefleckte*, *die gestreifte Hyäne*, *das gelbe Fieber*, *der schwarze Tod*, *die asiatische Cholera*, *graue Salbe*, *der*

schuldige Teil, böswillige Verlassung, fahrlässige Tötung, schwefelige Säure. All diese Benennungen bezeichnen als stehende Namen gewisse Kategorien oder Gruppen, in denen nicht blos die sprachlich benannten Merkmale enthalten sind, sondern noch viele andere, und diesen Gruppen sind die mit jenen Benennungen verbundenen Vorstellungen congruent geworden. —

Also das Bedürfniss der Mittheilung des Kindes und des culturlosen Primitivmenschen führt zu den im einzelnen Worte bestehenden Sätzen, diese genügen der complicierten Situation nicht mehr, der Mensch bedarf reichlicher Expositionsmittel; das Material zu diesen Mitteln liefern die Worte, welche als Prädicate des Primitivsatzes abgeblasst und ihrer Anschauungs- und Vorstellungsgruppe congruent geworden sind. Mit Hilfe dieser Mittel deckt der Sprechende die Mängel der Exposition, welche er aus der unterbrechenden Frage und den verständnisslosen Zügen des Hörenden erschliesst. Diese Formen der Correctur werden feste Sprachformen, deren Ursprung das Sprachbewusstsein vollständig vergessen hat. Ursprünglich Linien, durch welche nachträglich das verzeichnete Bild gebessert wird, werden sie zu den festen und grundlegenden Conturstrichen, bei denen ein späteres Sprachbewusstsein das logisch wohlthuende Gefühl der Klarheit und die ästhetisch-ethische Empfindung der Schönheit und des Adels haben kann.

Man wird erkennen, wie die Grundgedanken der hier mitgetheilten Untersuchungen nach allen Seiten über sich hinausweisen, wie sie als Gesichtspunkte der Geschichte des Erkenntnisslebens, der Ethik und Aesthetik von Bedeutung sind. Denn alle Erscheinungen des menschlichen Geisteslebens bilden einen in sich geschlossenen Organismus, in dem eine jede Regung des einzelnen Organs nachzittert in den übrigen Organen, dessen Blüten in Poesie und Kunst, Seelenadel und sittlicher Anmut auf den Zweigen und Aesten erwachsen sind, von dessen holzigem Bau hier einige Faser nund Zellen einer näheren Betrachtung unterzogen waren.

Zur Frage: Wie verstehen wir Sprache?



Alle menschliche Sprache, die wir kennen, ist artikulierte Lautbewegung, nicht eine Summe oder ein Aggregat von Naturklängen und Naturlauten; alle wirklich in der Sprache verwandten Laute sind von einer grösseren Zahl von Individuen nach einer übereinstimmenden Norm gebildet. Die Art, wie der sprechfertige Mensch diese Laute bildet, und die Verbindung ihrer Reihen mit einem bestimmten Sinne hat er aus dem Zusammenleben mit anderen Individuen erlernt. Wir erlernen aber eine Sprache, indem wir uns gewöhnen, mit gewissen Lautbildern einen bestimmten Sinn zu verknüpfen und die Verknüpfung dieser Lautbilder selbst unter einander in einem bestimmten Sinne zu fassen. Wer hat uns aber gesagt, welcher Sinn mit jenen Lautreihen verknüpft werden soll? -- Niemand;* denn das lässt sich eben Niemandem sagen, der die Sprache nicht schon versteht. Somit ist deutlich, dass das sprachliche Verstehen nicht allein von der Kenntniss der Worte und ihrer Bedeutung, noch von der Kenntniss der syntaktischen Formen und ihrer Bedeutung abhängig ist. Sonst würden wir nie Sprache verstehen, noch selbständig gebrauchen lernen. Es ist somit wichtig für das Verständniss des Wesens und Lebens der Sprache klar zu stellen, welche Factoren und Vorgänge es möglich machen, dass wir überhaupt Sprache verstehen und zu untersuchen, in welcher Weise diese Factoren Bedeutung für die Sprachbildung selbst gewinnen.

A. Zweck und Veranlassung des Sprechens.

I.

Wir fragen zuerst nach der Veranlassung und dem Zweck des Sprechens, eine Frage, die schwieriger ist, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Jedes Sprechen hat eine Veranlassung, aber nicht jedes Sprechen auch einen Zweck. Das zwecklose Sprechen ist der Monolog, dieser steht mit den unwillkürlichen Reflexlauten wesentlich auf einer Stufe, also mit dem Husten, dem Räuspern, Niesen, Schnalzen, Schmatzen, dem hörbarem Athmen, dem Keuchen, Aechzen, Stöhnen, dem Weinen, Lachen, dem Schmerzensschrei. Als eigentliche Sprache können diese unarticulierten Naturlaute nicht gelten, es fehlt ihnen die Gestaltung nach dem festen Lautsystem der Sprache, obgleich sittliche und ästhetische Schönheitsrücksichten und die Erziehung auf die Form jener Gefühlsausbrüche wesentlich umgestaltend wirken und so eine weitere und mannigfachere Gliederung derselben herbeiführen. Zur Sprache gehören dagegen die Interjectionen *o, ach, weh, na nu, ach Herrje, brr, äks, pfui, ei, Donnerwetter, tausend, potztausend, Gott, Christes ne* und viele andere. Auch sie werden zwecklos in gewissen Gefühlslagen hervorgestossen.

Diese Interjectionen sind nicht blos geformte Naturlaute, sondern auch vielfach aus Sprachworten hervorgegangen, wie *Gott, Donnerwetter* u. a. Die Anrufung *Gott* und der Fluch sind eigentlich Gebetsformen, setzen also eine angeredete Person, die Gottheit, voraus und entstammen somit dem zweckvollen dialogischen Sprechen. Also auch dialogische Worte verwachsen so fest mit gewissen Empfindungsvorgängen, dass sie auch ohne bestimmten Zweck, d. h. unwillkürlich gesprochen werden.

Ja, man sieht zwischen der Interjection und dem syntactisch ausgebildeten Ausrufssatze einen Wesensunterschied nicht. Rufe *ach wie schön ist das, wie herrlich, grässlich, zu schön* sind sehr vielfach nicht auf einen Hörenden berechnete Sätze, sondern unwillkürliche Ausbrüche unserer Empfindung. Die Form der Sätze mit dem fragenden *wie* ist aber der dialogischen

Rede entlehnt, wo die Frage in der Absicht Antwort zu erhalten gestellt wird.

Wir constatieren somit den bekannten Uebergang von willkürlichen zu automatischen Bewegungen (vgl. Wundt, phys. Psychol. Bd. II 402 ff.) auch für die Sprache, — begreiflich genug, da Sprache eben Bewegung ist. Für den Hörenden sind diese monologischen Laute und Lautreihen Zeichen gewisser innerer Vorgänge, die er verstehen muss, da diese bei ihm so gut wie bei Anderen jene Laute erregen.

Dürften wir das monologische Sprechen, wie es im Drama verwendet wird, ohne weiteres hierher ziehen, so würde jener Uebergang noch viel weitgreifender sein, denn die hier gebräuchlichen Sätze bestehen aus expositionellen Elementen, die ursprünglich nur in Rücksicht auf eine angeredete Person gewählt sind. Die Frage ist interessant und wichtig wie weit unter der Einwirkung eines starken Affectes der Monolog im wirklichen Menschenleben geht. Ich kann zur Lösung derselben nur wenig beitragen, doch weise ich darauf hin, dass bei starker Leidenschaft wohl stets oder doch oft eine Störung des Situationsbewusstseins eintritt, d. h. dass sich die Illusion bildet, als ständen wir irgend einer Person in Hass oder Liebe, in Schmerz oder Freude, in Furcht oder Hoffnung gegenüber. Auch der dramatische Monolog ist vielfach deutlich von dieser Illusion getragen, man vergleiche z. B. den Schlussmonolog im Egmont. Hier redet Egmont zunächst den Alba an: *„Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht mir diese Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeugen“* u. s. f. Dann abgesehen von den Anreden, *„süßer Schlaf“*, *„Du schönes Bild, das Licht des Tages hat dich verscheucht!“*, wendet er sich an das niederländische Volk *„Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an!“* Aehnlich unterredet sich Lady Macbeth mit ihrem Gemahl in dem Monologe Act I Scene 5:

*„Glamis und Cawdor bist du, und sollst werden
Was dir verheissen ist! u. s. f.“*

Ebenso Banquo III, 1

*„Da hast's nun: König, Cawdor, Glamis, Alles,
Nach der Verheissung u. s. f.“*

Man wird auch an sich selbst beobachten können, dass man sich zuweilen so lebhaft in eine Situation des Gesprächs,

des Zankes, einer Rede, eines Antrages hineinversetzt, dass man Worte und Sätze so bildet, wie man sie bei dieser Gelegenheit etwa sprechen könnte. Allerdings wüsste ich nicht, dass ich je dabei zu lauten Aeusserungen gekommen wäre. — Die Möglichkeit ist jedoch bei Entstehung des dramatischen Dialogs nicht zu vergessen, dass dieses Kunstmittel vielleicht aus einem Fehlgreifen des Dramatikers hervorgegangen ist, der gewisse Gedanken seiner Personen dem Hörer mitteilen musste und diese selbst erzählen liess, ohne zu bemerken, dass er damit die Grenzen seiner Kunstmittel überschritt und in die epische Situation verfiel. — Auch die Beurteilung vieler lyrischer Situationen hängt eng mit dieser Frage zusammen, denn die eigentliche Gefühlsliryk ist Gefühlsausbruch, der seiner ganzen Situation nach nicht auf eine angeredete Person berechnet ist. Wenn der lyrische Dichter auch an sein lesendes Publicum denkt in litterarischen Zeiten wie heute, so ist dieser Gedanke doch für die lyrische Situation selbst ohne Bedeutung, trotzdem ein lyrisches Kunstwerk die Expositionselemente enthalten muss, aus denen die Stimmung dem Leser verständlich wird, denn auch die Mitteilung dieser Elemente muss durchaus zwecklos erscheinen. Also die Frage, in wiefern diese Gefühlsliryk die kunstmässige Ausbildung des natürlichen kunstlosen menschlichen Gefühlsausbruchs sei, wird sich nur aus einer erschöpfenden Behandlung des Umfanges und des Wesens jenes monologischen Sprechens beantworten lassen.

II.

Erst im Dialog tritt der Zweck und die Absicht auf, in einer bestimmten Weise auf eine angeredete Person einzuwirken. Die Lautreihen sind hier also Sprachmittel.

Die Anschauung, dass der Zweck alles Sprechens die Mitteilung von Gedanken sei, hat entschieden etwas Wahres, wenn man diese Definition auf den Dialog beschränkt, aber sie ist zu weit. Warum teilen wir Gedanken mit und welche? Die Definition ist auch zu eng, denn alle Willensbeeinflussung in der Sprache, wie Imperativ, Bitte, Aufforderung, erscheinen

uns doch nicht als Gedankenmitteilung. Ferner ist durchaus nicht immer das wirklich Mitgeteilte der Zweck unseres Sprechens.

Der Zweck unseres Sprechens ist stets der, den Willen oder die Erkenntniss einer Person so zu beeinflussen, wie es dem Sprechenden als wertvoll erscheint. So soll im Imperativ und Wunsche der Wille des Angeredeten zum Handeln bestimmt werden, in der Frage zur Aufklärung über eine dem Sprechenden wertvolle Vorstellungsgruppe. Das geforderte Handeln und die geforderte Antwort ist so wenig immer Selbstzweck, wie die Speise, die wir fordern; vielmehr ist beides häufig Mittel eines höheren Zwecks. So enthält der Imperativsatz *überlege mal, ob —, denk dir mal —, recognosce mecum —, iam intelleges*, die rhetorische Frage, die Frage, welche im Deutschen den Bedingungssatz vertritt, nicht den Zweck der sprachlichen Aeusserung, sondern sie ist nur eine Hilfe, ein Mittel. Zum Teil sind diese Sätze in ihrer untergeordneten Bedeutung für den Zweck sehr deutlich dadurch gekennzeichnet, dass sie für das Sprachgefühl Nebensätze geworden sind.

Die Zwecke ordnen sich wie die Wertgefühle zu einem unendlich abgestuften System; es beginnt die Welt der Werte mit der elementaren sinnlichen Lusterregung, durchläuft die grosse Reihe der höheren Lustempfindungen bis zur reinsten Lust, der inneren ethischen Befriedigung. Jene Welt der Werte schliesst in sich das Lustgefühl der gestillten Neugier und das stolze Glück, das uns bei der Lösung eines hohen wissenschaftlichen Problems erfüllt.

Diese Werte sind die Zwecke der sprachlichen Mittel, mit diesen sucht der Sprechende den Willen des Angeredeten zur Befriedigung entweder seines eigenen selbstischen Begehrens zu beeinflussen oder ihn selbstlos zur sittlichen Handlung zu bestimmen, oder ihm durch Rat und Lehre die Güter des Lebens zu erschliessen. Mit diesen sucht er ebensowohl in eigensinniger Rechthaberei den Hörenden zu seiner Ansicht zu überreden als den Unerzogenen und weniger Gebildeten zu einer menschenwürdigen Erkenntniss zu führen und ihn von den Idealen seiner eigenen Weltanschauung zu überzeugen. — Die weitere Ausführung dieser Zwecke gehört der Ethik an.

Auch das leichte Geplauder oder die steife Pflichterfüllung der Unterhaltung, — sie sind stets von dem Zweck bestimmt, ein Wertvolles zu realisiren, mag nun der Sprechende Interesse für die eigenen Interessen zu erregen, oder liebe Erinnerungen aufzufrischen suchen, oder mag es ihm darum zu thun sein seinen Geist glänzen zu lassen und Bewunderung zu ernten, oder der Etiquette zu genügen und der Missachtung der Gesellschaft zu entgehen.

All die Zwecke des Sprechenden lassen sich in zwei grosse Klassen teilen, die selbst wider ethisch und psychisch untereinander verknüpft sind: 1. Sympathie oder Interesse für die eigenen Zustände und Werturteile zu erregen, und 2. Sympathie und Interesse für fremde Zustände und Werturteile zu zeigen.

Die erste Kategorie schliesst die selbstischen, die zweite Kategorie die selbstlosen Zwecke in sich. Es ist unmittelbar deutlich, wie ein selbstischer Zweck zum Mittel eines selbstlosen Zweckes werden kann und umgekehrt, denn alle untergeordneten Zwecke sind Mittel der höheren Zwecke. So kann der Gelderwerb das Mittel zur Wohlthätigkeit und Humanität werden, wie bei H. Franke, und die Unterstützung eines Hilfsbedürftigen das Mittel zum eigenen Emporkommen. Ebenso können die Formen der selbstischen Zwecke Mittel zu selbstlosen Zwecken sein, wie der Befehl und die Forderung Mittel der Erziehung sind, und umgekehrt bei der Schmeichelei das Beweisen der Sympathie für fremde Zustände Mittel zu selbstischen Zwecken.

So wenig die Gesellschaft bestehen kann, wenn ihre Glieder von rein selbstischen Zwecken beherrscht werden, ebenso wenig die auf der Gesellschaft ruhende Sprache; denn die Sympathie ist die fundamentalste Voraussetzung alles Sprachverständnisses. Keine Mutter würde das Weinen des Kindes als eine Aufforderung verstehen, ihm zu helfen. Niemand würde das weinerlich gesprochene *Butterbrod, meine Stiefeln*, wovon oben die Rede war, als Imperativ fassen, Niemand würde die Hinweisung auf einen Gegenstand der Anschauung als eine Aufforderung verstehen, den Menschen oder das Tier, das Haus oder den Raum anzusehen. Ja Niemand würde überhaupt einem Sprechenden nur zuhören oder den

Pantominen eines Stummen mit dem Auge folgen, wenn dieser elementare ethische Zug im Menschen fehlte.

Die Wichtigkeit der Sympathie für die grundlegendste aller menschlichen Thätigkeit die Sprache ist ein starker Beweis, dass der Mensch im Zusammenleben mit dem Nebenmenschen notwendig zur Ausbildung des sympathischen Triebes und damit zur Ausbildung der Grundlage aller Sittlichkeit gelangen muss, eine Entwicklung des Menschen, die in der Gesellschaft sich mit gleicher Sicherheit und Notwendigkeit einstellt als die Entwicklung räumlicher und zeitlicher Anschauung.

Aber ebensowenig wäre Sprachverständniss möglich, wenn uns der selbstische Trieb fehlte, wenn wir nicht bei jeder sprachlichen Aeusserung eines Anderen nach dem Zweck derselben fragten. Wir würden nicht im Stande sein, in der sprachlichen Aeusserung das Mittel eines Zweckes zu erkennen, wenn wir nicht nach unserem eigenen Muster voraussetzten, dass jeder Mensch gewisse Handlungen nur dann vornähme, wenn er etwas erreichen wolle.

So veranlasst uns der selbstische Trieb, das Sprechen eines Andern als zweckvoll anzusehen, die Sympathie dagegen, auf das Sprechen des Andern zu achten und dasselbe zu deuten. Der Massstab und das Schema, nach dem Beides geschieht, sind unsere eigenen inneren Zustände des Begehrens und der Gefühlserregung. Wir setzen bei dem Sprechenden unbewusst dieselben psychischen Vorgänge und den gleichen psychischen Organismus voraus, wie bei uns selbst, und die sympathische Stimmung ist ja eben der Empfindungszustand, in den uns die Ausdeutung fremder Zustände nach dem Muster der eigenen versetzt.

B. Die Willensbeeinflussung.

III.

Verstehen wir jene weinerlichen Ausrufe *Butterbrod, Fläschchen, meine Stiefeln* in dem Sinne eines Imperativs, so haben wir als Grund des Weinens einen Schmerzzustand nach dem Muster unserer eigenen Vorgänge erschlossen, wir schliessen weiter nach dem Muster unseres Empfindungsablaufs, dass *Butterbrod* in Beziehung zu dem Schmerzgeföhle stehen muss. Da ein Butterbrod als solches einem Kinde keinen Schmerz zu machen pflegt, so schliessen wir weiter — wieder nach eigenem Muster, — da wir auch ein Butterbrod in der Hand des Kindes nicht sehen, dass dasselbe vermisst, also begehrt wird. Daraus ergibt sich der weitere Schluss, dass jenes Schmerzgeföhle Hunger sei. Nun fühlen wir in uns die ethische Stimme der Sympathie, die uns auffordert den Leidenden zu helfen, — und damit entsteht die Vorstellung der imperativischen Bedeutung jener Sprachform.

Hätte das Kind bei jenem Ausrufe das Butterbrod in der Hand, so müsste der Schluss zu einem ganz verschiedenen Resultate führen, nemlich zu dem, dass das Kind das Brod nicht essen wolle. So führt die Andeutung des Schmerzensrufes nebst dem Inhalte der Wortvorstellung und der anschaulichen Situation zum Verständnisse.

Hätte das Kind das Brod gegessen und riefe in der angegebenen Weise Butterbrod aus, so könnte die Deutung sein 1. noch ein Brod, 2. das Brod habe dem Kinde Schmerzen gemacht. Hier hat in die Deutung die in der Erinnerung des Hörenden lebendige Situation eingegriffen. Die Elemente, aus denen die Deutung gewonnen wird, sind also an sich durchaus nicht derart, dass sie den betreffenden Schluss herbeiführen müssten.

Ebenso geht es bei der Frage. Wir hören das stauende *Tisch, Stuhl*, wir sehen das Auge des Sprechenden auf uns gerichtet und schliessen, dass dieser etwas von uns erwartet, wir kennen das Unlustgeföhle des Staunens, das aus dem Unvermögen der Recognition entsteht, oder aus dem Unvermögen, eine Verbindung gewisser Vorstellungen zu voll-

ziehen, die sich in uns zu verknüpfen suchen. Wir bemessen bei dem stauenden Ausrufe *Stuhl* nach unserer Kenntniss von dem Wissen und den inneren Zuständen des Sprechenden, ferner nach der Eigentümlichkeit der Situation, ob der Stauende ein Anschauungsbild nicht mit Sicherheit als Stuhl zu recognoscieren vermag, oder ob er den Stuhl sucht, den er hier erwartet, oder ob er nicht begreifen kann, wie der Stuhl in diesen Zusammenhang gekommen ist. Und haben wir dies Alles erschlossen, so fühlen wir dem Unlustgeföhle des Sprechenden gegenüber sympathisch die ethische Forderung, ihm zu helfen und ihm Auskunft zu geben.

Die sympathische Forderung, Hilfe zu bringen fühlen wir auch dann den Leiden eines Anderen gegenüber, wenn dieser nicht zu sprachlichen Mitteln greift. Mittel wird aber Alles das, dessen Wirksamkeit wir an uns erfahren haben und eben nur das; Mittel werden nicht erfunden, sondern entdeckt. Haben wir die sympathische Wirkung der Leidensäußerungen eines Anderen, z. B. das Weinen auf uns erfahren, so werden uns diese Äußerungen geeignet erscheinen, mit ihnen gleiche sympathische Wirkungen bei Anderen zu erzielen. So werden die zwecklosen monologischen Äußerungen und alle sonstigen Reflexäußerungen, deren Wirkung wir an uns erfahren haben, zu Mitteln für unsere Zwecke. Darum weint das Kind, sobald es die Wirkung seiner Tränen an der Mutter erfahren hat, um den Willen der Mutter zu bestimmen. Man gewöhnt daher dem Kinde das Weinen nur ab, wenn man die bezweckte Wirkung nicht eintreten lässt.

So stellt sich ein doppelter Uebergang vom monologischen und dialogischen Sprechen heraus: Die zwecklosen Äußerungen werden durch die Wirkung, die man an ihnen beobachtet, zu zweckvollen Äußerungen und durch die Mechanisierung der Bewegung wandeln sich die zweckvollen Äußerungen wieder zu zwecklosen monologischen Lautausbrüchen. Durch diesen Process erhält der Dialog lautliche Zeichen aus der Masse der Reflexlaute, und die Reflexlaute werden mehr und mehr in das System der durch den Dialog geschaffenen Laut- und Wortbildung eingegliedert. Somit sind auch die Empfindungslaute und Empfindungstöne des sprechen-

den Menschen durchaus nicht als reine Naturlaute anzusehen, ja selbst die Satzmelodie nicht. Denn die melodische Tonfolge innerhalb eines Wortes und der Sätze ist z. B. in den verschiedenen deutschen Dialecten sehr verschieden, daher kommt es, dass der Pommer dem Thüringer nachsagt, er singe und umgekehrt der Thüringer dem Pommer. Niemand hört eben mehr die Melodie, die er selbst singt, um so schärfer dagegen die anderer Sprachgemeinschaften. — Auch der lautlose Hinweis mit der Hand und die Richtung der Augen sind zunächst zwecklos, aber auch sie werden infolge ihrer Wirksamkeit zum zweckvollen Mittel.

Man begreift leicht nach dem Gesagten, wie eine Vocabel, ein Wort, das bisher unbekannt war, aber durch die übrigen Elemente, aus denen wir unser Verständniss der Rede schöpfen, erschlossen wird, — wie ein solches Wort in dieser Verbindung allmählich als wirksames Mittel empfunden werden muss, wie es seine Bedeutung und seinen Inhalt allmählich aus dem Ensemble von Elementen gewinnt, die den Hörenden zu jenen Schlüssen zwingen, welche wir Sprachverständniss nennen. — Doch ich deute diesen Vorgang nur an, da ich nicht vorhabe an jenen Primitivstufen des Worterlernens die Untersuchung zu führen, sondern an den entwickelten Stufen, wo dem Hörenden und Sprechenden der Vocabelschatz der Sprache schon bekannt und geläufig ist. Aber darauf möchte ich an dieser Stelle doch hinweisen, dass die Worte zunächst nicht als Lautgefässe mit bestimmtem Inhalte erlernt werden, sondern als Mittel zu bestimmten Zwecken. Was wir also Inhalt der Worte zu nennen pflegen, ist die abgeblasste Abstraction, bei der die Verwendung der Worte zu den verschiedensten Zwecken den Charakter des Mittels dem Worte allmählich abstreift; dieser Charakter bleibt nur den Worten, welche stets ein und derselben oder doch nur wenigen Functionen dienen, nemlich den Worten mit einseitig formaler Function wie den Conjunctionen, Partikeln, Pronominibus und Präpositionen. Ebenso würde es mit *Butterbrod*, *Fläschchen*, *meine Stiefeln* gegangen sein, wenn diese Worte nur dem Zwecke in der Sprache dienten, den Hunger zu stillen, oder die blossen Füsse zu bekleiden.

IV.

Es kann nun scheinen, dass die oben durch Zergliederung und Analyse gewonnenen ethischen und psychischen That-sachen allerdings bei den ersten Schritten des Verstehens und Sprechens von Bedeutung gewesen sind, aber sehr bald ihre Wirksamkeit verlieren. Das wäre ein Irrtum, dieselben Factoren bleiben stets im Sprachleben wirksam. Allerdings empfinden wir bei der herkömmlichen Imperativform des Verbs und den grammatisch festgewordenen Formen der Frage nichts mehr von diesen ziemlich complicierten Schlüssen. Aber es ist ein allgemeines psychisches Gesetz, dass compli-cierte Schlussreihen durch Häufigkeit und Ge-wöhnung schliesslich so schnell ablaufen, dass das Bewusstsein für die einzelnen Schlüsse voll-ständig verloren geht und die Schlussecomponenten erst durch reflectierte Analyse wiedergefunden werden können. So ist es bei der Bildung der Raumschauungen, bei dem Be-wegungsablaufe des geläufigen Clavierspiels, bei dem Lesen, bei allen technischen Fertigkeiten gegangen. Bei dem Kinde müssen daher jene Schlüsse langsamer und behinderter sich vollziehen als bei dem Erwachsenen, und das ist thatsächlich der Fall.

Ebenso allgemein gültig ist das Gesetz, dass ursprünglich spontane und bewusste Mittel all-mählich automatisch und unbewusst verwendet werden. Wie daher der Sprechende schliesslich, wenn ihm der Zweck bewusst ist, ohne Ueberlegung, rein mechanisch zu Imperativ- und Frageformen greift, so muss das Mittel ebenso mechanisch bei dem sprechfertigen Hörer den Zweck in das Bewusstsein rufen. Und diese Mechanisierung von Sprach-mitteln ist ebenso notwendige Voraussetzung für die Ausbildung der Sprache zu ihren höheren und höchsten Aufgaben, wie die Mechanisierung der technischen Zweckbewegungen bei dem Handwerker und Künstler erst das vollkommene Gelingen ihrer Kunstthätigkeit garantiert, — die Mechanisierung der Muskel-thätigkeit beim Gehen und den schwierigen Leistungen des Seiltänzers und Kunstreiters erst Sicherheit und volle Selbstbestimmung mit sich bringt.

Sprachformen, die in einer Sprachgemeinschaft automatische, mechanische Mittel ihres Zwecke geworden sind, rufen bei dem Hörenden nur diesen Zweck in das Bewusstsein, man kann sie daher von dem Standpunkte des Sprachverstehens auch congruente Sprachzeichen nennen, — congruent insofern, als der durch sie wirklich bewusst gemachte Vorstellungsinhalt gleich ist dem Vorstellungsinhalte, den sie bewusst machen sollen.

Die indogermanische Imperativform war natürlich nicht von vorn herein mechanisiert, die II. Person Singularis war der reine Stamm, und so lange die eigentliche Verbalflexion fehlte, wurden diese Stämme auch in allen anderen syntactischen Verbindungen verwendet, so haben sie sich in den späteren Sprachstufen erhalten für den Vocativ des Singularis, ferner in den ersten Bestandteilen vieler Compositionen wie *parricida*, ἄνδροκτόνος, *Wohnhaus* u. a., also der eigentlich echten indogermanischen Composition, wo sie dieselbe Function wie der limitative Genetiv versehen. Auf der vorflexivischen Stufe der indogermanischen Sprache war daher in jedem einzelnen Falle ein Schluss notwendig, um die für den besonderen Fall beabsichtigte Bedeutung des Stammes d. h. seine Function zu verstehen.

Die modernen Sprachen haben in der Frage nicht von vorn herein eine besondere Wortstellung gehabt, und auch jetzt ist die fragende Wortstellung nicht den Fragesätzen allein eigentümlich, dieselbe Stellung ist im eingeschobenen Satze gebräuchlich. Also die Bestimmung des syntactischen Zweckes ist noch bis heute nur durch Schlüsse möglich, wenn diese auch sehr schnell ablaufen mögen. — Die griechischen Fragen mit οὐχὸν, ἄρα, ἄρ' οὐ, ἄρ' οὐν zeigen deutlich die Form der Schlussfolgerung, ebenso ἄρα μὴ, μῶν, μῶν οὐ, μῶν μὴ (vergl. Madvig, Synt. d. gr. Spr. 199, b); das Grundschema für diese Verwendungsweise ist bei den Formen mit οὐ ein Satz wie: *also er ist nicht gekommen*, für die Formen mit μὴ: *behüte dass er gekommen ist*. Ich gehe hier nicht auf die Frage ein, in wiefern die genannten Verbindungen alle als deckende Frageeinleitungen angesehen werden können und ob nicht das etymologische Bewusstsein bei der einen oder anderen Verbindung gewahrt ist. Klargestellt ist diese Sache noch nicht. — Nun

derartige folgernde Behauptungssätze im Verwunderungstone gesprochen dienen ja auch im Deutschen häufig zur Frage, nur ist bei uns diese Form nicht wie im Griechischen mechanisiert, — ist Griechisch die Form mit *οἶκον* doch auch in Fällen im Gebrauch, wo der Sprechende in der Situation eine Veranlassung zu einem derartigen Schlusse nicht finden konnte (vgl. Kühner gr. Gr. die Abschnitte § 587, 10 ff.).

Die Mechanisierung des Sprachmittels ist eben der Grund dass die gewählte Form nicht mehr nach ihrer Grundbedeutung verstanden wird, sondern nur in ihrer Function für den Zweck es ist dies die Verdunklung des etymologischen Bewusstseins.

Jene griechische Frageform enthält also ursprünglich ausser dem Verwunderungstone keinen Hinweis auf die Forderung um Auskunft, sie ist nichts als verwundernde Behauptung; ebenso steht es in den Fragesätzen mit *μή* = *behüte*, oder *hoffentlich ist das nicht der Fall*. Die Mechanisierung wird hier deutlich bewiesen durch die Verwendung des *μή* in einem indicativischen Hauptsatze. Die Forderung einer Auskunft wird vom Hörenden nur aus der Unsicherheit erschlossen, womit der Sprechende seine Behauptung aufstellt. — Auch die lateinischen Fragesätze mit *-ne* und *num* sind negative Behauptungssätze dieser Art, wie die Bedeutung von *ne* in *ne-que*, *ne-cessarius* u. s. f., ferner die Bedeutung *num* in *num-quam* neben *um-quam* beweist, — aber mechanisierte Behauptssätze.

Doch der verwundernde Behauptungssatz ist nicht immer mechanisiert, er lebt daneben frei in der Sprache, allerdings verwendet er nicht jenes *-ne* und *num*, diese Wörtchen fristen nur noch in den mechanisierten Verwendungen ihr Dasein.

Auch der Verwunderungston selbst kann als mechanisiertes Sprachmittel bezeichnet werden. Auch er kann durch Worte ersetzt werden, die in freier Weise den Mangel an Verständniss ausdrücken. Statt verwundert zu sagen: *hier fehlt ein Stuhl*, könnten wir auch sagen: *hier fehlt ein Stuhl, das verstehe ich nicht*, oder *ich verstehe nicht, dass hier ein Stuhl fehlt*. — Der Verwunderungston deutet das Unlustgefühl des Nichtverstehens an und wirkt dadurch auf die Sympathie des Hörenden. Der Satz: *das verstehe ich nicht* referiert die Thatsache des Verständnissmangels und lässt

darans das Unlustgefühl erschliessen; es kann somit gleichfalls als Aufforderung Auskunft zu geben aufgefasst werden, natürlich nicht notwendig, sondern bei bestimmten Situationen.

Man darf somit sagen: Bevor die Sprache durch Gewöhnung mechanisierte Mittel gewonnen hat, lässt sich Frage nur durch verwunderte Mitteilung bezeichnen. — Wir unterscheiden nun zwei Kategorien der Frage: 1. die Bestätigungsfrage, z. B. *ist A fortgegangen?* —, bei der der Sprechende Auskunft verlangt, ob eine Vermutung von ihm richtig ist und diese bestätigt wissen möchte, 2. die Ergänzungsfrage, z. B. *wer hat das gethan?, wen hast du gesehen?, wie, wo, warum* u. s. f. Hier wird nach einem im Vorstellungszusammenhange unbekanntem Gliede gefragt, während die Thatsache selbst sicher und bekannt ist.

Für diese zweite Klasse haben die indogermanischen Sprachen bestimmte Pronomina entwickelt, die sowohl interrogative als indefinite Bedeutung haben; griech. *τίς; ποῦ, ποί, πόσος, ποτός* etc. und ionisch die Formen mit *k*; lat. *quis, qui, ubi* (aus *cubi*), *unde* (*cunde*), *quo* u. s. f.; deutsch: ahd. *hwer*, nhd. *wer, was, wo, wie, warum* u. s. f. — Auch diese Fragen sind aus dem Behauptungssatze im Verwunderungstone hervorgegangen; so bedeutete *quis* (*τίς, wer*) *fecit?* eigentlich: *irgend einer hat es gethan*, der Hörende fühlte sich durch eine derartige Behauptung in der oben angegebenen Weise zur Beantwortung veranlasst.

Natürlich ist auch heute diese Form der Ergänzungsfrage lebendig. So kann der Suchende sagen: *irgendwo habe ich das Buch hingelegt*, und da jenes Indefinitum *irgendwo, irgend, wer* u. s. f. selbst wieder mechanisiertes Mittel zum Ausdruck der Unkenntniss ist, so kann dafür gesagt werden: *ich kenne den Mann nicht, der das gethan hat*, und auch dieser Ausdruck wird unter bestimmten Verhältnissen als Frage gefasst werden.

V.

Da wir stets von Neuem die Beobachtung machen, dass gewisse Aeusserungen uns in einer bestimmten Weise beeinflussen, und wieder absichtslose Aeusserungen unsererseits für

andere wirksam sind, so müssen stets neue Sprachmittel geschaffen werden, und da die Wirksamkeit sich stets nach gleichen psychisch-ethischen Gesetzen richtet, so müssen die neu geschaffenen Mittel stets nach gleichen Gesetzen gebildet sein.

Das eigentliche Beobachtungsfeld für die Wirksamkeit der Sprachmittel ist daher die freie ausführende Darstellung, nicht die mechanisierten syntactischen Formen, in denen die Reihe der Schlüsse verkürzt ist. Die syntactischen Mechanisierungen werden wie Petrefacten erst aus der frei ausführenden Rede verständlich.

Der Sympathie erregende Schmerzton des Imperativs kann wie bei der Frage durch die thatsächliche Mitteilung des Schmerzes ersetzt werden; wer zum Arzte kommt, sagt: *mir thut der Arm weh, das Auge schmerzt mich*, und glaubt damit den Arzt zur Hilfeleistung aufgefordert zu haben, und dieser versteht ihn in diesem Sinne. Um zu trinken oder zu essen erhalten, sagt das Kind: *ich bin so hungrig, ich habe Durst*; das Kind, das zu Bette gebracht sein will, klagt: *ich bin so müde*. Also die bloße Erregung des Mitgefühls durch Angabe des Leidens dient zur imperativischen Willensbeeinflussung.

Aus dem Schmerzausdrucke musste zunächst der Wunsch oder Wille des Leidenden erschlossen werden, um imperativisch zu wirken, die thatsächliche Angabe, was unser Wille oder Wunsch sei, muss natürlich gleichfalls imperativisch wirken. So treten wir in den Buchladen und sagen: *ich wünsche den Lessing, ich möchte den Goethe, ich hätte gern einen Atlas* u. s. f., — und der Buchhändler empfindet bei dieser Mitteilung des Begehrens die Aufforderung, das betreffende Buch zu geben, er antwortet vielleicht sogar: *zu Befehl*. Der Römer gebraucht die Form *hoc factum volo* für einen ‚gemessenen Befehl.‘ — Deutlich ist wieder aus den angeführten Beispielen, welche Wichtigkeit der Voraussetzung eines bestimmten Zweckes oder einer Absicht des Sprechenden für das Verständniss hat. Würde nicht vom Buchhändler angenommen, dass der Redende mit seiner Mitteilung bei ihm etwas erreichen wolle, so wäre die Deutung als Imperativ erschwert.

Der Wunsch oder Wille wird erregt durch die Anschauung oder Vorstellung eines Gutes oder von etwas Wertvollen. Kin-

der, die Kuchen auf dem Tische sehen, wollen ihn haben; dem Gourmand läuft bei Erwähnung von Austern und Champagner das Wasser im Munde zusammen. In den meisten Fällen wird es daher genügen, einem Angeredeten gegenüber einen wertvollen Gegenstand zu nennen oder als wertvoll zu bezeichnen, um seinen Willen zu erregen. Sieht das Kind Jemanden Kuchen essen und sagt: *ja Kuchen schmeckt schön* oder *Kuchen ist mein Lieblingsessen* u. a., so erschliesst der Hörer daraus, dass er vom Kuchen abgeben solle. Denn eine Absicht muss das Kind mit den Worten verbinden, diese ist von dem Kuchen etwas zu erhalten, und da der Hörende die Erfüllungbarkeit dieses Wunsches in seiner Hand hat, so werden die Worte als Willensanforderung empfunden.

Zum Willen kann ja nur der Wunsch werden, dessen Erfüllungbarkeit wir glauben einzusehen, nach der geschilderten Situation muss das Kind also die Realisierbarkeit des Wunsches als abhängig vom Willen des Hörenden ansehen. Man nennt derartige Willensbeeinflussungen Winke mit dem Zaunpfahle, d. h. Winke, die ein Missverständniss nicht zulassen, Die Möglichkeit des Verständnisses derselben beweist die wichtige psychische Thatsache, dass wir allgemein gehaltene Sprachäusserungen, die das Generelle zu einem einzelnen in der Anschauung oder dem Bewusstsein gegebenen Falle enthalten, auf diese so beziehen, als sei nicht der Satz allgemein, sondern vom concreten Falle gesprochen. Es wird also der allgemeine Satz durch die concrete Anschauung selbst zu einer concreten Vorstellungsgruppe ergänzt. Im Wesentlichen ist diese Thatsache der gleich, welche wir bei der Namengebung und Prädicierung besprachen, wo z. B. *Mensch*, *Schrank* von einem gegenwärtigen Anschauungsbilde oder in der Erinnerung enthaltenen individuellen Erinnerungsbilde trotz der generellen Bedeutung dem Individualbilde als congruent empfunden wurde. Nur handelte es sich dort um ein Prädicat, hier um einen ganzen Satz.

Derselbe Vorgang ist häufig bei sittlichen Mahnungen in allgemeinen Sätzen, die sich der Hörende anziehen soll, diese Sätze werden als Prädicate der eigenen ethischen Zustände empfunden und müssen darum individuell erscheinen. Sagen

wir z. B. einem Unzufriedenen gegenüber: *nur der Zufriedene ist glücklich*, so empfindet der Unzufriedene die Aussage als eine Beurteilung seiner Unfriedenheit. Dasselbe geschieht beim Stacheln, — und in der Ironie werden sogar aus dem Bewusstsein oder der Anschauung die sprachlich gegebenen Vorstellungen in ihr Gegenteil umgedeutet.

Es bedarf einer besonderen Ausführung nicht, dass dieselben Verhältnisse, die bei der positiven Willensbeeinflussung hervorgetreten sind, sich auch bei der negativen zeigen, bei der Prohibition. Ein neues Moment liegt nur darin, dass der Sprechende bei der Prohibition jedesmal die Voraussetzung haben muss, der Angeredete beabsichtige oder wünsche etwas Bestimmtes zu thun, und diese vorausgesetzte und befürchtete Handlung will der Sprechende eben abwehren.

Es ist bekannt, wie in diesem Falle ein blosses Abwinken mit der Hand, — offenbar ein abgekürzter und mechanisierter Gestus die Annäherung von etwas Ueblem abzuwehren, — ferner wie der drohend oder warnend erhobene Finger, oder ein *nicht, nicht doch* genügt. Die Beziehung der Abwehr auf die im Bewusstsein vorhandene Willensregung oder eine Handlung, bei deren Ausführung wir begriffen sind, ist ja einfach, aber die richtige Deutung braucht damit noch nicht gewonnen zu sein. Es reicht z. B. der Diener bei Tische Speisen herum, die Wirtin macht eine abwehrende Bewegung, da kann je nach den Umständen darunter gemeint sein: *nicht herumreichen* oder *nicht den betreffenden Personen präsentieren*, oder *nicht von der Seite*, oder *nicht in der Form* u. a. m. Versteht der Angeredete den Wink richtig, so kann das Verständniss nur durch die Ueberlegung gewonnen werden: was kann unter den obwaltenden Umständen verboten sein? Der Schluss lässt sich also nur gewinnen aus der Vergleichung des thatsächlichen Vorganges mit dem Bewusstsein des Pflichtgemässen oder dem Normalgefühl für das Correcte. Aber der Schluss ist nie zwingend, nur möglich. Somit richtet sich also das Verständniss sprachlicher Aeusserung nach der möglichen Beziehbarkeit von Vorstellungen auf einander, — ein wichtiges psychisches Gesetz.

Der Wink und die prohibitive Negation sind mechanisierte Mittel, die freien Sprachmittel, welche diesem Zwecke dienen,

beruhen auf denselben seelischen Vorgängen wie die Mittel des Befehls.

Zu den Mitteln der Willensbeeinflussung gehört auch Drohung und Versprechen. Auch hier muss der Hörende die Absicht der Beeinflussung erst erschliessen. Man sagt: *es wird dir schlecht gehn, wenn du das thust, du erhältst Schläge, wenn* —. Dieser Satz ist zunächst ganz allgemeiner Art, er bedeutet: *in jedem Falle, wenn du das thust, erhältst du Schläge* dieser allgemeine Satz muss also erst vom Hörenden auf seine besondere Absicht bezogen werden. Es ist auch nicht gesagt, von wem der Angeredete die Schläge erhalten wird, das Alles wird durch die Beziehung des allgemeinen Satzes auf den besonderen Fall hineingedeutet. Bei mechanisierten Formen der Drohung, in denen Aposiopese häufig ist, wird gar nicht mehr empfunden, dass der Sprechende allgemein spricht, z. B. *wehe dir, wenn du das thust; na, wenn du das thust, thust du das!* Der drohende Ton, der sehr viele Abstufungen in der Intensität und Schärfe hat, erleichtert das Verständniss.

Ebenso muss das Versprechen erst erschlossen werden, z. B. *einen Gulden für ein Glas Wasser, ein Königreich für ein Pferd!* — Nicht missverständlich ist die Drohung: *sieh dir mal die Peitsche an, oder kennst du die Rute?* Hier wird eben nur die Vorstellung eines Uebels in die Seele gerufen, die Verbindung derselben mit der Absicht dieses Bewusstmachens erschliesst der Hörende selbst, heute wie in der Urzeit der Sprache. Darum genügt es, die Peitsche zu zeigen, oder auf die Rute am Spiegel hinzuweisen, oder zu sagen: *Für artige Kinder habe ich etwas Schönes.*

Es lassen sich noch andere Formen der Willensbeeinflussung anführen, wie die Frage als Anfrage z. B. beim Kaufmanne, ob er diese oder jene Waare führe; auch aus dieser Anfrage wird sofort die Absicht, die Waare zu kaufen, erschlossen, denn es muss die Kenntniss dieser Thatsache für den Fragenden einen Wert haben, der Kaufmann erschliesst daher nach dem ihm nächstliegenden Vorstellungscomplex: der Fragende will die Waare kaufen. Dies ist nur eine von den möglichen Deutungen, denn der Statistiker kann dieselbe Frage zu ganz andern Zwecken stellen.

Besonders häufig ist die Frage *warum nicht*, z. B. *warum gehst du nicht* und lateinisch ist die entsprechende Frageform mit *quin* ganz mechanisiert. Seine etymologisch berechnigte Construction hat diese Frage behalten mit dem Indicativ *quin conscendimus equos*, doch wenn auch gesagt wird *quin conscendite*, *quin conscendamus*, so ist eine Construction eingetreten, die zwar für den gesammten Zweck des Ausdrucks, also für die Function der ganzen Frage angemessen ist, doch nicht für ihre etymologische Form.

Da auch die festen Sprachformen der Willensbeeinflussung auf solchen möglichen Deutungen beruhen, so müssen sie in der Zeit ihres freien Gebrauchs, also bevor sie mechanisiert wurden, auch andere Deutungen zugelassen haben, doch sobald sie mechanisch wirkend werden, erscheint ihre Bedeutung als notwendig gegeben, sie sind ihrem Zwecke congruent geworden.

Auch die künstlerisch gestaltete Volksrede verfolgt den Zweck eine Anzahl von Individuen zu einer bestimmten Handlung zu bewegen, oder von einem bestimmten Vorhaben abzubringen, oder beides zugleich, z. B. Ciceros Rede de imperio Cn. Pompei. Also auch sie ist eine imperativische resp. prohibitive Sprachform der Willensbeeinflussung. Die gerichtliche Rede sucht die Richter zur Freisprechung oder Verurteilung zu bewegen, der Prediger oder Paränetiker den Hörer zu einer bestimmten Weise des religiösen und sittlichen Handelns zu bestimmen, also lauter Willensbeeinflussungen durch sprachliche Mittel. Und allen diesen Rednern stehen keine anderen Mittel zur Verfügung als die, welche sich auch beim Imperativ oder dem Prohibitiv gezeigt haben.

Auch sie müssen selbstverständlich die mechanisierten Mittel der Willensbeeinflussung benutzen, daneben aber in ausgedehntester Masse die freien Sprachmittel. Sie suchen daher die Sympathie für die Person der Angeklagten zu erregen, es werden die Leidenszustände desselben in der sehr wirksamen *miseratio* ausführlich dargelegt, das Gefühl für das Leiden und das Unglück der Mitmenschen wird auch in der politischen und moralischen Rede ein Mittel sein, den Hörer zur Hülfe dagegen zu veranlassen. Es wird das geforderte Handeln als ein Gut, als wertvoll dargestellt, umgekehrt als Uebel das Gegenteil. Der Weg, der beschritten werden soll, wird als

möglich und leicht ausführbar geschildert, im Gegenteil der Weg, von dem der Redner abräth.

Es sind also genau dieselben Gesichtspunkte, die wir bei den Imperativformen fanden, nur sind hier die Mittel gehäuft, denn der Hörende soll überredet werden, es sind die einzelnen psychischen Gänge und Reihen nicht zusammengedrängt, sondern auseinandergelegt. Somit ist die Rede ein Imperativ, in dem genau das Gegenteil vorliegt von der Mechanisierung der Sprachmittel im syntactischen Imperativ, die Mittel selbst sind jedoch aus derselben Quelle geschöpft. Wir können diese Form die zerlegende nennen, die festen syntactischen Formen aber die verdichteten oder comprimierten. In diesen wird nur noch das Resultat des Vorstellungsablaufes empfunden, dessen einzelne Teile bei der ersten Form zur deutlichen und wirksamen Empfindung kommen. Darum erscheint uns der Inhalt der zerlegenden Form viel reicher als der der verdichteten, und darum ist das Stilgefühl für beide Formen ein ganz verschiedenes. Denn die Unterschiede des Stilgefühls sind bedingt durch die Zahl und Qualität der Empfindungen, aus denen uns der sprachliche Zweck einer redenden Person bewusst wird.

Je häufiger eine Sprachgenossenschaft die Veranlassung hat, den Willen zu beeinflussen, um so grösser muss die Zahl der mechanisierten Mittel werden, denn häufiger Gebrauch mechanisiert. Je schwieriger und mannigfaltiger die Verhältnisse sind, unter denen diese Beeinflussung statt findet, um so mehr wächst das Bedürfniss nach neuen und frischen Bildungen, welche den psychisch-ethischen Vorstellungsverlauf unverkürzt in das Bewusstsein treten lassen; und damit wächst der Reichtum der Sprache an stilistischen Nüancen. Und je häufiger der Hörer grössere Vorstellungsreihen, die auf einen Zweck zielen, in sich hat producieren und auf den einen Zweck beziehen müssen, um so grösser wird die Fähigkeit, grössere Sprachmassen zu beherrschen. Characteristisch ist hierfür das Beispiel der Spartaner, die behaupteten, am Ende einer attischen Rede vergessen zu haben, was am Anfange gesagt sei. Der Zusammenhang von Grammatik, Rhetorik und Stilistik ist hiermit angedeutet.

C. Die Substanz und der Satz.

VI.

Knüpfen wir an eine frühere Ausführung an, nemlich an die Thatsache, dass alle Benennungen von Dingen und Personen durch Prädicierung einer Handlung oder Eigenschaft von ihnen geschieht, wie *dens* der Essende war und die Bedeutung *Zahn* annahm. Offenbar ist aber eine solche Prädicatsbezeichnung einer Definition nicht gleich und nur eine Definition sollte im Stande sein, ein Ding oder eine Person mit voller Klarheit in das Bewusstsein zu rufen. An einer anderen Stelle ist gezeigt, dass das Prädicat durch Mechanisierung, wie wir jetzt sagen werden, also durch den häufigen Gebrauch seinem Subjecte congruent werden kann. Doch die Thatsache erfordert noch eine genauere Ausführung.

Wir sind in der glücklichen Lage, einzelne Substantivbildungen genauer zu verstehen; es sind dies die substantivierten Adjectiva, z. B. *der Adlige, der Bürgerliche, der Schwarze, der Neger, der Rote* (politisch) u. a. Hier ist deutlich, dass das Adjectivum die Qualität bezeichnet, der Artikel die Substanz. Die Substanzbezeichnung enthält die Hinweisung auf eine Person männlichen Geschlechts, sie ist nicht verschieden von dem Ausdruck *der Mensch*. Das ganze Substantiv *der Schwarze* ist aber nicht gleich einer jeden schwarzen Person männlichen Geschlechts, man denkt noch ausserdem mit: von afrikanischer Race, mit gewissen geistigen und physischen Qualitäten. Die Bezeichnung ist generell wie jede sprachliche Benennung, sie weist auf eine bestimmt aus der Gesamtmenschheit ausgesonderte Klasse hin. Haben alle Individuen einer Sprachgemeinschaft diese Klasse ausgesondert, und ist für diese der Ausdruck *der Schwarze* das allgemein verständliche Zeichen, so muss eine Gewöhnung, also eine Mechanisierung vorausgegangen sein, und bei der Mechanisierung werden auch die erschlossenen Vorstellungen im Inhalte der Bezeichnung mitgedacht sein.

Daneben haben wir ganz gleiche Bildungen, die durch den Gebrauch nicht mechanisiert sind z. B. *der Gute*, d. h. der

Mensch, dessen einzig unterscheidendes Merkmal die Sittlichkeit ist, *das Schöne, das Grüne, das Warme*, d. h. Alles was schön, grün, warm ist. Hier wird zu der angegebenen Eigenschaft ein anderes Merkmal nicht mitgedacht, wie dies bei *der Schwarze, der Neger, der Rote*, ebenso bei *bonum das Gut, insigne das Abzeichen* geschieht. Die mitgedachten Merkmale können nur durch Ergänzung in den Inhalt der Bezeichnung aufgenommen werden. Ergänzung aber kann nur aus den Vorstellungen erfolgen, welche den höchsten Grad der Associierbarkeit besitzen. Wir sahen oben, dass diesen Vorzug der Associierbarkeit 1. die in der Anschauung gegebenen, 2. die in der Erinnerung enthaltenen Vorstellungen besitzen, welche eben oder vor kurzem bewusst gewesen sind; dazu kommen 3. die in der Situation des Bewusstseins enthaltenen Vorstellungen. Aus diesen muss daher die Ergänzung geschöpft sein. Und diese Ergänzung bleibt notwendig für jeden einzelnen Fall, wenn das Wort auch in anderer Bedeutung möglich ist, und das wird bei den meisten Worten der Fall sein. So kann *der Schwarze* auch vom Schornsteinfeger oder dem Teufel oder einem schwarzgekleideten Manne gesagt sein. Welche Bedeutung gemeint sei, soll der Zusammenhang ergeben, sagt man, d. h. eben jene Vorstellungen der Anschauung und Erinnerung, welche das grösste Associationsvermögen besitzen.

Ohne Bedenken wird daher *der Schwarze* vom Africaner verstanden, wenn vor dem Sprechenden und Hörenden ein solcher steht, durch Ergänzung aus der Anschauung. Ebenso sicher wird die Bezeichnung auf den Neger bezogen, wenn wir ein Kapitel lesen, dessen Ueberschrift lautet: *Africa*, und dessen Anfang heisst: *die Schwarzen sind ein kräftiger und bildsamer Stamm*. Hier also haben wir die Ergänzung aus der Erinnerung an das Land Africa gezogen. Ohne irgend einen derartigen Hinweis, dass Africa und der Schwarze verbunden werden sollen, schliessen wir es aus der Möglichkeit Africa und der Schwarze auf einander zu beziehen.

Diese Art der Ergänzung ist für das zusammenhängende Sprechen von grösster Wichtigkeit. Africa ist logisch das Subject, weil die Exposition, zu *die Schwarzen*, und doch wäre es unmöglich beide Begriffe grammatisch als Subject und Prädicat

zu verbinden. In der Verbindung würde es etwa heissen: *die Schwarzen in Africa*. Und doch ist logisch das angegebene Verhältniss vorhanden, weil es uns möglich, ja notwendig ist, bei der Landesvorstellung die Vorstellung der Bewohner mitzuempfinden. Genau genommen ist also die bei *Africa* mitgedachte Vorstellungsgruppe *Bewohner Africas* logisches Subject. So werden also fest an eine bezeichnete Gruppe associierte Vorstellungen, trotzdem sie nicht selbst benannt sind, wirksame Factoren für Sprachverständniss und Sprachbildung.

Diese Thatsache ist zu wichtig, als dass ich ganz an ihr vorüberginge. Wir sagen z. B. *das Feuer im Ofen brennt nicht*, wir denken in diesem Falle als Subject nicht die erwärmende Flamme, sondern meinen, das im Ofen vorhandene Brennmaterial steht nicht im Brand, an sich ist jener Ausdruck Widerspruch in sich selbst, — durch die an *Feuer* associierten Gruppen wie *Brennmaterial, Holz, Kohlen* erhält die Verbindung einen guten Sinn. Ebenso ungenau ist der Ausdruck *die Lampe anzünden*, gemeint und verstanden wird die associierte Gruppe *der Docht*; *den Cicero lesen*, mitgedacht sind die Schriften, *die ganze Stadt trauert* natürlich die Bewohner; *eine Tasse trinken, ein Glas Eis essen, einen Teller Suppe essen*. Sagen wir *ein Haus vergolden*, so meinen wir nur die Teile, wo so etwas zu geschehen pflegt; dagegen ist *das Mittagbrod, Abendbrod* nicht blos das Brod, was mir zu dieser Zeit essen, gemeint sind auch die übrigen Speisen; laden wir zu einer Tasse Thee ein, so weiss der Eingeladene genau, dass ausserdem noch manches andere gereicht wird. Bei *puppis* denkt der Römer das ganze Schiff mit, wie bei *Kiel, Steuer*. Wir sehen also, dass die poetischen Formen des *pars pro toto* und *totum pro parte* mit der Thatsache zusammenhängen, dass wir die bekannten Gruppen nie einzeln, sondern in Verbindung mit einer Reihe associierter Gruppen denken.

Diese Andeutungen mögen genügen, um die Wichtigkeit dieser Vorstellungscomplicationen für das Sprachverständniss darzuthun. Wir kehren zu der abgebrochenen Gedankenreihe zurück.

Ich erinnere weiter an die oben behandelte Thatsache; habe ich von Rom gesprochen, so wird der nachfolgende Satz:

die Stadt lag am Tiber sicher von Rom verstanden, und die Genusbezeichnung ergänzt sich aus der Erinnerung an die Individualvorstellung *Rom*. Das ist nur möglich, wenn ich die neue Bezeichnung Stadt als Prädicat auf die vorherbezeichnete Vorstellung beziehe. — In dem Beispiele: *Cäsar wurde an den Iden des März ermordert, er war in die Curie gegangen, ist er* ein Prädicat zu dem in der Erinnerung vorhandenen Cäsar. Diese Beziehung auf den Cäsar würde auch gemacht werden, wenn der zweite Satz begönne: *dieser Mann*, selbst dann, wenn ausser dem Sprechenden und Hörenden noch ein Mann in der Anschauung gegenwärtig wäre.

Und doch müsste der Ausdruck notwendig auf die gegenwärtige dritte Person bezogen werden, wenn nicht Cäsar vorher erwähnt wäre. So prävaliert also ein Moment der Erinnerung vor einem Momente der gegenwärtigen Anschauung. — Warum? — Weil der Sprechende von Cäsar eine Mitteilung macht, diese muss einen Wert für ihn haben, so schliessen wir, also wird die mit dem Wertgeföhle verknüpfte Person bei ihm im Vordergrund des Bewusstseins stehen. — Ohne diese Beziehung und die daraus folgende Ergänzung wären wir nicht im Stande, zwei Sätze in ihrem Zusammenhange zu verstehen. Doch diese Beziehung, das ist festzuhalten, ist nichts weiter als eine zwar nicht ausgesprochene, aber mitgedachte Prädicierung des zweiten Ausdrucks vom ersten, also z. B. der Schwarzen von Africa.

VII.

Eine dritte Art der Ergänzung erfolgt erst nachträglich, also durch nachfolgende Correctur oder Limitation einer zuerst allgemein und ungenau bezeichneten Vorstellungsgruppe. Wir hören den Satz: *die Schwarzen wohnen in Africa*. Die mehrdeutige Bezeichnung *die Schwarzen* wird durch den Zusatz *wohnen in Africa* eindeutig. Der psychische Process verläuft jedoch so schnell, d. h. so mechanisch, dass wir uns der Veränderung der zuerst bei dem Subject vorgestellten Gruppe gar nicht bewussten werden. Doch man denke sich ganz langsam gesprochen: *Die Roten* —

haben — wider — einen Putsch in Paris gemacht, da empfinden wir die Spannung und Erwartung, was unter den *Roten* zu verstehen sei. D. h. wir sehen voraus, dass eine bestimmte Species aller der rot zu nennenden Menschen vom Sprechenden gemeint sei, wissen aber nicht welche. Haben wir das Prädicat gehört, und sind wir mit dem politischen Jargon bekannt, so werden sofort die nötigen Ergänzungen erschlossen, und uns steht das limitierte Vorstellungsbild vor der Seele. Es ist dies der Vorgang, den wir in der ersten Abhandlung andeutend benannten die Exposition des logischen Subjects durch das logische Prädicat. Wir bemerkten oben, dass diese Exposition da eintritt, wo unter einer Mehrzahl möglicher Bedeutungen eine bestimmte zu wählen ist.

Folgen wir dem Vorgange noch etwas weiter! — Bei dem vereinzelt *die Roten* suchen wir also in unserem Vorstellungsschatze nach einer Gruppe, auf die wir den Ausdruck beziehen können, d. h. von der wir den Ausdruck prädicieren können, = die und die Klasse von Menschen sind die Roten. Die gesuchte Gruppe ist das logische Subject zu dem ausgesprochenen Prädicate, die Frage unseres Inneren würde formuliert lauten: *was ist das, die Roten?* Folgt aber das Prädicat: *haben in Paris einen Putsch gemacht* schnell jenem grammatischen Subjecte nach, so werden wir uns weder der Frage noch der entsprechenden Antwort bewusst, weil das Satzverständniss für uns in Folge der Gewöhnung mechanisch verläuft. Anders, wenn wir einer kantischen Deduction mit kantischen Termini zuerst entgegentreten, da fragen wir uns: *was ist das transcendental?* und besinnen uns darauf, d. h. wir geben uns darauf Antwort. Doch haben wir uns eingelesen, so fungiert auch die *Transcendenz*, die *Aesthetik*, *Apriorität* u. s. f. mit mechanischer Sicherheit. Genau so geht es uns bei dem Auffassen eines fremdsprachlichen Satzes, wenn uns die Sprache nicht mechanisch geläufig ist.

Wir suchen also nach der Vorstellungsguppe, die mit dem Sprachworte zu verbinden ist, und das thun wir, weil der Sprechende zu uns spricht, also müssen wir uns doch in unserem Willen angeregt fühlen, die den Worten entsprechenden Vorstellungsguppen in uns zu producieren, sonst würden die Laute des Sprechenden ebenso eindruckslos an uns vorüber-

rauschen, wie die Menge von Vorstellungen, welche gleichzeitig mit ihnen in unsere Seele treten. Somit empfinden wir die Worte des Sprechenden als Imperativ, und auch der Sprechende bedient sich der imperativischen Formen, um gehört zu werden, wie: *denke dir mal, stelle dir einmal vor, überlege einmal*; — er gebraucht den Vocativ, — ein Imperativ = *merke auf, höre zu*. Er gebraucht das Demonstrativum, d. h. ein lautliches Zeichen der Aufforderung, einem Gegenstande oder einer Person die Aufmerksamkeit zuzuwenden; dazu macht er dem Anschauungsbilde gegenüber den Gestus hinzusehen oder hinzuhorchen, z. B. *dieses Bild!* er lässt darauf vielleicht ein *schön! herrlich!* hören. Der Hörende schaut hin, sieht das Bild und fasst *schön* als Prädicat zu *dieses Bild*.

Man denke sich diese Wortfolge mechanisiert, so erhalten wir den einfachen Satz: *dieses Bild (ist) schön*. Sehr deutlich zeigen die romanischen Sprachen, wie die Demonstration ursprünglich ein imperativischer Satz war, der in der mechanisierten Rede zum Satztheile wurde. Französisch *ce livre est beau*, — *ce* ist entstanden aus lateinisch *ecce* oder *ecce id*, also zunächst *ecce id, liber, bellus est*. Und wie verhält sich *ecce* und *id* zu einander? Jedes ist eigentlich ein selbständiger Satz für sich = *sieh nur mal, dies*, also zwei Imperativsätze. Von dem *id* wird nun wieder in einem selbständigen Satze *liber* als Prädicat ausgesagt, = *es ist ein Buch*, und von dem so mit einem Prädicat versehenen Anschauungsbilde wird ein neues Prädicat ausgesagt = *bellus est*.

Genau so verfährt der elementare Anschauungsunterricht: dem Kinde ist ein Bild zur Beschreibung vorgelegt, z. B. ein Baum. Es wird nun beschrieben: *das ist ein Baum, der ist grün, darauf sind Aepfel, die werden abgenommen* u. s. f. Für den Erwachsenen, der die graphischen und colorativen Zeichen des Malers mit mechanischer Sicherheit recognosiert, würde man kurz sagen: *Die Aepfel dieses grünen Baumes werden abgenommen*. Die Prädicate sind zu Attributen geworden.

Somit liegt in den sprachlichen Worten und Zeichen zunächst nichts, was seiner Natur nach die Substanz ausdrückte, sondern das Wort, an das wir das sprachliche Verständniss der Substanz anknüpfen, ist ein Imperativ, der von uns

zeitig
 wir
 h der
 ge
 lege
 erke
 aut
 der
 am
 n
 n
 s

Aufmerksamkeit und Beobachtung fordert, und diese aufmerksame Beobachtung des Auges oder Ohres führt ein Anschauungsbild in das Bewusstsein, dieses Anschauungsbild ist die Substanz.

Doch dieser psychische Process des Verständnisses verläuft schliesslich so schnell, dass wir die Factoren nicht mehr empfinden, sondern dass uns die Demonstration der Anschauung gegenüber als congruente Substanzbezeichnung erscheint.

Es erschliesst sich so ein wichtiges Problem der Sprachgeschichte. Man hat längst erkannt, dass das masculinale und femininale -s im Nominativ Singularis der indogermanischen Sprachen, z. B. in *magnu-s*, ἀγαθός, goth. *fišk-s* nichts weiter sei als das Demonstrativum *sa*, das im gothischen *sa*, *sô* im griechischen ὁ, ἡ noch vorliegt. Die Bedeutung mag der unseres nhd. *der* entsprechen haben, ἀγαθός würde dann also sein = *gut der*, d. h. gleich dem Satze: *der ist gut*.

Das neutrale *t* in *illud* oder *illut*, *quod*, *quid*, *id*, *hod-ce* wie es vorliegt in *hoc*, gothisch *thata* und griechisch mit Apokope im Auslaut in τὸ, ὃ, τοῦτο, ἐκεῖνο ist gleichfalls ein Demonstrativstamm, und wie der Artikel des Griechischen und Gothischen beweist, nicht für das persönlich handelnde Subject im Gebrauche gewesen, — daher griech. m. f. ὁ, ἡ goth. *sa*, *sô* aber neutral τὸ *thata*. Ein *illud* würde also gleichfalls ein Satz gewesen sein: *jenes das* d. h. *jenes ist das*. Das -n der schwachen deutschen Adjectiva ist wohl gleichfalls ein demonstrativer Stamm, der im lateinischen *an* u. s. f. noch deutlich ist.

Ferner geht ein Teil der Suffixe wie das griechische -θεν, -θεν, -δε, -σε mit Sicherheit auf demonstrative Pronomina zurück.

Also beweist die Sprache in ihrer Bildungsweise, die uns die mechanisierten Reste alter Sprachstufen erhalten hat, dass das Wort ein Satz war, dessen bedeutungsvolles Element, das Prädicat, im Stamme erhalten ist, dessen Substanz aber in den Endungen durch Demonstration angedeutet wird. Danach müssen wir auch schliessen, dass das Adjectivum, welches mit denselben Substanzzeichen versehen ist, wie das Substantivum, ursprünglich gleichfalls ein Satz war, der sich zum Substantivum conden-

sierte oder comprimerte. Der Uebergang vom Substantiv zum Adjectiv vollzieht sich dann in derselben Weise wie bei *victor exercitus*.

VIII.

Nur ein Unterschied besteht zwischen jenen alten indogermanischen Substantivbildungen wie *ἀνθρώπου* und den modernen wie *der Gute*; in den alten Bildungen folgt der die Substanz andeutende demonstrative Imperativ nach, in den jüngeren Bildungen geht er voran. Dies ist genau derselbe Unterschied, den wir zwischen der Bildung *τίθημι* und *ich stelle* fanden. Die Bildungsweise mit nachfolgendem logischen Subjecte nannten wir die nachträgliche Correctur, da erst aus Rücksicht auf die Verständlichkeit für den Hörenden nachträglich das logische Subject mitgeteilt wird.

Wir finden im Indogermanischen zwei grosse Klassen von Substanzen unterschieden: 1. die persönliche, 2. die unpersönliche. Die persönliche Substanz zerfällt wider naturgemäss in eine männliche und eine weibliche. Somit ist die Empfindung, welche man bei der persönlichen Substanz hat, ungefähr gleich dem Substantiv *Person, Mensch* und die unpersönliche dem Substantiv *Ding*. Die persönlichen substantiellen Erscheinungen gliedern sich allmählich wider nach den verschiedensten Gesichtspunkten in eine grosse Menge von Klassen und Gruppen, die gleichsam Untersubstanzen genannt werden können, denn unter dem rein psychologischen Substanzbegriff dürfen wir uns nicht den logisch-metaphysischen qualitätslosen Substanzbegriff denken, — so enthält ja die männlich-persönliche und die weiblich-persönliche Substanz gleichfalls schon eine Menge von Qualitäten. Die psychologischen Substanzen sind stets mit Qualitäten gedacht, selbst das ganz unbestimmte Neutrum z. B. in Fällen, wo wir in der Ferne eine Erscheinung sehen, die wir noch nicht recognoscieren können, sie ist uns ein *etwas*, wir fragen: *was ist das*, also neutral. Qualitäten hat auch diese Erscheinung wie alle Erscheinungen. Entsprechend sind die Untersubstanzen, also die sprachlichen Substantiva, Genus- und Specialbezeichnungen, z. B. *Mensch, Mann, Tier, Löwe, Ding, Baum, Haus, Berg* u. a.

Hat die Sprache auf dem angegebenen Wege die Substanzbezeichnung durch Ergänzung gewonnen, also Substantiva durch mechanisierte Sätze erhalten, so können diese Substantiva selbst wieder vertretend für die allgemeinste Substanzbezeichnung, durch Demonstration, eintreten, so wird gebildet neben *der Gute, der gute Mensch, das schwarze Tier, die grosse Stadt* u. s. f.

Die Stellung der Substanzbezeichnung hinter dem Adjectiv scheint sehr alt zu sein, man vergleiche das Griechische und Deutsche; und dies ist dieselbe Stellung, welche das Demonstrativ in *ἀγαθός* einnimmt. Auch die Verbindung *die grosse Stadt* hatte ursprünglich die Bedeutung eines Satzes, gebildet nach dem Schema der nachträglichen Correctur, das Adjectivum war ursprünglich das Prädicat, das Substantivum das Subject. Ganz entsprechend verfährt auch die indogermanische Composition, der substantielle Begriff folgt nach, der prädicative geht voraus: so in *Ratmann, Hausthür, parricida, Edelmann, Grossvater, magnanimus* u. a. Das vorausgehende Prädicat enthält stets die limitative Bestimmung, wodurch die nachfolgende Genusbestimmung beschränkt wird, der erste Bestandteil entspricht der logischen *differentia specifica*, der zweite Bestandteil dem logischen *genus proximum*.

Diese alte Form des Satzbaus, die sich uns auch in der Apposition zeigte, entspringt dem lebhaften Interesse des Sprechenden, das eigentlich Wichtige und Wertvolle auszusprechen und nimmt auf die Möglichkeit des Verständnisses wenig Rücksicht. Je fortgeschrittener und ruhiger das gesammte Denken und die ethischen Formen des Verkehrs werden, um so mehr wird die Rücksichtnahme auf den Hörer zunehmen. Es trat daher im Allgemeinen die bekannte Satzform ein: zuerst Subject dann Prädicat. Die Wortordnung der alten Verknüpfungsweise war jedoch mechanisiert, blieb also erhalten, aber man empfand sie nur noch als congruentes Mittel, eine limitierte, substantielle Gruppe zu bezeichnen, nicht mehr als Mittel zur Bezeichnung der sich entwickelnden Vorstellungsreihe eines Satzes, und in dieser Function, also als attributive Verbindung, hat sich die Form gehalten.

Selbstverständlich konnte die Mechanisierung auch nach

der Feststellung dieser Wortordnung prädicative Satzverbindungen in derselben Weise wie früher ergreifen, und so ist das griechische *οὗτος ὁ ἀνὴρ* zum Substanzausdruck mit Attribut mechanisiert, nachdem das Griechische seine Unterscheidung von Prädicat und Attribut schon festgesetzt hatte. Der Artikel beweist in dieser Verbindung wie in der mit *ἐκεῖνος, ὅδε, πᾶς* (*ganz, all*), dass *ὁ ἀνὴρ* Subject, das Pronomen Prädicat war. Ebenso ist es dem Adjectivum *πολύς* ergangen, das zwar stets prädicativ gestellt, aber augenscheinlich auch attributiv empfunden wurde.

Ging also die Mechanisierung weiter und ergriff auch Verbindungen des Adjectivs mit dem Substantiv, die nach der geregelten Wortstellung prädicativ sein sollten, so konnte diese Form neben der alten, nach dem Schema der nachträglichen Correctur, Platz greifen, und beide Arten der Stellung, konnten neben einander für das Attribut gebraucht werden, so Deutsch *der Ritter gut*, Lateinisch die offenbar willkürliche Stellung des attributiven Adjectivs.

Ist die obige Ausführung in ihren Grundzügen richtig, so muss das psychische Resultat von einer grösseren Reihe prädicativer Urteile über eine Substanz, also z. B. über eine Person, ein Tier oder ein Haus, für den Hörer stets das sein, dass sich all diese Prädicierungen, welche ausgedehnte Vorstellungsreihen geben, im Bewusstsein zu einem ruhenden Bilde, d. h. zu einer Gruppe von Vorstellungen comprimieren, in die alle jene Prädicate nun als inhärierende Attribute eingegliedert sind. Und das ist allerdings der Fall. Man denke sich z. B. wir lesen die Beschreibung eines Tieres, wir hören die Erzählung von einer historischen Person, oder die Charakteristik eines poetischen Helden, — was tragen wir am Schlusse der Lectüre, am Schlusse der Mitteilung in unserem Bewusstsein? — Nicht mehr die sich erst zeitlich vollziehenden Reihen von Prädicierungen, sondern eine feste Gruppe, in der alle Züge, alle Prädicate als anhaftende Eigenschaften, also als Attribute aufgenommen sind. Ebenso geht es bei dem einzelnen Prädicatsatz z. B. *der Mensch ist gut*, das psychische Resultat dieser Reihe für den Hörer ist die Gruppe *der gute Mensch*. Die Sprachreihen einer ausführlichen Charakteristik sind jedoch zu

lang, als dass sie mechanisiert werden könnten, sehr leicht jedoch ist dies bei den kleineren Satzreihen, besonders solange sie einer bestimmten Verbalform entbehren. Diese erregen dann nur die Gruppe im Bewusstsein und werden als congruente Mittel zum Ausdruck einer mit Attribut versehenen Substanz empfunden.

Die ganze obige Ausführung basierte auf der Demonstration eines gegenwärtigen Anschauungsbildes; aber die Substantiva *der Gute, der Schwarze* u. s. f. sind auf die gegenwärtige Anschauung nicht beschränkt. Doch wir sahen am Schluss der ersten Abhandlung, dass das Erinnerungsbild dieselbe Bedeutung für die Ergänzung eines Prädicats hat, wie das Anschauungsbild. Ist z. B. soeben ein Vogel vorüber geflogen und nicht mehr sichtbar, oder ist der Vogel eben genannt, so beziehen wir den Hinweis *dieser, der, er* mit derselben Sicherheit auf die Gruppe Vogel, als wäre sie anschaulich gegenwärtig. Wir sahen an jener Stelle ferner, dass auch das feste Bewusstseinsbild die gleiche Kraft der Ergänzung hat, dies Bewusstseinsbild konnte individuell und generell sein. Ist das Bewusstseinsbild einer grösseren Klasse von Individuen gemeinsam, so wird es unter so vielen verschiedenen individuellen Verhältnissen in das Bewusstsein getreten sein, dass diese sich gegenseitig hemmen, und nur das Abstractum im Bewusstsein lebendig ist; dieses Abstractum ist aber eben das generelle Bewusstseinsbild. Sage ich z. B. *der Tote* so wird bei einer grösseren Sprachgemeinschaft unmöglich an ein bestimmtes gestorbenes Individuum gedacht werden, was innerhalb eines kleinen Kreises, z. B. einer Familie, sehr wohl möglich ist, — sondern an den toten Menschen überhaupt.

Auch in diesem Falle hat die Demonstration *der* die Function imperativisch den Hörer zu veranlassen ein Bild bewusst zu machen, hier allerdings ein Bild, das als festes Erinnerungsbild in ihm vorhanden ist, aber augenblicklich nicht im Vordergrund seines Bewusstseins lebt. Dies so bewusst gemachte Bild kann natürlich von dem abstracten Genusbilde nicht verschieden sein. Die Hinweisung selbst kann also nichts Neues geben, wie der Hinweis auf ein Anschauungsbild, an dem die individuelle Eigentümlichkeit neu sein kann, diese Hinweisung allein kann also auch nicht mehr als Prädicat empfunden werden.

Der Hinweis auf ein festes Bewusstseinsbild ist möglich, insofern diese Gruppe etwas Bekanntes ist, wie *der Gute*, d. h. die von allen Hörern ausgesonderte Gruppe mit diesem Namen. Aber der Hinweis an sich ist nicht im Stande, diese Gruppe bewusst zu machen, das bloss *der* ist ausser Stande, die Gruppe *guter Mensch* zu reproducieren, wenn sie nicht schon unmittelbar vorher genannt ist. Bei dem gegenwärtigen Anschauungs- und Erinnerungsbilde ist diese Möglichkeit allerdings vorhanden, wie wir sahen; denn steht ein Schwarzer vor uns, so kann der Hinweis *der* uns dieses Bild in das Bewusstsein bringen. Hören wir also ohne Anschauungs- und Erinnerungsbild *der Gute*, so denken wir bei dem Artikel noch nichts Klares, — Klarheit erhalten wir erst, durch *Gute*, und somit muss uns nun *Gute* viel wichtiger erscheinen als das Pronomen. Dieses lehnt sich daher in unserem Bewusstsein vorwärts weisend an *Gute* an, vorwärts weisend offenbar in dem Sinne, als in uns die Erwartung erregt wird, dass dieses *der* erklärt oder illustriert werden soll. So wird es verständlich, dass eine Folge von Sätzen *der — Gute — ist gestorben* zu einer Einheit vereinigt werden kann auf dem Boden der Situation des Bewusstseins. Dem Anschauungsbilde wäre dies kaum möglich gewesen, denn hier hätte das geschaute Bild selbst die Illustration zu *der* abgegeben.

Somit wurde also das demonstrative Pronomen auf dem Boden der Situation des Bewusstseins wegen seines geringen Illustrationswertes dem nachfolgenden Prädicatsworte untergeordnet und das Pronomen musste proklitisch werden, d. h. sich zum Artikel wandeln. Folgte dagegen das Pronomen nach, so musste für das Verständniss das erste Wort die entscheidende Bedeutung haben, das Pronomen wurde hier enklitisch. So entwickelt sich also die Betonung *der Mensch, des oder's Menschen* u. s. f. und auf der andern Seite *ἄνθρωπος*.

Somit ist also die Art, wie wir die sprachliche Aeusserung verstehen, entscheidend für den Illustrationswert der einzelnen Satztheile und damit für die Stärke des Tones und das Tempo, mit dem wir diese Teile aussprechen und damit für die Lautgestaltung des Wortes. Derselbe Vorgang der Vorlehnung war uns schon bei der Ent-

stehung des Relativsatzes entgegengetreten: *Caesar venit, — qui? — Rubiconem transierat*; das ursprünglich fragende Wort hat gar keinen Illustrationswert, erregt aber die Erwartung auf eine Illustration, die Folge ist die proklitische Hinlehnung auf die eigentliche Illustration, d. h. den nachfolgenden Antwortsatz; ebenso: *ich glaube das, — er kömmt*, das für die Illustration wertlos gewordene *das* lehnt sich vor an die Illustration *er kömmt*, wir schreiben es in diesem Falle *dass*.

IX.

Zur Vervollständigung des Gesagten ist es notwendig, noch eine andere Klasse von Substantivbildungen ins Auge zu fassen, deren Wesen gleichfalls durchsichtig ist. Die modernen Sprachen können wie die griechische von einem jeden Worte durch Vorsatz des neutralen Artikels ein Substantiv bilden: *τὸ ποῦ, τὸ μάλα, τὸ πόσον*, *das Ach, das Klingling, das Pfui, das Wenn, das Aber, das Kommen* u. s. f.

Pfui ist Empfindungslaut des Ekels, *das Pfui* bezeichnet die Thatsache, dass *Pfui* gesagt wird, ebenso *das Ach* die Thatsache des Achsagens, und es lässt sich sagen: *da war viel Ach und Weh. Das Wo, Wenn, Wie, Aber* u. s. f. bezeichnet *das Wenn, Wo* sagen oder die Situation und die Verhältnisse, unter denen man *wo, wie, aber* gebraucht. *Das Morgen, das Heute, das Gestern* ist die unbestimmte, aber dem Hörenden bekannte Substanz, von der man *morgen, heute, gestern* sagen kann.

Hat Jemand gesagt: *höre ich etwas, so werde ich es dir schreiben*, so kann ihm geantwortet werden: *höre ich etwas, das ist ein schlechter Trost*. Jemand ist von einem Anderen *mein lieber Freund* genannt, er kann ihm antworten: *mein lieber Freund das verbitte ich mir* oder *das, dein (jenes, dieses) mein lieber Freund verbitte ich mir*, oder *ach was! mein lieber Freund*. Der zuerst den Ausdruck gebraucht hat, erkennt in der Antwort seine eigenen Worte wider und versteht darunter: *wenn du mich mein lieber Freund nennst, so verbitte ich mir das*.

So kann eine jede lautliche Aeusserung des Menschen als Zeichen gewählt werden, um damit an die Situation zu

erinnern, unter der diese Aeusserung geschah. Gebrauchen viele Menschen dieselben Laute unter gewissen Verhältnissen, so erinnert selbstverständlich jenes Zeichen an die Situation, in der viele Menschen oder der Mensch überhaupt diese Laute hören lässt. Vielen Menschen gemeinsam sind auch auf den primitivsten Stufen der Entwicklung die Reflexlaute, wie das Weinen, das Lachen u. a. Also können diese Reflexlaute das Mittel werden, die Situation des Lachens, Weinens, Stöhnens, Aechzens u. s. f. dem Hörenden in das Bewusstsein zu rufen.

Nur muss der Hörende erkennen können, dass diese Reflexäusserungen nicht eigene Empfindungsreflexe des Sprechenden sind, sondern Zeichen und Mittel zum Ausdruck für eine fremde Empfindung. Verstanden kann der Gebrauch der Reflexlaute als Nachahmung der Laute eines anderen höchstens werden, wenn die übrigen Zeichen für den Empfindungszustand des Sprechenden auf eine ganz andere Empfindung weisen als der Reflexlaut, z. B. wenn gelacht wird mit gerunzelter Stirn und feindlichem Auge oder drohender Faust, oder das Weinen nachgeahmt wird fröhlicher Miene. Auch wenn diese Reflexnachahmung mitten im Gespräch eintritt, und dieses selbst keine Motivierung für einen entsprechenden Stimmungswechsel bietet, — auch dann wird allenfalls die Nachahmung erkennbar sein.

Doch auch in diesen Fällen wird der Hörer Schwierigkeiten, sogar grosse Schwierigkeiten finden in dem Lachen oder Weinen des Sprechenden die Nachahmung eines fremden Lachens oder Weinens zu erkennen. — Einen sehr bedeutungsvollen Wink gibt uns die lebendige Sprache, wie wir uns die Erkennbarkeit einer Reflexäusserung als Nachahmung zu denken haben: es hat Jemand gerufen *ach mein Gott* und ein anderer persifliert diesen Ausdruck, so übertreibt er absichtlich den Affectton, mit dem die Worte gesprochen sind. So suchen sich die Kinder gegenseitig dadurch zu ärgern, dass sie den Affectton, das Weinen, die Verwunderung u. a. von anderen Kindern übertreiben und unschön nachahmen. Damit ist eine Differenz zwischen dem Original und der Nachahmung geschaffen, aus der vom Hörenden sofort die Verhöhnung erschlossen wird. Die absichtliche Entstellung der Originallaute ist hier das Mittel 1. jene Laute als fremde Laute dar-

zustellen, 2. ein Urteil über dieselben, also ein Prädicat über dieselben zum Ausdrucke zu bringen.

Daneben haben wir einen andern Fall: Jemand hat gerufen *ach, mein Gott*, ein anderer gewantwortet: *ja, ach mein Gott — das kann gar nichts helfen*. Der Sprechende wird meist oder doch oft, wie schon in der ersten Abhandlung erwähnt wurde, den Empfindungston, mit dem jener Ausruf gesprochen ist, gar nicht wiedergeben. So ist, wie wir sahen, der Ausruf *ach* als Substantiv ganz ohne Empfindungston, ebenso wie *das Vaterunser* ganz ohne Vocativton.

Ferner ist es auch begreiflich genug, dass die Empfindungstöne dann nur ungenau wiedergegeben werden, wenn der Sprechende nicht selbst die entsprechende Empfindung hat, sondern eine andere, und es ist nichts natürlicher, als dass in diesem Falle der nachahmende Empfindungston ersetzt wird durch den Ton, welcher der lebendigen Empfindung des Sprechenden gemäss ist. Wir haben es hier offenbar mit dem Ersatz einer Empfindungssituation durch eine andere zu thun.

Diese für das Sprachleben äusserst wichtige Erscheinung bedarf einer kurzen Erläuterung. A freut sich und B berichtet die Thatsache, da sind also zwei persönliche Gefühls- und Bewusstseinsituationen vorhanden, von A und von B. Hat A in der freudigen Stimmung Worte gesprochen, so sind diese erwachsen auf seiner Empfindungs- und Bewusstseinsituation, das Referat von B erwächst dagegen auf der seinen. Eine genaue Wiedergabe jener ersten Situation und der in ihr gethanen Aeusserung würde erfordern, dass B sich ganz in die Situation von A versetzt, was sehr schwierig ist, und eigentlich auch, dass er genau die specifisch der Individualität von A entsprechende Form der Aeusserung wiederholte, z. B. die Höhe der Stimme, das Tempo des Sprechens u. a., und dies ist noch schwieriger. Die Forderungen an das Referat von B sind also genau dieselben, die man an einem Schriftsteller stellt, der eine Handlung durchaus objectiv getreu darstellen will, und ausserdem an einen Schauspieler, der z. B. eine historische Person wie Friedrich den Grossen getreu copieren will. Dies letztere ist überhaupt vollständig nicht möglich, und wie schwer das erstere ist, beweist der Gang der Litteratur, denn wirklich und ohne Zuthat der eigenen Individualität die Handlung

anderer Personen, besonders solcher, die vor uns gelebt haben, darzustellen gelingt annähernd wohl erst der neuesten Zeit. Frühere Stufen aller Zweige der Litteratur beweisen, dass die Situation, über welche referiert wird, mit der des Referierenden vermischt ist. Die homerischen Dichtungen geben ein Bild der historischen und culturhistorischen Situation, in der sie entstanden, nicht der Zeit, in der die erzählten Handlungen spielten, die Helden und Personen der Lucretiaerzählung in der Kaiserchronik sind Personen des 12. Jahrhundert, die des Nibelungenliedes Personen der Grenze des 12. und 13. Jahrh., und so geht es weiter bis auf die griechischen Helden in Alongepertücken. Nicht frei von solchen Anachronismen ist Shakespeare und Goethe.

Genau derselbe Vorgang liegt uns vor bei der einfachen Wiedergabe von Sprachäusserungen fremder Personen durch eine andere Person. An jenen grossen Abweichungen lässt sich die Differenz nur deutlicher erkennen; doch auch das Resultat dieser einfachen Wiederholung zeigt deutlich genug die Stärke der Entstellung, zu der das Referat führen kann, dies Resultat ist die indirecte Rede. Diese war natürlich nicht sofort fertig, sondern ihre Formen entwickeln sich allmählich, je nach der Stellung der referierenden Person wandeln sich die Personenbezeichnungen z. B. die II. Person zur I. oder die I. zur II. oder III., die Tempora und Modi verschieben sich.

Durch solche in ihrem Wesen der Lautgebung gleichen Entstellung kann der Reflexlaut einer Person zum Mittel einer anderen Person werden, die Lage, Situation und Empfindung anzudeuten, unter der der Reflexlaut zunächst gebraucht war.

Ein ganz ähnlicher Vorgang zeigt sich bei den schall nachahmenden Sprachmitteln. Dass diese in der Sprache vorhanden sind, ist sicher, in welchem Umfange, wird sich schwerlich je feststellen lassen, jedenfalls wollen wir die Frage nicht untersuchen. So sind schallnachahmend in der Kindersprache ohne Zweifel *Muh* oder *Muhkuh*, *Wauwau*, *Haufhauf* oder *Haufhund*, *Pilepile*, *Tucktuck*, es sind Wortbildungen, welche die Tierlaute nachahmen; dazu kommen eine Menge von Nachahmungen mechanischer Geräusche und Töne, z. B. wohl *batzen*, *klatschen*, *bauzen*, *baffen*, *knattern* u. a. Aber diese Nach-

ahmungen verzichten ebenso auf eine genaue Wiedergabe des Eigentons wie das *Schnetterenteng* für den Trompetenton. Also auch hier hat die Situation des Referierenden, nemlich die Eigentümlichkeit seiner Lautorgane, die Situation, unter der jene Geräusche und Töne sich bildeten assimiliert. Auch diese Sprachbildungen sind zu blossen Andeutungen geworden.

Ebenso werden auch Sprachwörter, die ein Mensch in komischer Weise oder übertrieben häufig gebraucht, zu charakteristischen Zeichen für diese Person: bekannt ist *Jasomirgott*, *Marschall Vorwärts*; ich kenne den Spitznamen *Eben* und *Wie* für Personen, welche diese Wörter als Flickwörter gebrauchten.

Somit können alle Ton-, Geräusch- und Lauterscheinungen an einem lebenden Wesen oder leblosen Gegenstand als Mittel benutzt werden, diesen Gegenstand selbst in das Bewusstsein zu rufen. Bis heute brauchen diese lautlichen Zeichen keine bestimmte grammatische Form zu haben, um eine grammatische Function zu versehen. Sie vertreten Sätze, z. B.: Jemand ist gefallen, wir sagen *bauz! bums!*, oder mit zugefügtem Erklärungssatze *bums, bauz, da liegt er*. Nach dem schon oben besprochenen psychischen Gesetze, dass die Teile des Satzes, die eigentlich illustrative Apposition waren, wegen ihrer grösseren Verständlichkeit für den Hörenden, oder wegen ihres Illustrationswertes, zur Hauptsache werden, — also nach diesem Gesetze empfindet man jenes *bums, bauz* bei *da liegt er* im wesentlichen als einen die Art bezeichnenden adverbialen Zusatz. — Aehnlich im Satze: *nun huldrdebuldr* bei dem Satze *ging es* oder *nun ging es huldrdebuldr*. Die Verwendung der Worte als Substantiva war anfangs schon mitgeteilt.

Als Mittel die betreffende Situation in das Bewusstsein zu rufen sind diese Worte die sprachlichen Prädicate der Situation. Wir dürfen sagen, dass alle Prädicate Mittel sind eine Situation anzudeuten oder an dieselbe zu erinnern. Sie müssen zunächst als Aufforderung empfunden werden die betreffende Situation vorzustellen oder zu vergegenwärtigen, d. h. als Imperative der Erinnerung. Somit ist das Sprachmittel für die Substanz (Pron. demonstr.) der Imperativ oder die Aufforderung etwas Gegenwärtiges zu sehen oder zu hören; das Sprachmittel für das Prädicat die Aufforderung sich an eine Situation zu erinnern.

X.

Der Anschauung gegenüber genügt offenbar in den meisten Fällen für die Demonstration der blosse Hinweis mit der Hand und die Richtung der Augen. Wenn nun auch hierfür Sprachworte gebraucht werden, die sogenannten Demonstrativa, so ist klar, dass diese Worte zum Vorgange des Zeigens und Hinweisens genau in demselben Verhältnisse stehen müssen, wie *Wauwau, Pfui* u. s. f. zur Situation, an die mit diesen Worten erinnert werden soll. Also auch die Demonstrativstämme sind Prädicate von der Situation des Hinweisens, als Sprachmittel müssen sie also ursprünglich dazu gedient haben, die Situation des Hinweisens in die Erinnerung zu rufen. Der Sinn muss etwa gewesen sein: *siehe hin* oder *hier gibt es etwas zu sehen*.

Damit ergibt sich, dass es ursprünglich in der Sprache kein Lautmittel gibt eine Substanz zu bezeichnen, sondern dass alle Sprachmittel Prädicate, d. h. Erinnerungsmittel sind, durch die bekannte Situationen angedeutet werden, — Situationen complicierter Art, in denen leblose Körper, Raumverhältnisse, Personen, Sinnesqualitäten enthalten sind. Durch die Function dieser Prädicate für einen bestimmten Zweck werden sie zu Bezeichnungen gewisser Teile oder Merkmale oder Verhältnisse dieses Situationsbildes.

Die einfachste sprachliche Aeusserung ist ursprünglich ein Imperativ, — der Befehl für den Hörenden, sich an eine Situation zu erinnern, jedes neue Wort ein neuer Imperativ. Durch die Gewöhnung, Geläufigkeit und Mechanisierung des Verständnissablaufs werden diese Imperativsätze nicht mehr als Sätze empfunden, sondern nur in ihrem Resultate als Vorstellungsgruppen. Durch den Schluss des Hörenden auf den Zweck des Sprechenden ordnen sich die zu einer Reihe gefügten Worte zu einem Satze, in dem die einzelnen Teile für den Zweck einen verschiedenen Wert haben. Solche Reihen oder Sätze können sich wider von neuem zu einfachen Sprachworten mechanisieren.

Man muss sich vorstellen, dass die Sprache zuerst einzelne Laute als Prädicate der Anschauung verwandte, — Laute werden mit Lauten verbunden zu neuen Sätzen, diese mechanisieren sich wieder zu Wurzeln, — Wurzel von Wurzel prädicirt mechanisirt sich zum Stamm, — Stamm von Stamm prädicirt zum flectierten Worte, — Wortsätze wieder zu grösseren Wortganzen, also zu Compositionen. Und wie im einfachen Satze die Worte, welche ursprünglich ja selbst Sätze waren, sich zum ganzen Satze und seinem Prädicate verhalten, so verhalten sich die Sätze einer Periode zum Prädicate der Periode, und die Perioden wieder in der ausgeführten Rede zum Zweck oder zur Idee derselben.

Das ist das Bild eines steten Absterbens und einer steten Neugeburt und Erstarkung der einfachen zellenartigen Gebilde zu dem gewaltigen Baum der entwickelten Sprache.

Ehe ich dieses Gebiet verlasse und den Nachweis, dass das Wort in der Sprache sich aus dem Satze entwickelt hat, sei es mir gestattet, zum Schluss eine Reihe von sicheren und durchsichtigen Fällen zusammenzustellen, in denen die einzelnen Satzcomponenten, die sich zum Worte mechanisirt haben, noch erkennbar sind.

Latein. *quamvis* ist zur Partikel geworden, obgleich es ursprünglich ein Satz war = *wie sehr du willst*, reine Partikel muss es sein, wo es den Indicativ bei sich hat, also schon spätestens bei den Augusteischen Dichtern.

Griech. *εἰ δὲ μή* mit steter Auslassung des Verbs ist dem Adverbium *sonst* gleich.

Griech. *οὐ μὴν ἀλλὰ* ursprünglich *doch dies geschah nicht, sondern* erhält die Bedeutung *dem ungeachtet, dennoch*, so erklärt schon Bäumlein, Partik. 156.

Griech. *οἷδ' ὅτι, ὁῖλον ὅτι* sind reine Adverbia, z. B. Xen. Anab. 5, 6, 5 *πράγματα μὲν οὖν οἷδ' ὅτι πολὺ πλείω ἔχομεν*.

Griech. *ἄλλως τε καὶ* heisst einfach *besonders*.

Lateinisch *sine* ist eigentlich *wenn nicht*, als Präposition mit dem Ablativ zeigt sich der Wortcharakter deutlich.

Latein. *quisquis, quicumque* sind in der Livianischen Zeit einfache Pronomina in der Bedeutung *jeder*, klassisch so in der Verbindung mit *modo* und *ratione*.

Latein. *forsitan, forsan* und auch einfaches *fors* heissen *vielleicht*.

Latein. *ideo* ist doch sicher nichts als *id eo*, d. h. *das ist darum der Fall*.

Franz. *peut-être* heisst *vielleicht*.

Latein. *quasi* = *gleichsam* aus der Bedeutung *wie wenn*, vgl. $\omega\varsigma \delta\tau\epsilon$ in homerischen Gleichnissen.

Ital. *è un anno, un anno fa* = *vor einem Jahre*, Franz. *il-y-a quelque jours* = *seit*; Ital. *tempo fa* = *vor kurzem*, *tre mesi fa* u. s. f.

Ital. *poffare* (= *puo fare*) = *der Tausend!*

Latein.: Terenz braucht *id propterea* = *darum* vgl. Wölfflin, Archiv 1, 167.

Latein. *scilicet, videlicet, nimirum* in der Bedeutung *selbstverständlich*.

Eine Zwischenstufe zwischen der Geltung solcher Sätze als Hauptsätze und als Worte bildet ihre Verwendung als Nebensätze. Als Nebensätze schon haben sie eine geringere Wichtigkeit und Bedeutung für den Hauptgedanken, wie man sagt, oder besser für den Zweck des Sprechenden oder für sein Hauptprädicat. Auch bei etymologisch durchsichtigen Formen tritt daher volle Mechanisierung ein; d. h. all diese Ausdrücke lassen schliesslich nur noch den Zweck, dem sie dienen und ihre auf diesen Zweck zielende Function in das Bewusstsein treten, nicht mehr ihren ursprünglichen Satzsinne, aus dem diese Function erschlossen werden musste. Auch in diesem Sinken zum Nebensatze gibt es Stufen, so wird der Lateinische imperative oder adhortative Bedingungssatz: *tolle hanc opinionem, sustuleris* der Form nach wohl noch als Hauptsatz empfunden, aber die Function ist der der Nebensätze mit *si* gleich, darum stets das Asyndeton. Dagegen empfindet niemand mehr die deutschen fragenden Bedingungssätze als Hauptsätze z. B. *hast du das gesagt, so wirst du*, der logische Hauptsatz wird daher mit der Nachsatzpartikel *so* eingeleitet, und die Fragemelodie ist ganz geschwunden. Der Form der Hauptsätze nahestehend werden wohl die lateinischen Concessivsätze im Coniunctiv empfunden, dagegen sind die prohibitiven Sätze mit *ne* und $\mu\acute{\iota}$ z. B. nach den Verben des

Fürchtens zu reinen Nebensätzen geworden, es kann daher Griechisch auch der Optativ eintreten, d. h. die Form der indirecten Rede im Nebensatze. — Sätze, von denen noch die Rede sein wird, wie beim Beginn einer Erzählung *Ein Mann hatte sein Leben lang gearbeitet, aber nur wenig verdient, da kam eines Tages*, oder entsprechende lateinische Formen z. B. Horaz. Ep. 1, 7, 29: *Forte per angustam tenuis volpecula rimam Repserat in cumeram* etc. — diese Sätze sind Hauptsätze der Form nach, und doch ist ihre Function die der Nebensätze, wie das Plusquamperfectum beweist, = *als ein Mann gearbeitet hatte*.

Der logische Sinn, die Function, ist in beiden Sätzen gleich, verschieden aber die Empfindungen des Hörenden, sein stilistisches Gefühl, denn je langsamer die ergänzenden Schlüsse sich vollziehen, um so grösser ist die Summe der bewussten Vorstellungen, welche dem Hörenden den Zweck des Sprechenden vermitteln. Aber durch Mechanisierung kann eben dieses Gefühl für den Vorstellungsreichtum schwinden und der Ausdruck seiner Function congruent erscheinen, wie die Zahlwörter, die eigentlich Substantiva waren, z. B. *mille*, durch ihre Function zu Adjectiven wurden, wie *ἐξεπλάγην* durch seine Function, die dem *εφοβήθη* wesentlich gleich war, die Möglichkeit bot, auch die Construction von *φοβησθαι* anzunehmen. Dieselbe Entwicklung hatte übrigens *φοβησθαι* selbst schon durchgemacht. So wird das ital. *si* mit dem activen Verbum im Sinne unseres *man* dieser Function in der Volkssprache immer mehr gleich z. B. in einem Ausdrucke wie *quando si è costretti*; so der partitive Genetiv im Romanischen, der die Functionen des Subject und Object vertritt, das Genitivzeichen wird hier geradezu als ein Teilungsartikel empfunden.

Die einzelnen Sätze und Perioden in einem grösseren sprachlichen Ganzen gruppieren sich genau in derselben Weise wie jene Sätze in kurzen Aeusserungen. Der wichtigste Teil ist das Prädicat des Ganzen, alle anderen Sätze stufen sich in ihrer Geltung ab nach dem Grade der Wichtigkeit, die sie für das Prädicat haben. Das Prädicat kann hier sein die Pointe in einer Anekdote, ein allgemeiner Satz in der Fabel oder Parabel, eine Thatsache, die erwiesen werden soll, oder die Idee des Ganzen. Aber die Worte selbst und die sprach-

liche Form ist ausser Stande, auch nur annähernd dieses Gewichtsverhältniss der einzelnen Sätze klar zu stellen, das bei den einfacheren Aeusserungen durch die Formen von Hauptsatz, Nebensatz und Wort wenigstens annähernd bestimmt wird. Und je weniger entwickelt eine Sprache ist, um so weniger Mittel besitzt sie dazu.

Die Ordnung und Gruppierung der einzelnen Glieder in ihrem Verhältnisse zur Idee des Ganzen muss bis zu einem Grade immer dem combinierenden und construierenden Verständnisse des Hörenden überlassen bleiben. In der lebendigen Rede, also auch bei der Declamation bietet die Betonungsweise und das Tempo dem Hörenden ein wichtiges Hilfsmittel, auch die Schrift hat einige Zeichen hierfür erfunden, die Interpunction.

So haben wir gesehen, dass der Hauptsatz sich durch eine Reihe von Stufen mechanisiert zum Nebensatz und zum Worte.

Das Umgekehrte, dass Nebensätze das Hauptprädicat enthalten, ist natürlich nicht ausgeschlossen und kommt oft genug vor; auch ist es so selten nicht, dass gewisse Sätze, die der Form nach Nebensätze sind, oft oder regelmässig das Hauptprädicat bezeichnen, ein sicherer Fall liegt vor in den Hauptsätzen mit εἴθε. εἰ γὰρ, deutsch *wenn doch*, offenbar eigentlich conditionale Nebensätze. Auch die oben erwähnte Drohung *wenn du das thust* ist Nebensatz. Auch diese Sätze werden ihrer Function congruent und erscheinen uns als Hauptsätze. Aehnlich ist in *quamvis dicat* der Conjunctiv ursprünglich bedingt und untergeordnet dem *vis*, auch in *licet*, und doch ist dieses conjunctivische Verbum das bei weitem Wichtigere geworden, sobald *quamvis* und *licet* zu Partikeln herabsanken. So kann also auch das untergeordnete Element durch Steigerung seines Wertes für das Hauptprädicat zum übergeordneten Elemente werden und Nebensatz zum Hauptsatz.

Also Schlüsse aus verhältnissmässig geringen Andeutungen, mit Rücksicht auf den Zweck des Redenden, und aus dem Wertverhältnisse der einzelnen bewusst gemachten Vorstellungsreihen vollziehen sich in der Seele des Hörenden, ermöglichen

das Verständniss des Gesagten und erfüllen die lallenden Andeutungen und Zeichen des Sprechenden mit einem Inhalte, der die Sprache zu den höchsten Aufgaben des geistigen Lebens befähigt. Das Mechanisiren jener Schlüsse und das Absterben der Grundbedeutung, die Wandlung des etymologischen Sinnes in den functionellen, ein Process, der so häufig thöricht beklagt wird, — dieser Process des Sterbens ist der wahre Lebensodem der Sprache.

D. Die Handlung.

IX.

Die berühmten Worte des Cäsar: *veni, vidi, vici* fasst man ohne Bedenken in den Sinne: *zuerst bin ich gekommen, dann habe ich gesehen und dann gesiegt*, also als chronologische Reihe. Offenbar bietet die syntactische Form der Sätze und die Art ihrer Verbindung gar keine Veranlassung zu dieser Auffassung, und jenes ganz gleich gebildete *excessit, evasit, erupit* wird nicht als chronologischer Ablauf verstanden, vielmehr erscheinen jene drei Verba als Bezeichnungen derselben Thatsache. In dem Satze: *ich blieb zu Hause und las* fassen wir beide Handlungen als gleichzeitig.

Offenbar wird die Ordnung mehrerer Handlungen untereinander vom Hörenden hergestellt nach dem realen Inhalte, der die Handlungen bezeichnenden Verben; man fragt, wie sie sich verbinden lassen und verbindet so. Die Möglichkeit dieser Verbindungsweise wird aus der Erfahrung erschlossen, welche der Hörende bei den benannten Handlungen gemacht hat. Also kann die chronologische Ordnung von Handlungen nur dann vom Hörenden hergestellt werden, wenn die Handlungen in ihrem Inhalte, Verlaufe und ihrer causalen Verbindung bekannt sind, es müssten denn besondere Anweisungen vom Sprechenden gegeben werden.

Sollen die Handlungen als aufeinander folgend erschlossen werden, so verlangen wir im Allgemeinen, dass die frühere Handlung auch an früherer Stelle genannt wird, sonst haben wir das logisch anstössige Gefühl eines Hysteron-Proteron. Die zeitliche Folge der Vorstellungen des Hörenden entspricht dann im Wesentlichen dem zeitlichen Ablauf der realen Handlungen. Die zeitliche Aufeinanderfolge der sprachlichen Zeichen ist damit selbst zum Zeichen und Mittel der Darstellung geworden.

So ausnahmslos ist nun allerdings das Gesetz nicht, dass aufeinander folgende Handlungsworte einen entsprechenden realen Ablauf der Handlungen in das Bewusstsein rufen. Häufig bezeichnen wir eine frühere Handlung, die als Exposition der Prädicatshandlung dient, parenthetisch erst nachträglich: z. B. *er zog das Kleid aus, er trug einen schönen, dunklen Rock.* Und so verfahren wir in all den Fällen, wo durch nachträgliche Correctur zeitliche, causale, concessive Nebensätze entstanden sind nach den beiden Mustern:

1. *Cäsar überschritt den Rubico, — der hatte sich entschlossen, —* daraus der relativische Nebensatz: *der sich entschlossen hatte.*

2. *Cäsar überschritt den Rubico, — wer war das? er hatte sich entschlossen, —* daraus der lateinische Relativsatz mit *qui*.

Diese Satzverbindungen können zu Nebensätzen nur werden, weil der Hörende 1. bekannte Handlungen ihrer realen Beziehbarkeit nach ordnet, 2. weil er unterscheidet, welches die für die Mitteilung eigentlich wertvolle Handlung ist, d. h. das Prädicat der Mitteilung, und welches die nur vorbereitende expositionelle Handlung. Die Exposition ist nicht Zweck der Mitteilung, sondern nur dienende Hülfe für das Prädicat, also diesem untergeordnet.

Der Grund für das Proteron-Hysteron, um diesen Ausdruck für die geordnete Form der Erzählung zu gebrauchen, ist ein psychologischer: Wird uns etwas erzählt oder mitgeteilt, so ist die Gesamtheit der Erzählung das Wertvolle, nicht der einzelne Satz oder die einzelne Handlung, das volle Wertgefühl tritt also erst mit dem Schluss der Mitteilung ein. Offenbar muss bei einer Erzählung von Anfang an die Annahme bei dem Hörer vorhanden sein, dass ihm etwas Wertvolles

mitgeteilt wird und damit auch die Erwartung oder gar Spannung auf die Fortsetzung der Anfangs mitgeteilten Handlung. Wird uns nun nicht die chronologische Weiterentwicklung geboten, sondern eine frühere Handlung, so tritt Enttäuschung der oft gespannten Erwartung ein, ein Unlustgefühl, das wir nur dann ertragen, wenn uns dies Hysteron-Proteron hilft, den Gesamtverlauf der Handlung zu verstehen, wie es bei der nachträglichen Exposition der Fall ist.

Aber vollständig beseitigt wird das Unlustgefühl der getäuschten Erwartung nicht durch die Empfindung, dass uns die nachträgliche Correctur in unserem Verstehen fördert, solange überhaupt in diesen Formen das Hysteron-Proteron zum Bewusstsein kommt. Es lässt sich daher das Bestreben in der Sprache beobachten, das Hysteron-Proteron, auch das der Exposition zu beseitigen. So kann man beobachten, dass die aus nachträglicher Exposition hervorgegangenen Sätze in der Periodenbildung mehr und mehr an den Anfang treten. Ist z. B. der Satz mit *quom, cum* aus dem fragenden Adverbium = *wann* hervorgegangen, so kann diese Frage nur nach dem übergeordneten Satze ursprünglich gestanden haben, z. B. *Cäsar Rubiconem transiit. — Quom? (= wann) — viderat*; ebenso bei *postquam, quando, ut, ubi, quia*. Und doch ist die gewöhnliche periodische Ordnung dieser Sätze die, dass der Nebensatz vor dem untergeordneten Satze steht, offenbar weil sie im allgemeinen Früheres als dieser bezeichnen.

In der künstlerisch ausgeführten Erzählung finden sich gleichfalls die beiden Formen des Proteron-Hysteron und die des Hysteron-Proteron, die letztere wie in der Satzperiode nur zur nachträglichen Exposition. In ihrer widerwärtigen Uebertreibung wird diese Form des Hysteron-Proteron von Immermann im Münchhausen geißelt, die andere Form erscheint als die correcte und ordnungsmässige Weise der Erzählung.

Beide Formen führen zu dem gleichen Resultate des Verständnisses, aber die Ordnung der Vorstellungen und damit die Formen der Schlüsse, welche zum Verständniss führen, und der stilistische Eindruck sind verschieden. Bei dem Hysteron-Proteron wird langsamer und weniger mechanisch der Zweck

der Mitteilung erschlossen, diese Form ist daher unter Umständen pikanter und sogar spannender, — spannender nemlich, wenn es dem Schriftsteller durch eine expositionslose Erzählung gelingt, das Interesse des Lesers für eine Person so zu erregen, dass es diesem wertvoll erscheint, über die Vorgeschichte der Person näheren Aufschluss zu erhalten. Diese Erzählungsform ist in unserer modernen Novellistik sehr häufig; ich weise auf Storms ‚Immensee‘ hin: in dieser Novelle wird unser Interesse wachgerufen für einen Alten und uns nun dessen Jugenderinnerungen mitgeteilt. Da ist also geradezu das, was formell als Exposition zu fassen ist, zum Hauptgegenstande der Erzählung geworden, zum logischen Prädicate, ebenso in desselben Dichters Novelle, ‚Drüben am Markte.‘

So vortrefflich auch Storm zu erzählen weiss, leugnen lässt sich doch nicht, dass an der Stelle, wo in die frühere Zeit zurückgegriffen wird, also wo die Erwartung auf eine Fortsetzung der begonnenen Handlung enttäuscht wird, sich ein nicht unerhebliches Unlustgefühl einstellt, das erst allmählich durch die Spannung der neuen Erzählung überwunden wird.

Umgekehrt hat aber die andere ordnungsmässige Form etwas Naives und Kindliches, auch oft wohl gar Pedantisches, — sie ist die bekannte Form des Märchens, das mit seinem *es war einmal ein Mann* anhebt. Auch Horazens Vorschrift in der *Ars poetica*, nicht ab ovo anzufangen, beweist, dass dem Stilgeföhle des römischen Dichters die ganz plane Erzählungsform nicht genehm war. Denn Horaz meinte natürlich unter seiner Forderung, in *medias res* zu führen, der Dichter solle möglichst nahe der eigentlich wertvollen Handlung anfangen, wie Homer, und alles Frühere erschliessen lassen oder durch nachträgliche Angaben exponieren.

XII.

Durch die Entwicklung der Tempusformen bietet die Sprache ohne Zweifel eine wertvolle Beihilfe zur richtigen Construction der zeitlichen Ordnung. Die beiden alten Sprachen und das Romanische sind dem Deutschen gegenüber noch im Vorteile, da sie das Imperfectum vom Aorist,

Perfectum historicum, Passé défini unterscheiden. Aber verständlich wird ja das Zeitverhältniss auch ohne diese Unterscheidung durch die sachliche Construction des Hörenden.

Ebenso wichtig sind die Formen der Nebensätze für die Leichtigkeit und Sicherheit des temporalen Verständnisses, aber sie sind erst allmählich aus Hauptsätzen entstanden und haben sich erst im Laufe der Zeiten innerhalb der Einzelsprachen zu mechanischen und congruenten Zeitbestimmungen entwickelt. Also auch ohne sie muss das Verständniss der Zeitverhältnisse möglich sein.

Die Tempora der indogermanischen Sprachen sind zunächst auch gar nicht Ausdrucksformen für die Ordnung der Handlungen unter einander, sondern Ausdrücke für das zeitliche Verhältnisse des sprechenden Subjects zu den Handlungen, daher wird bei zwei Handlungen der Vergangenheit, von denen die erste früher ist als die zweite, z. B. *veni, vidi*, die erste nicht durch ein Plusquamperfectum, die zweite durch einen Aorist bezeichnet, sondern beide durch einen Aorist. Denn das sprechende Subject steht zu beiden in dem gleichen zeitlichen Verhältnisse. Das Plusquamperfectum bezeichnet ein Verhältniss einer vergangenen Handlung oder besser vollendeten Handlung zu dem Bewusstsein einer nicht mehr gegenwärtigen Person, über welche die gegenwärtige und sprechende Person referiert. Nennen wir die sprechende Person A und die Handlung B, die Person, über welche referiert wird A p. (p. = perfectum) und die Handlung, welche in Beziehung zum Bewusstsein von A p. steht, B p., — so verhält sich A : B = A p. : B p. A p. und B p. als die Objecte des Referats von A sind die indirecte Rede in dem oben besprochenen Sinne und B ist zu A die directe Rede. Man darf somit das Plusquamperfectum die indirecte Referatsform zum Perfectum und das Imperfectum die indirecte Referatsform zum Präsens nennen. Vergangene Handlungen haben als directe Referatsform den Aorist.

Erst im Nebensatz des Lateinischen, Deutschen und Romanischen wird das Plusquamperfect und Imperfectum zur Ordnung vergangener Handlungen gebraucht, z. B. *als Cäsar überschritten hatte, zog er*. Die Umwandlung der Bedeutung vollzieht sich so: da die für A p. vollendete Handlung, B p.,

die zunächst nur ein Bewusstseinsverhältniss zu A p. bezeichnet, mit dem directen Referate im Aorist eng verbunden und diesem als Nebensatz untergeordnet ist, so gewinnt sie damit auch zu A ein Zeitverhältniss und man nennt dies die Vervollendung oder das Plusquamperfectum. Diese Entwicklung vollzieht sich also erst im Nebensatze, nicht im Griechischen, denn hier bleibt in den Sätzen mit *ἐπει, ὅτε* u. s. f. der Aorist, wie er auch im Hauptsatze stehen würde, z. B. *ἦλθε καὶ ἐνίκησε*, beide Handlungen auf A bezogen, und ebenso *ἐπει ἦλθεν, ἐνίκησε*. Auch im Lateinischen hat sich diese Ausdrucksform in den Zeitsätzen mit Ausnahme von den Sätzen mit *cum* gehalten, daher haben *ubi, ut, postquam, ubi primum, cum primum* u. s. f. den Indicativ Perfecti, d. h. den Aorist bei sich. Und auch das deutsche Präteritum in diesen Sätzen, wo die sogenannte genaue Ausdrucksweise das Plusquamperfect verlangen soll, ist als Rest dieser Construction anzusehen, z. B. *als er kam, setzte er sich*.

Die wiederholenden, iterativen Nebensätze, welche lateinisch das Plusquamperfect und Perfect fordern, haben griechisch den Optativ resp. den Coniunctiv mit *ἄν*, sind also sicher einmal als bedingt durch das Bewusstsein des Subjects im Hauptsatze gefasst; und so wird es auch mit den meist coniectivischen Nebensätzen mit *cum* sein, welche gegen die Regel der Temporalsätze das Plusquamperfectum fordern. Aehnlich ist erst allmählich statt des Coniunct. Imperfecti in irrealen Bedingungssätzen der Coniunctiv Plusquamperfecti eingetreten, das griechische Imperfect und der Aorist enthalten das Ursprüngliche, jenes setzt die Handlung in Beziehung zu A p., dieser (der Aorist) in Beziehung zu A.

Offenbar also war ursprünglich in den Nebensätzen so wenig wie für die Hauptsätze ein zur Ordnung der Zeiten geeignetes Tempus vorhanden. Der Gebrauch des Plusquamperfects für diesen Zweck muss als ein Fortschritt in der Deutlichkeit der Sprachmittel gelten.

Ebensowenig bezeichnet das Futurum eine spätere Stufe in der Entwicklungsreihe der Handlung, — später als eine vorhergenannte, in *veni, vidi, vici* ist jede nachfolgende Handlung später als jede vorhergehende und wird doch nicht durch das Futurum ausgedrückt. Das Futurum bezeichnet die zukünftige

Zeit von dem gegenwärtigen Bewusstsein einer Person aus, der redenden Person A, d. h. eine Handlung, die von dieser Person beabsichtigt und gewollt oder von ihr durch Induction erschlossen und daher erwartet ist. Z. B. 1. *Um 10 Uhr werde ich zu Hause sein*, weil ich es vorhabe oder will, — 2. *es wird heute regnen*, ein Inductionsschluss, da der Regen als die Folge bestimmter Bedingungen erscheint, welche jetzt vorhanden sind. — Es kann nicht auffällig sein, dass die Willensform, der Coniunctiv, als angemessene Form der Zukunft überhaupt verwendet wurde, vgl. die futurale Bedeutung des Coniunctivs bei Homer, das lateinische Futurum der III. und IV. Coniugation und wahrscheinlich ist das griechische Futurum mit σ - $\lambda\acute{\upsilon}\sigma\omega$ nichts weiter als ein Coniunctiv Aoristi mit verkürztem Bindevocal, es fehlt daher natürlich der Coniunctiv dazu.

Auch innerhalb der zukünftigen Handlungen wird lateinisch eine chronologische Ordnung durch das Futurum exactum bezeichnet, wenn die frühere Handlung durch einen Nebensatz ausgedrückt wird im Griechischen fehlt wieder ein entsprechender Ausdruck, denn der Coniunctivus Aoristi mit $\acute{\alpha}\nu$ kann als solcher nicht gelten, und wenigstens ursprünglich nicht das Participium Aoristi. Doch wir brechen hier diese Specialbetrachtung ab.

Nur ein Fall ist mir bekannt, wo das Plusquamperfectum auch im Hauptsatze rein dem Zwecke der chronologischen Ordnung dient, es ist das schon erwähnte exponierende Plusquamperfectum, sowohl der Prädicatshandlung vorgestellt als nachgestellt. In der Nachstellung z. B. *er trug ein Kleid, das hatte er in A gekauft*; vorgestellt im Beginne der Erzählung z. B.

*Forte per angustam tenuis volpecula rimam
Repserat in cumeram frumenti* Hor. ep. 1, 29

und häufig so im Deutschen, ferner das Plusquamperfectum vor einem Satze mit *als*, lat. *cum* c. Indic., dem *cum* des Nachsatzes oder *cum inversum*; z. B. *kaum hatte er das gesagt, als die Thüre aufging*. Möglich ist hier das Plusquamperfectum in der Voranstellung, da dem Hörer bewusst ist, dass ihm etwas Wertvolles mitgeteilt werden soll, die Handlung des Plusquamperfects setzt er früher als dieses Wertprädicat und erschliesst zugleich, dass dieses Wertprädicat ein directes Referat über

Vergangenes sein muss. Wie nahe sich diese Ausdrucksweise mit dem Nebensatze berührt, ist oben angedeutet, die Bezeichnung der Grammatiker *cum inversum* oder *cum im Nachsatze* beweist deutlich, dass auch die gröbere Empfindung in der Handlung des Plusquamperfects den logischen Nebensatz erblickt.

Sonst also dient das Tempus des Hauptsatzes dazu, das Verhältniss der Handlung zur Zeitstufe einer gegenwärtigen Person zu bestimmen. Ein eigentümliches Mittel verwendete die indogermanische Sprache im Augment, das im Griechischen und Altindischen vorhanden ist. Hat man recht, was mir nicht zweifelhaft scheint, dass die vorgesetzte Silbe *a, ε* eigentlich *damals* bedeutete, so konnte die Vergangenheit daraus vom Hörenden erschlossen werden, weil das *damals* im Gegensatz zum *jetzt* empfunden wird; doch ein Hinweis auf eine bestimmte frühere Zeit kann nicht mehr dabei empfunden sein, als man den Vorsatz als präteritales Zeichen ansah. Aehnlich sprechen wir im Deutschen von *dunne* oder sagen: *das war damals* in dem Sinne von *früher*, und das Lateinische *olim* kommt doch vermutlich von dem Pronomen *ille* her.

Wurden nun mehrere präteritale Handlungen hinter einander genannt, so genügte es ursprünglich jedenfalls, dies präteritale Zeichen einmal zu setzen, nemlich so lange in dem Augment die Kraft des präteritalen Hinweises empfunden wurde. So sagen auch wir: *einst zogen die Griechen nach Troja, belagerten die Stadt zehn Jahre und nahmen sie ein*, ohne dass wir bei jeder einzelnen Handlung die Zeitbestimmung *einst* wiederholen. So werden überhaupt die expositionellen Mittel stets nur einmal gesetzt und dann auf alle folgenden Aeusserungen einer kontinuierlichen Sprachreihe vom Hörenden bezogen. Vergass man, welche Bedeutung dem Augmente innewohnt hatte, und hatte sich die präteritale Form von der präsentischen in Endung und Stammformation geschieden, so wurden somit Formen mit und ohne Augment in gleicher Bedeutung neben einander gebraucht, ein Zustand wie er bei Homer und im Sanskrit vorhanden ist, bis entweder die augmentierte Form (attisch und gemeingriechisch) oder die augmentlose Form (lateinisch deutsch u. s. f.) sich durchsetzte.

Das wichtigste Sprachmittel zur Andeutung der chronologischen Ordnung ist also die Ausbildung des Nebensatzes und im Zusammenhange damit die Umgestaltung der Tempusbedeutung, insofern das Tempus des Nebensatzes ein chronologisches Ordnungsverhältniss nicht bloß zur Zeitlage des sprechenden Subjects, sondern auch zur Handlung des dem Nebensatze übergeordneten Satzes bezeichnet. Damit gewinnt die Sprache die Vorteile der periodischen Verknüpfung; aber diese Verknüpfung ist doch nur imstande, kleine Stücke einer grösseren Erzählung in ein chronologisches Verhältniss zu einander zu setzen, die Perioden selbst müssen durch den Hörer erst in ihrem zeitlichen Verhältniss wider construiert werden, genau so wie die oben besprochenen Hauptsätze z. B. *veni, vidi, vici*.

Doch auch zur Ordnung dieser grösseren Glieder hat die Sprache Ordnungswörter geschaffen, wie *darauf, dann, nun, ferner, indessen, unterdes* u. a., Lat. *deinde, tum, autem, interea, interim, postea* u. s. f., im Griechischen überwiegt alle Verknüpfungsformen wie *εἶτα, ἔπειτα* das vieldeutige *δέ*. Doch alle Glieder lassen sich in dieser Weise schwerlich verknüpfen, oder es geschieht doch wenigstens nicht, denn das Gefühl der Pedanterie wäre die notwendige Folge. So bleibt noch immer, auch bei der saubersten Ausbildung der Satzverknüpfung, dem Hörer und Leser die Construction der chronologischen Ordnung zum guten Teile nach dem Inhalte der Handlung selbst überlassen.

Und ist denn die Satzverbindung so genau, oder kann sie in allen Verbindungen so genau sein, dass die zeitlichen Verhältnisse vollkommen bestimmt wären? Sage ich: *als Cäsar den Rubico überschritten hatte, drang er in Italien ein*, enthält da die Verknüpfungsform auch nur die geringste Andeutung darüber, wie lang die Zwischenzeit zwischen beiden Handlungen zu denken ist? Ich erzähle: *Jemand liest* und fahre fort: *indes klopfte es an die Thür*, da fehlt die Angabe, wie lange er gelesen u. s. f. Man mache den Versuch, all den zeitlichen Fragen, die zur genauen zeitlichen Fixierung aufgeworfen werden können, gerecht zu werden, und man wird auf unüberwindliche Schwierigkeiten stossen. Der Sprechende gibt genau nur die chronologischen Momente, welche für die Auffassung des Ge-

sammtpredicats einen besonderen Wert haben, die anderen Zeitmomente werden nur ungefähr angegeben, oder man lässt sie erschliessen.

XIII.

Auch die Verbindungs- und Beziehungsweise des Subjects zum Verbum und des Verbuns zum Object muss der Hörer erst construieren, die Worte an sich bezeichnen dieselbe nicht. Wie ganz verschieden sind die Beziehungen zu denken z. B. bei den verschiedenen Verbindungen des Wortes *haben*: *er hat ein Haus, ein Buch, eine Krankheit, Kopfschmerzen, einen scharfen Verstand, schwarzes Haar* u. s. f. oder bei *machen*: *er macht eine Reise, Fehler, einen Tisch, Sprünge* u. s. f.

Die richtige Construction dieser Beziehung ist nur möglich, wenn der Hörende eine Kenntniss z. B. des Besitzverhältnisses, des Krankheitszustandes, der geistigen Fähigkeiten eines Menschen gewonnen hat. Also aus der Kenntniss des realen Verhältnisses, die wir nicht durch die sprachliche Mitteilung, sondern durch Erfahrung gewonnen haben, ergänzen wir den wenig besagenden Ausdruck zu seinem vollen Inhalte.

Auch die Art der Bewegung des handelnden Subjects ist bei jeder Thätigkeit ganz verschieden, z. B. *A isst, A lebt, springt, schlägt, schreibt* u. s. f. Und ebenso verschieden ist die Art, wie das Object von der Thätigkeit betroffen wird z. B. *ich sehe den Menschen, ich schlage ihn, vermahne ihn, nähre ihn* u. s. f. Aber alle diese Beziehungen werden durch je eine grammatische Form bezeichnet, durch den Nominativ als Subjectscasus und durch den Accusativ, resp. Dativ, als Objectscasus, ja beim Passiv ist der Nominativ sogar Objectsbezeichnung.

Somit bietet die Sprache selbst doch nur ausserordentlich wenig Angaben über das Verhältniss der Handlungscomponenten zur Handlung; und gerade diese Beziehungsweisen bilden einen wesentlichen Teil des Inhaltes der Handlungssätze. Es geht auch hier wie bei den oben behandelten Schlüssen des Hörenden: zunächst verlaufen diese Schlüsse langsam, bis die Gewöhnung sie mechanisiert und bis der Hörende und damit der Sprechende glaubt, die durch Schlüsse gewonnenen Ergänzungen

seien in den Sprachworten selbst ausgedrückt, da die mechanisierten Schlussreihen die Schwelle des Bewusstseins nicht mehr überschreiten.

Die sprachliche Bezeichnung einer Handlung mit Subject und Object ist eine allmählich in der Zeit ablaufende Reihe, die also dem Hörer nicht auf einmal als ein Ganzes vor die Seele gestellt wird, sondern in einzelnen Teilen. Der Vorgang kann hier ein doppelter sein: 1. die Handlung ist genannt, also dem Hörer in das Bewusstsein gerufen, und nun erst nach der Handlungsbezeichnung folgt die Angabe von Subject und Object, — 2. zuerst ist die Subjects- und Objects-Bezeichnung gegeben, dann folgt die Tätigkeitsbezeichnung.

1. *Dare librum fratri decet.*

Dari a me librum fratri decet.

Hier tritt zuerst das Geben in das Bewusstsein des Hörers, d. h. eine Art von Bewegung, welche von einer Person auf eine andere übergeht und dieser ein Object vermittelt. Offenbar ist diese Bewegung oder Thätigkeit als solche niemals vorhanden, gesehen und beobachtet wird sie nur am concreten Falle, wo eine bestimmte Person einer anderen bestimmten Person einen bestimmten Gegenstand gibt. Erst durch den bekannten Process der unbewussten Abstraction fasst man die einzelnen Bewegungsmomente gleichsam als Einheit und die Subjecte und Objecte als allgemeine Personen. Aber ohne diese Subjecte und Objecte fehlt der Thätigkeit jede Begrenzung, jede Form, also müssen sie als die bestimmenden Punkte der Thätigkeit bei der Vorstellung der Handlung selbst von vornherein mitgedacht sein. Daher kann man bei einer Aeusserung: *er gibt das Buch* fragen: *wem denn*, weil man diesen Beziehungspunct zur Begrenzung notwendig mitdenkt.

Hören wir also *dare* und verstehen wir die Thätigkeit, so denken wir von vornherein eine Subjectsperson, eine interessierte Person und ein sächliches Object, aber alle diese Punkte als unbestimmte, als solche, nach denen wir fragen möchten. Die Verbindung dieser Punkte ergibt uns die Thätigkeit *geben*. Wird uns nun weiter ein Dativ mitgeteilt, so setzen wir diesen in die Function der unbestimmten interessierten Person, die wir

bei *geben* schon mitdenken mussten, ebenso den Accusativ, ebenso den Nominativ. Das abstracte Bewegungsbild mit seinen unbestimmten und abstracten constitutiven Punkten wird also nachträglich zu einem bestimmten und concreten Bilde erhoben, d. h. dadurch, dass die unbestimmten Punkte corrigiert und in bestimmte Punkte umgewandelt werden. Der Vorgang ist also dem der nachträglichen Correctur gleich, von dem wir oben gesprochen haben.

Bei der Häufigkeit dieses Vorganges empfinden wir in der eigenen Muttersprache nur selten noch diesen psychischen Wandel, wohl aber bei fremden Sprachen, die uns weniger geläufig sind. Die Probe jedoch, dass dieser Vorgang auch bei dem geläufigsten Sprachverstehen statt findet, gibt uns die Thatsache, dass wir in unserer Erwartung getäuscht sind, wenn die für die Construction notwendigen Punkte nicht bezeichnet werden, wir vermissen etwas und wissen genau anzugeben, welchen Beziehungspunkt. So erscheint uns z. B. der Satz: *wir geben dir* unvollständig, wir fragen daher: *was denn*.

2. *Frater librum tibi dat.*

Das Subject, das Object und die interessierte Person werden dem Handlungsworte vorausgeschickt. — Die Form *frater* wird seiner Lautgestalt nach als Subject empfunden, d. h. der Hörende denkt: der Bruder handelt oder thut etwas, das unbestimmte Object *etwas* erhält seine Bestimmung durch das nachfolgende *librum*, ebenso erweckt der Dativ die Erwartung einer Handlung, welche im Interesse der genannten Person geschieht. Hier ist also vor Allem die Handlung zunächst das Unbestimmte, aber auch die Art, wie Subject und Object in Verbindung zu bringen sind, kann nur ganz unbestimmt sein, wie oben gezeigt wurde; bestimmt wird ja diese Beziehung erst durch die Qualität der Handlung; sobald nun das Thätigkeitswort genannt wird, erhalten diese abstracten, unbestimmten Beziehungen ihre Bestimmtheit. Also auch hier wird das unbestimmte und ganz abstract gehaltene Bild durch die nachfolgende Bestimmung corrigiert.

Auch hier gibt uns unser Sprachbewusstsein einen Beweis, dass dieser Process wirklich vorhanden ist, auch wo er sich unbewusst vollzieht. Würde nach einem Accusativ und Dativ ein Verbum gesetzt werden, das mit diesen Casus nicht ver-

bunden werden kann, so würde ein starkes Gefühl der verletzten Erwartung eintreten, das wir als Anstoss am Sprachfehler bezeichnen, z. B. würde Lateinisch auf *hoc remedium aegroti — utor* folgen statt *adhibeo*, so wären wir enttäuscht, wir hätten das Unlustgefühl des Sprachfehlers.

XIV.

Ich denke, es ergibt sich aus der oben gegebenen Analyse, welchen Wert diese fortschreitende Construction der Handlung für das Sprachleben überhaupt hat. Die Erwartung auf Klärung eines unbestimmten, unklaren Verhältnisses wird bei dem Hörenden erregt und damit ein Band geschaffen, wodurch die einzelnen Teile als Glieder zu einem Satzganzen zusammengefasst werden. Ist die Erwartung befriedigt, so tritt das Gefühl ein, dass die Mitteilung vollständig geworden ist.

Nun ist aber der sprechfertige Mensch im Stande, eine ganze Reihe solcher Erwartungen neben einander zu hegen. Wenn wir z. B. eine Periode verstehen: *als Cäsar, der Gallien unterworfen hatte, den Rubico überschritten hatte, drang er in kurzer Zeit bis zum Herzen Italiens vor* —, so ist mit den Worten *als Cäsar* eine Erwartung erregt, — während diese noch unbefriedigt bleibt, mit den Worten *der Gallien* eine neue Erwartung wachgerufen und mit *unterworfen hatte* auch befriedigt, aber die zuerst erregte Spannung der Erwartung dauert fort und kommt zum Abschluss zunächst bei den Worten *überschritten hatte*, doch damit ist die durch die Form des Nebensatzes erregte Erwartung noch nicht zum Abschlusse gekommen, die Befriedigung hierfür bringt erst der Hauptsatz.

Aber vielleicht enthält dieser Hauptsatz noch gar nicht das eigentlich Wertvolle der Mitteilung, dies wird vielleicht erst nach hundert oder tausend Perioden gegeben, wie z. B. im Roman, und die Erwartung einer solchen wertvollen Mitteilung dauert fort, bis das Wertvolle wirklich mitgeteilt ist. So also bildet die erregte Erwartung das innere Band des Satzes, der Periode und des sprachlichen Kunstwerkes.

Nicht flectierende Sprachen müssen der freien Construction des Hörers offenbar viel mehr überlassen als die flectierenden

Sprachen, obgleich auch diese manche Unklarheiten und Unsicherheiten übrig lassen, die erst aus dem gesammten Inhalte der Mitteilung geklärt werden können. So sagt man deutsch sowohl *ich werfe den Stein*, als *ich werfe den Menschen mit dem Steine*, der sprachliche Ausdruck ist in beiden Fällen ganz gleich, das zu denkende Verhältniss aber ganz verschieden. Klarheit gibt in jedem einzelnen Falle nur die Reflexion auf den Character des Objects und die Absicht oder die Folgen der Thätigkeit. Lateinisch kann *castra munire* sowohl heissen *ein befestigtes Lager aufschlagen* als *ein vorhandenes Lager befestigen*; wenn Horaz sagt:

*Velox amoenum saepe Lucretilem
Mutat Lycaeo* (c. 1, 17, 1),

so meint er das umgekehrte Verhältniss als mit den Worten:

*nunc mitibus
Mutare quaere tristia* (c. 1, 16).

Hier kann der Hörer Gewissheit nur erhalten, wenn er die Handlung des *munire* und *mutare* mit den anderen vorausgehenden und nachfolgenden Handlungen causaliter verbindet.

Hört man einer Erzählung oder sonstigen sprachlichen Mitteilung zu, so wird man oft die Beobachtung machen, dass man Worte, schon ehe sie ausgesprochen sind, im Voraus weiss, oder wenigstens mit Sicherheit ein Synonymon dafür angeben kann. Ja, wenn im Gespräche der Redende stockt, so wird der Hörende nicht selten ihm einhelfen und ihm das Wort sagen können, nach dem jener vergeblich sucht. Man denke z. B. es würde erzählt: *als ich nach Berlin* —, mit Sicherheit werden wir ein Verbum der Bewegung ergänzen, wie *kommen, fahren, gehen, reisen* u. s. f. Der Hörende hat da also aus dem Terminus ad quem die Thätigkeit der Bewegung ergänzt. Die Leichtigkeit einer solchen Ergänzung wächst 1. in dem Masse, als dem Hörenden die Situation der mitzuteilenden Handlung bekannt ist, 2. in dem Masse, als die Verbindung gewisser Worte isoliert und mechanisiert ist. So würde der Römer der klassischen Zeit zu *legibus scribundis* nur einen Amtsnamen und in erster Linie *decemviri* ergänzt haben, die Worte *quod felix* führten die bekannte Ergänzung von selbst herbei. Instructiv ist in dieser Beziehung die Beobach-

tung, wie viel wir beim Schreiben abkürzen und andeuten, z. B. Lat. *S. p. qu. R., etc., u. s. w.* 3. Die Leichtigkeit wächst in dem Masse, als bei dem Character und der Situation des Subjectes die Wahl einer möglichen Handlung eng begrenzt ist: griechisch ποταμός ἐκδίδωσι kann nur ein Object haben, das Wasser, — ruft man einem fahrenden Kutscher *halt* zu, so kann das Object nicht zweifelhaft sein, bei dem Reiter kann *das Aufsitzen* nur einen Zielpunkt haben.

Ich will hier nicht auf weitere Einzelheiten eingehen, sondern nur auf die Thatsache hinweisen, dass aus solchen Fällen, in denen ein Bestimmungspunkt der Handlung oder diese selbst mit Notwendigkeit ergänzt wird, gewisse Verkürzungen des sprachlichen Ausdrucks hervorgegangen sind. Den absoluten Gebrauch der Verba transitiva habe ich angedeutet, ebenso werden sich viele intransitive Verba auf diese Weise aus transitiven entwickelt haben. Bekannt ist ferner, dass beim lateinischen Ablativus absolutus Passivi das logische Subject nicht sprachlich bezeichnet wird, sondern zu ergänzen ist: z. B. *Cäsar Gallis victis in Italiam rediit.* Das ganze Gebiet, das man so häufig unter dem Namen Ellipse zusammenzufassen pflegt, erfordert eine sorgfältige Ordnung des Materials im Einzelnen, doch die Principien sind klar und, wie es mir scheint, hier erschöpfend dargestellt.

Wie bei dem Verbum die Beziehungspunkte, handelndes Subject und leidendes Object mitgedacht werden müssen, so ist auch bei den substantivischen Bezeichnungen einer Handlung diese Ergänzung notwendig, z. B. *das Sterben, der Tod, das Leben, der Gang, die Reise, der Schlag, der Wurf, πρᾶξις, exercitatio* u. s. f. Dies ist in erster Linie bei den Substantivis actionis und actoris der Fall; die zu diesen tretenden Subjects- wie Objectsergänzungen stehen im Genitiv, und erst der Zusammenhang, also die Construirbarkeit der Factoren muss zeigen, in welcher Function das genitivische Nomen zu denken ist. Das unmittelbare Gefühl hat diese Genitive in Parallele mit dem verbalen Subjecte und Objecte gestellt und sie danach subjective und objective Genetive genannt. Nur ein Schritt weiter ist es daher, wenn diese Worte als Infinitive und Participien wirklich in den Verbalcharacter übertreten und verbale Construction als Infinitive und Participien annehmen. — Auch

bei ihnen findet bekanntlich der Uebergang der relativen in die absolute Bedeutung statt wie beim Verbum.

XV.

Sehen wir einen Menschen graben, als Töpfer beschäftigt, einen Tisch arbeiten u. s. f., so erblicken wir thatsächlich vielleicht nichts weiter, als dass er den Spaten senkt, dass er Thon knetet, dass er hobelt oder sägt. Und doch sprechen wir es als unsere durch Wahrnehmung gewonnene Erkenntniss aus: *er gräbt, er macht einen Tisch* u. s. f. Wir sondern in der sinnlichen Wahrnehmung deutlich vielleicht jeden Spatenstich, jeden Hobelzug, jede Drehung der Töpferscheibe, — wissen wir aber die Thätigkeit zu erklären, so bezeichnen wir nicht eine Vielheit von Bewegungen, sondern einzelne Handlungen, als zusammenfassende Gesamtheit jener einzelnen Bewegungen.

Ganz anders, wenn wir die Thätigkeit nicht verstehen, dann sagen wir: *er dreht immerzu eine Scheibe, sticht in den Boden* u. s. f. Worin anders besteht aber dies Verständniss als in dem Bewusstsein des Zweckes, den der thätige Mensch bei seiner Thätigkeit verfolgt? Handlungen erkennen und verstehen wir also erst durch den Zweck der Thätigkeit, so dass diese zum Zwecke der ersteren wird. Der Zweck ist somit das Band, durch das wir eine Folge von Bewegungen zu einer Einheit zusammenschliessen.

Auch das Hobeln, das Stechen, das Drehen ist eine Handlung, da gewisse Mittel und Bewegungen angewandt werden müssen, um das betreffende Ziel zu erreichen. Ja das Ziel kann diese Bewegung selbst sein, doch man nimmt bei der menschlichen Thätigkeit vernünftige Zwecke an, d. h. solche, die wir als wertvoll für den egoistischen oder sittlichen Menschen ansehen können. Einen solchen Zweck kann die Bewegung an sich nur unter ganz besonderen Umständen haben. Darum wird man eine zwecklose, wenn auch zielvollendete Bewegung im Allgemeinen nicht zu den Handlungen rechnen, wie z. B. das zwecklose Stechen, Schlagen, Springen, Schwimmen, Laufen, Gehen u. s. f. Bei diesen Bewegungen wird man stets nach einem ausserhalb derselben liegenden Zwecke fragen, d. h. man wird sie als blosse Mittel ansehen.

Diese Auffassung hat offenbar in der Mechanisierung der Thätigkeit ihren Grund, man fühlt selbst nicht mehr, dass das Gehen ein Ziel ist, zu dem gewisse Mittel in Bewegung gesetzt werden müssen. Man könnte solche Thätigkeiten oder Handlungen also mechanisierte Handlungen nennen, die sich automatisch vollziehen, und die keine Spur einer spontanen, zweckbewussten Willensthätigkeit mehr in sich tragen.

Es ist sprachlich von der grössten Wichtigkeit, dass wir solche Thätigkeiten aussondern, 1. sie bilden die Bausteine, aus denen sprachlich die complicierten Handlungen zusammengesetzt werden, 2. sie führen dazu, dass wir zwei Arten von Subjecten unterscheiden, a) spontane, absichtlich und zweckbewusst handelnde, und b) automatische.

Um zunächst an die letzte Thatsache anzuknüpfen: es wäre schwer denkbar, wie das unpersönliche Ding die Sprachformen des persönlichen Wesens annehmen könnte, und wie die Thätigkeiten der persönlichen Subjecte von den unpersönlichen prädicirt werden könnten, wenn das persönliche Subject immer als spontan, als zweckbewusst und vernünftig wollend in den Thätigkeitssätzen zu denken wäre. Leicht und einfach dagegen ist es die Formen der automatischen Bewegungen, die wir an uns selbst wahrnehmen auf das bewegte Ding zu übertragen. *So geht der Zeiger* auf der Uhr von Stundenzahl zu Stundenzahl, ohne dass wir daran denken, er müsse die Absicht gehabt haben, sich zu bewegen, *so läuft, so springt die Kugel, der Ball* über die Ebene u. s. f. Ich weiss sehr wohl, dass dies nicht der einzige Grund des metaphorischen Gebrauches ist, und ich werde später selbst noch auf den Vergleich hinzuweisen Gelegenheit haben, aber ich halte die Mechanisierung der Handlung für einen ausserordentlich mächtigen Hebel, das Gebiet des Dinglichen und Unpersönlichen auf das Gebiet der freien Persönlichkeit so hinüberzuheben, dass die Formen dieses Gebietes die allgemeinen Musterformen für jenes Gebiet werden könnten.

Durch diese Mechanisierung wird es möglich, dass die persönlichen Subjectformen auch bei den Verben des Zustandes und des Leidens verwandt werden, genau so wie bei den Verben der wirklichen Handlung; *Schmerz empfinden, do-*

lere, hören, schlafen, liegen, stehen u. s. f. sind keine Thätigkeiten oder Handlungen.

Wir fühlen ferner keinen Widerspruch, wenn die passiven Verba das leidende Object im Nominativ bei sich haben. — Diese Thatsache hat es auch vermutlich erleichtert, dass indogermanisch viele Sachbezeichnungen die persönliche Form des Nominativs annehmen konnten, denn dies ist die Thatsache, welche wir mit Personificierung der sachlichen Gruppen bezeichnen. Die Neutra der *o*-Stämme haben zwar einen Accusativ, aber keinen Nominativ, z. B. *templum, ἄντρον, magnum, ἀγαθόν*. Nehmen sie einen Nominativ an, so werden sie persönlich zum Masculinum *magnus, ἀγαθός*. Die Sache scheint ursprünglich indogermanisch nur als Object gebraucht zu sein, da ihr die selbstbestimmende Bewegungskraft fehlt, darum fehlt im sogenannten Nominativ des Neutrums entweder jede Endung und der blosse Stamm wird verwandt, oder es wird die masculine Accusativform gewählt. Die Bewegung eines Dinges scheint also einmal stets als durch ein persönliches Subject veranlasst gedacht zu sein, und erst die Unterscheidung automatischer Bewegung und automatischer Subjecte ermöglicht es, dass jene sachlichen Objecte zu automatischen oder mechanischen Subjecten wurden. Es soll damit nicht bestritten werden, dass auch formale Analogien des Stammes bei dieser Art von grammatischer Personificierung mitgewirkt haben, wäre aber diese formale Aehnlichkeit der Stämme auf volle Verschiedenheit der Bedeutung und der Function gestossen, so würde sich schwerlich die Angleichung durchgesetzt haben. Ausser Acht ist auch nicht zu lassen, dass das Urteil der Menschen und Völker über das, was persönlich und unpersönlich sei, sehr verschieden ist und je nach den Culturstufen verschieden war.

Also nach dem Zwecke sondern wir aus den grossen continüierlichen Reihen menschlicher Bewegung und menschlicher Thätigkeit die einzelnen Thätigkeiten als Handlungen aus, die Thätigkeiten selbst werden also zu Mitteln der Zwecke.

Die Thätigkeit des *Stellens, Legens, Sprechens* bestimmt sich zunächst nach dem niedrigsten Zwecke, dass das Object der Thätigkeit steht oder liegt. Soll ich den Ausdruck: *er legt* e/

das Buch hin verstehen, so muss ich den Zweck denken und mir aus demselben die Bewegungsmittel vergegenwärtigen oder Bewegungen denken, die mit der Verwirklichung des Zweckes ihre Begrenzung erfahren. Die Begrenzungen durch das locale Ziel z. B. *ich lege das Buch auf den Tisch*, gibt dem Zwecke eine bestimmtere Gestalt und damit der Thätigkeit als Mittel eine begrenztere Form. *Ich schreibe einen Brief*, — hier ist der nächste Zweck der Brief selbst, und er bestimmt fest die Form der Thätigkeit des Schreibens. Wie wir oben sahen, auch das Object selbst bestimmt die Form der Thätigkeit.

Nun waren im Indogermanischen die Formen für das Object, das locale Ziel und den Zweck, der gleichfalls als locales Ziel der Bewegung gedacht wird, gleich. Die Unterscheidung der verschiedenen Functionen, welche im bestimmten Zusammenhange diese Form versah, musste natürlich construiert werden. Uebrigens ist auch uns diese Construction noch nicht ganz erspart, wenn wir auch im Allgemeinen für das Ziel und den Zweck Präpositionen verwenden; denn das schon oben erwähnte efficierte Object ist ja nichts als der Zweck der Thätigkeit, z. B. *er baut ein Haus, er schreibt ein Buch, τεῖχίζει τεῖχος, castra munit (= schlägt ein befestigtes Lager auf)*, und dieses müssen auch wir vom afficierten Objecte unterscheiden.

Es ist interessant zu sehen, worin der eigentliche Unterschied dieser Objecte beruht; ist das efficierte Object der Zweck der Thätigkeit, so ist das afficierte Object stets das räumliche Ziel der Bewegung, z. B. *ich schlage den Menschen*, die Bewegung des Schlagens hat den Menschen zum räumlichen Ziele, *ich sehe das Haus, ich esse das Fleisch* u. s. f. eine jede Thätigkeit hat als Bewegung zunächst das afficierte Object zum räumlichen Ziel. Somit ist es nur natürlich, dass das räumliche Ziel¹ und das afficierte Object gleiche sprachliche Formen hatten; und da das efficierte Object den Zweck bezeichnet, der Zweck aber unter der Form des räumlichen

¹ Wie die Städtenamen auf die Frage wohin? Lateinisch im Accusativ stehen, ebenso die isolierten Formen *domum, rus*, die Präpositionen mit dem Accusativ auf die Frage wohin?, der poetische Gebrauch des blossen Accusativ auf diese Frage bei Homer und den lateinischen Dichtern beweisen, dass dieser Casus ursprünglich die Ausdrucksform des localen Zieles war.

Ziels gedacht wird, ist auch hier die Uebereinstimmung in der sprachlichen Form nur natürlich.

Und doch empfinden wir zwischen dem afficierten Objecte und dem räumlichen Ziele einen Unterschied. *Ich schlage den Menschen* ist also ursprünglich = *ich schlage nach dem Menschen*, und doch empfinden wir bei dem ersten Ausdrucke die Vorstellung, dass die Thätigkeit wirklich ihr räumliches Ziel erreicht, im zweiten Falle aber, dass die Thätigkeit nur das Ziel zu erreichen sucht, ohne die Angabe, dass es gelingt. Hiertüber soll der folgende Abschnitt Auskunft geben.

XVI.

Wir sahen, dass der Hörende zum Verständniss einer Handlung stets den Zweck sich mit vorstellen muss. Diese Zweckvorstellung gibt der Thätigkeit in den Augen des Hörenden die Richtung auf die Vollendung, d. h. auf die Begrenzung der Thätigkeit. Der Zustand, in dem die Thätigkeit ihren Abschluss findet, also der Zustand der Vollendung ist das Erstrebte, daher die Verbindung der Verba der Absicht mit dem Infinitiv Perfecti im älteren Latein und im Mittelhochdeutschen bei *wollen* und *sollen*. Und darum erregt die Andeutung des Beginns einer Handlung bei dem Hörenden notwendig die Aussicht und Erwartung, dass das Ziel erreicht wird.

So heisst das Präsens *ich töte*, *interficio* doch zunächst nur: *ich wende die Mittel an, den Tod einer Person herbeizuführen*, ebenso *ich lege das Buch hin*, *ich schreibe das Wort* u. s. f., also die Praesentia und dem entsprechend die Imperfecta stehen eigentlich de conatu = *ich suche zu töten, zu schreiben, zu schlagen*. Trotzdem bedeutet uns die Form des Präsens, dass die Mittel ihren Zweck auch verwirklichen. Man hat daher im Lateinischen und Griechischen die Praesentia und Imperfecta de conatu als besondere grammatische Verwendungsweisen unterschieden. Die räumlichen Ziele solcher Praesentia müssen bei dieser Umwandlung der Bedeutung zu erreichten Zielen d. h. zu afficierten Objecten mechanisiert werden, und die Zwecke der Handlung müssen zu verwirklichten Zwecken werden, d. h. zu Resultaten

der Handlung oder efficierten Objecten. Das also ist die Lösung des oben hervorgetreten Widerspruchs zwischen Ziel und afficiertem Objecte.

Im Deutschen hat sich aus der Bedeutung der unvollendeten Bewegung, welche einem zukünftige Ziele zustrebt, die Bedeutung des Futurums entwickelt, z. B. *ich gehe zur nächsten Musterung, ich gehe morgen in die Kirche, ich thue das doch*. Offenbar ist in diesem Falle, wie in dem vorhergehenden, die Bewegung und der Zweck zu einer momentanen Einheit condensiert, die entweder nach der Zeit der Bewegungsmittel als gegenwärtig vollendet gedacht werden kann, oder nach der Zeit des Zweckes als zukünftig vollendet.

Eine ganz gleiche Erscheinung ist es, wenn Praesentia mit Inchoativformen, wie *διδάσκω, εὐρίσκω*, nicht mehr den Anfang der Thätigkeit, sondern den ganzen Verlauf bezeichnen. Ferner, — wenn präsentische Zusammensetzungen, deren ursprüngliche Bedeutung inchoativ sein musste, futurale Bedeutung annehmen, wobei die condensierte Handlung in die Zukunft projiciert wird, aber der Anfang nicht mehr als in der Gegenwart liegend empfunden wird. Hierher gehört das deutsche zusammengesetzte Futurum: *ich werde thun*, eine Ausdrucksform, die ursprünglich bezeichnen musste: *ich entwickele mich jetzt zum thun*. Ebenso gehört hierher das lateinische Futurum auf *-bo* wie *amabo, monebo, ibo*, vom Stamme des griechischen *πέω*, lat. *fui*.

Etymologisch gleich in der Bildungsweise ist das deutsche passive Präsens: *ich werde geschlagen*, bei dem zunächst nur der Anfang der Thätigkeit bezeichnet wird, der weitere Verlauf aber mit Rücksicht auf das Ziel heute deutlich mit empfunden wird.

Wir dürfen auch annehmen, dass durch diesen Process die indogermanischen Sprachen ihr Perfectum entwickelt haben. Die Form dieses Tempus enthält durchaus kein Element, das die Vollendung der Thätigkeit bezeichnete, denn die Reduplication, welche der Wiederholung desselben Wortes in der freien, nicht mechanisierten Rede gleich ist, also auch der rhetorischen Iteratio und Duplicatio, findet sich auch im Präsens und im Aorist. Der freie Gebrauch der Verdoppelung lehrt aber als Bedeutung dieser Doppelsetzung des Wortes nur die

der Wiederholung der Handlung und der Verstärkung der Intensität sowohl dem Grade nach, als versichernd der Realität nach. Wie das Präsens geradezu Perfectbedeutung annimmt, zeigt der Gebrauch einer ganzen Reihe griechischer Verba wie ἀκούω, κλύω, πυνθάνομαι, αἰσθάνομαι, γυγνώσκω, μανθάνω, λέγω u. a. Lat. *audio, video*, deutsch *ich höre, sehe, erfahre, bemerke* (vgl. Kühner. gr. Gr. § 382, 4).

Die doppelte Bedeutung der dauernden Thätigkeit und der vollendeten Handlung als Zustand zeigen gleichfalls die Nomina actionis und actoris wie *exercitatio* = Übung als Thätigkeit des Uebens und als Zustand des Geübtseins, *Mörder, Dieb* sowohl als einen Mord ausführende Person als eine Person dieses Zustandes oder Characters.

Wie nahe sich die präsentische und die vollendete Bedeutung einer Handlung überhaupt berühren, beweist ferner das romanische Praesens Passivi *je suis aimé* = nhd. *ich werde geliebt* und die gleiche Bildungsweise des alten Deutsch; ferner die Bedeutung einer Reihe griechischer Perfecta wie ὄδωδα = ὄζω, δέδια und δέδοικα = φοβοῦμαι, οἶδα *ich weiss, πέφρικα* u. a., dazu die deutschen Praeteritopraesentia.

Zustände bilden den Abschluss einer Bewegungsreihe; in bestimmten Zusammenhängen wird daher die vorangegangene Bewegung aus der Bezeichnung des ruhenden Zustandes vom Hörer rückwärts construiert und bei der Zustandsbezeichnung mitempfunden. Vom Ringer, der zu Boden fällt, sagt man: *da liegt er* = *er ist hingeworfen*. Bekannt sind Ausdrucksformen wie πάσχω ὑπό τινος, ἀποθνήσκω = *ich werde getötet, ἀκούω* = *es wird von mir gesagt*. Im Lateinischen und Deutschen ist aus der Verbindung des Verbum substantivum und des Zustandsadjectivum das passive Perfect und Plusquamperfect gebildet, wie *interfectus est, mortuus erat*. — Umgekehrt bezeichnet man Zustände durch die zum Ziel geführte Handlung wie Lateinisch *cognovi* und so vielfach beim griechischen Perfectum.

XVII.

Doch wir verfolgen den Einfluss weiter, den die durch die Andeutung einer Handlung rege gemachte Erwartung des

Zieles oder Zweckes der Handlung auf die sprachliche Darstellung ausübt. Dieser Einfluss ist sehr bedeutend.

So erzählt man: *der Krieg wurde erklärt, die erste Schlacht war blutig*, oder *in der ersten Schlacht fielen* u. s. f. Dass auf die Erklärung des Krieges auch wirklich die Kriegführung folgte, ist nicht gesagt; dieser weitere Verlauf wird als selbstverständlich ergänzt, denn das Ziel der Kriegserklärung ist eben die Führung des Krieges, und wird nicht ausdrücklich das Gegenteil gesagt, so erschliesst man aus dem mitgedachten Zwecke die Verwirklichung. Man könnte nach grammatischer Terminologie fast sagen: das Präsens ist zum Perfect erhoben.

Ich erhielt einen Brief, dass der Freund gestorben sei, — das Lesen des Briefes wird aus dem Zwecke, den ein Brief überhaupt hat, als selbstverständlich ergänzt. Ohne diese springende Art der Erzählung wäre es unmöglich, eine grössere Erzählung zu Ende zu bringen.

Diese Thatsache lehrt uns ausserdem einen wichtigen Gesichtspunkt für die Bedeutungsentwicklung und Bedeutungsveränderung der Worte. Wird nemlich bei einem Worte, das den Anfang einer Thätigkeit bezeichnet, die zum Ziele führende Weiterentwicklung mitgedacht, so können diese späteren Entwicklungsstufen schliesslich auch als Inhalt des Wortes mitempfunden werden. So denkt der Römer bei *intacta virgo*, wir bei *unberührter Jungfrau* thatsächlich nicht bloss an die Berührung, sondern auch an die weiteren Folgen derselben, ebenso bei dem deutschen Ausdrücke: *er hat das Mädchen nicht berührt*. Bei *integer*, dessen Ableitung von *in* und *tango* sicher ist, wird stets nur an gewisse Folgen der Berührung gedacht: an das Zerbrechen, daher *unversehrt*, oder an das Beschmutzen und Beflecken, daher *unbesudelt*, *rein* vom Character. Bei dem Deutschen *angreifen den Feind* wird stets an die Folgen gedacht, die dem Anpacken des Gegners beim Ringen folgen, an den Kampf; *die Sache richtig anfassen* weist auf die Thätigkeit hin, welche zur Ausführung erforderlich ist. Aehnlich Lateinisch *aggredi hostem*, *appellere* = *landen* mit dem Gedanken auch *wirklich an das Land gehen*; *sich einschiffen nach America* u. s. f.

So bildet sich das Verständniss einer Erzählung oder sonstigen sprachlichen Mitteilung 1. durch

Schlüsse auf nachfolgende Momente der Entwicklung 2. durch Rückschlüsse auf Vorausliegendes. Man vergleiche z. B. den Anfang von Goethes Hermann und Dorothea: Wie viele Rückschlüsse sind hier notwendig um die Person des Sprechenden kennen zu lernen, die Situation, unter der er spricht und die Thatsachen, welche dem Momente des Anfangs dieser Dichtung vorausliegen. Man vergleiche ferner Uhlands ‚klein Roland‘, ‚das Nothemd‘. und unzählig andere Dichtungen dieser Art.

Selbverständlich können auch solche Rückschlüsse, wenn sie sich häufig wiederholen und mechanisieren, in die Bedeutung des Wortes aufgenommen werden, wie es in den oben angeführten Beispielen der Fall war: *κείμαι* als Perfect Passivi zu *τίθημι*, *ἀποθνῆσκω* als Passiv zu *ἀποκτείνω*, *ἐκπίπτω* und *φείγω* als Passiv zu *ἐκβάλλω* u. s. f.

Es bedarf kaum einer besonderen Ausführung, dass diese vorwärts und rückwärts weisenden Schlüsse vom Hörenden nicht aus den Worten an sich, sondern nur aus der Erfahrung geschöpft werden können, welche von den betreffenden Handlungen gemacht sind. Wo die Erfahrung fehlt, da fehlt eben das Verständniss der sprachlich angedeuteten Handlung selbst. So kann die Mitteilung: *das Fleisch wird gekocht, das Fleisch ist gar, der Hund wird geschlagen* nur dadurch verstanden werden, dass man den Zweck des Kochens kennt und danach die Mittel, welche demselben dienen, findet oder aus der Erfahrung erschliesst, und bei *gar*, dass uns der Zustand bekannt ist, in dem das Fleisch als geniessbar gilt.

Wer nichts weiss von der Art, wie sich ein Eisenbahnzug in Bewegung setzt, wird auch die Mitteilung nicht verstehen: *ein Pfiff der Locomotive, und der Bruder war verschwunden*. Also zum Verständnisse der sprachlichen Bezeichnung einer Thätigkeit ist notwendig die Kenntniss der Entwicklungsmomente und des Ziels der Thätigkeit.

Die auf die nachfolgenden Zustände einer Handlung gerichteten Schlüsse werden psychologisch durch die Erwartung herbeigeführt, die Erwartung entspringt der häufigen Erfahrung, dass sich eine Thätigkeit in einer bestimmten Weise fortzusetzen pflegt. — Diese Erwartung spielt für die gesammte innere Verknüpfung der Thatsachen,

wie sich zum Teil schon oben zeigte, eine sehr grosse Rolle. Wir haben hier noch eine andere Wirkung der Erwartung zu betrachten.

In dem obigen Beispiele: *der Krieg wurde erklärt* können wir fortfahren: *aber es kam nicht zum Kriege*, oder, *es kam jedoch* oder *doch es kam*, lat. *sed, tamen* u. a.; — d. h. wir sagen die Erwartung, welche der Hörende auf den thatsächlichen Eintritt des Krieges haben muss, ist in diesem Falle nicht zu treffend. Der Sprechende nimmt also auf die Erwartung des Hörers bei der Verbindung seiner Sätze Rücksicht. Ein Asyndeton, also die verbandlose Zusammenordnung der Sätze, würde in diesem Falle gleichfalls adversativ verstanden werden.

Die Verbindung kann auch eine concessive sein, lateinisch mit *quamquam, etsi, licet, quamvis*, und *quam vis* nimmt ja deutlich Bezug auf die inneren Zustände des Hörenden, ursprünglich *wie sehr du willst*, die angeredete Person ist aber der Hörende. — Griechisch könnte in diesem Falle der Adversation *ἀλλὰ* stehen, dessen Grundbedeutung klar ist = *in anderer Weise*, natürlich als der Hörende denkt oder erwartet. Die eigentliche Bedeutung einer solchen Verbindung war also: *Der Krieg wurde erklärt*; — *es kam anders, als du*, oder *man*, *vermutest*; *es kam nicht zum Kriege*. Der Begriff *in anderer Weise* (*ἀλλὰ*) lässt sich nicht verbinden mit den Worten: *es kam nicht zum Kriege*, denn nicht dieser Satz wird alteriert, sondern die Erwartung des Hörenden. Beide Sätze: *es kam anders* und *der Krieg trat nicht ein* vereinigen sich schliesslich für das Sprachbewusstsein zu einem, sobald in *ἀλλὰ* nur noch seine Function gefühlt wird, nemlich die Function des Widerspruchs.

Lautete der Satz: *der Krieg wurde erklärt, und es kam also zum Kriege*, — so wird damit die gehegte Erwartung bestätigt, die Fortsetzung ist also nicht anders als der Anfang, sondern ebenso und das bedeutet *also*. Man gebraucht daher die Adverbia *so, also, somit*, Lateinisch *ita, itaque*, Griechisch *ὥστε* zum Ausdrucke dieses mit der Erwartung übereinstimmenden Verhältnisses, und auch das deutsche *so* im Nachsatze entspringt diesem Gebrauche. Ja, auch das Asyndeton würde in diesem Falle durch constructiven Schluss als conclusiv empfunden werden.

Auch die übrigen concessiven Ausdrucksformen beruhen auf dieser Erwartung, das deutsche *doch* aus *dô uch* hat die Bedeutung: *auch in diesem Falle*. Also in dem obigen Beispiele: *und doch kam es nicht zum Kriege* wird gesagt: *auch in diesem Falle nicht*, wo man es hätte erwarten sollen; ähnlich *dennoch*. Die Bildungen mit *auch*: *auch wenn, wenn auch, καί εἰ, εἰ καί, etsi, etiamsi*, die mit *περ, καί περ* sprechen aus: *auch wenn der Krieg erklärt war, so kam es nicht zum Kriege*, d. h. sie betonen, dass beide Thatsachen neben einander Gültigkeit haben, während doch die Erwartung beide nicht mit einander verbinden mag. Ebenso ist das deutsche *obgleich* = *wenn in gleicher Weise gedacht*. Bei *quamquam* und *quamvis* wird gesagt: wie sehr auch der eine Fall gültig ist, er stösst den anderen doch nicht um. Also diese Concessivsätze sind Gestaltungen der Rede, die der Redende mit Rücksicht auf die Erwartung des Hörenden entwickelt.

Wenn wir nun nicht mehr an die vergleichende Grundbedeutung jener Ausdrücke denken, sondern nur an die folgernde oder widersprechende Function, so haben wir es da zunächst mit der schon wiederholt bemerkten Thatsache zu thun, dass die Ausdrücke ihrer Function gleich oder congruent geworden sind. Aber diese Function selbst ist schon eine Umgestaltung oder besondere Gestaltung der Erwartung. Die Verhältnisse nemlich, welche in uns die Erwartung auf einen bestimmten weiteren Verlauf erweckt haben, erscheinen uns als die Gründe selbst für den Weiterverlauf; es wandelt sich somit der psychische Zustand der Erwartung in die logische Vorstellung eines Causalitätsverhältnisses, und unsere durch Erfahrung gewonnenen Erwartungen in ihrer Totalität sind die Formen und das Schema, nach denen wir alles Geschehen in der Welt verknüpfen.

Wie unvollständig und lückenhaft die Erfahrung ist, auf der sich diese Erwartungen und damit das Causalitätsbewusstsein aufbauen, bedarf hier einer besonderen Ausführung nicht. Die Mängel dieser Erfahrung sind ja eine Hauptquelle aller Irrungen und eine um so gefährlichere Quelle, als auch die lückenhafteste Erfahrung die Erwartung für den Handlungsverlauf erregt und ein Causalitätsbewusstsein bildet. Daher die vielen thörichten und kindischen Verknüpfungsformen, wie

sie sich im Aberglauben und in dem sogenannten mythischen Denken der Völker zeigen. Doch wir verfolgen die Unvollkommenheiten dieser Verbindungsweise nicht weiter, wir constatieren jedoch die für das Sprachleben so überaus wichtige Thatsache, dass aus dieser Erfahrung die Erwartung einer bestimmten Weiterentwicklung des Geschehens resultiert und daraus das Schema, wie wir Handlungsfolgen glauben verknüpfen zu müssen.

Bei dieser Umwandlung der Erwartung verliert sich im Hörenden das Gefühl der Spannung, das der Erwartung eigen ist, und bei dem Widerspruch das Gefühl der getäuschten Erwartung; statt dessen empfindet der Hörer nur das blasse Gefühl logischer Uebereinstimmung und logischen Widerspruchs.

Bei dem Character, den jene Erfahrungen tragen, treten Durchbrechungen des Schemas oft genug ein, denn die Erwartung ist nur auf unvollständiger und lückenhafter Erfahrung erbaut, sie muss also oft falsch sein. Wie unendlich häufig sind daher Sätze mit jenem *aber, doch* in der Erzählung, wie oft entwickelt sich die Handlung also anders, als man erwartet hat! Jenes Schema ist also doch nur ein vermutendes, es trägt nicht den Character strenger Gesetzmässigkeit.

XVIII.

Zum Bewusstsein, dass die Schlüsse auf die Weiterentwicklung einer Handlung unsicher und nur Vermutungsschlüsse seien, kommt der Hörer im Ganzen selten, wenn in der Erzählung auf die Thatsache, welche unsere Erwartung anregt, sogleich die Thatsache folgt, welche wir erwartet haben oder welche unserer Erwartung entspricht. Hört man in schneller Aufeinanderfolge die Sätze: *A versprach zu kommen, kam aber nicht*, so hat der Hörer nicht die Zeit, sich der Spannung der Erwartung bewusst zu werden und der Unsicherheit hinzugeben, ob wohl A kommen werde. Sobald ihm aber die Zeit bleibt, diese Erwartung zu empfinden, so wird er auch die Unsicherheit seiner Vermutung empfinden, und die Frage wird ihm auftauchen: *wird er wohl kommen?*

Erzähle ich von Cicero: *er fürchtete, dass er seinen politischen Einfluss verlieren würde*, so steht der Hörer erwartungsvoll

der Weiterentwicklung gegenüber, wenn ihm vom Sprechenden die Zeit zur spannenden Erwartung gelassen wird; fährt der Sprechende aber sogleich fort: *und wirklich verlor er seinen Einfluss*, so hat der Hörer nur die Empfindung, dass Cicero das Uebel richtig vorausgesehen hat, und dass er von dem Uebel auch betroffen ist. Der Ausdruck *und wirklich* hat für ihn dann nur die Bedeutung: *was dem Cicero als möglich erschien, ist thatsächlich geworden*. Lateinisch würde in solchem Falle entweder bloss gesagt sein: *et amisit*, es bleibt da also dem Hörer überlassen zu beurteilen, ob sich die Furcht bestätigt hat oder nicht, — oder man fügt ein versicherndes *vero, profecto* hinzu. Dieser Zusatz kann ursprünglich nur dazu gedient haben, die erwartungsvolle Frage der Unsicherheit bei dem Hörenden mit einem *ja, wahrhaftig* zu beantworten, oder noch richtiger ausgedrückt, die Vermutung des Hörenden zu bestätigen.

Die gleiche Erscheinung findet sich bei den Verben des Hoffens, Versprechens, Schwörens, Drohens, Vermutens, bei denen die Verwirklichung in der Zukunft zwar angenommen, aber mit einer gewissen Unsicherheit erwartet wird. Wir dürfen annehmen, dass das Sprachbewusstsein des Römers bei jenem *et vero, et profecto* schliesslich dasselbe war wie bei dem Deutschen *und wirklich*, d. h. dass es als Mitteilung des Thatsächlichen empfunden wurde. So zeigt sich auch hier, wie bei dem griechischen *ἀλλά*, dem deutschen *also* u. s. f. die Umwandlung eines subjectiven Empfindungszustandes in die Vorstellung eines objectiven realen Verhältnisses. Der Grund liegt in der Schnelligkeit der Erzählung, bei der es nicht möglich ist, das Gefühl der Erwartung bis zur Spannung und bis zur Frage kommen zu lassen.

Geht für den Hörenden das Gefühl der Erwartungs-Spannung bei einer Form des Ausdrucks verloren, so verliert dieser Ausdruck in seiner stilistischen Wirksamkeit einen wichtigen Factor, eben jenes spannende Gefühl. War der Grund für den Verlust die Eile der Erzählung oder Mitteilung von Thatsachen, bei der sich die Spannung nicht entwickeln kann, so wird die künstlerische Form der Darstellung dem Hörenden die Zeit lassen, die Erwartung zu voller Kraft auszugestalten, denn

gerade die Spannung der Erwartung ist für die künstlerische Erzählung von der grössten Wichtigkeit.

Käme es dem Dichter darauf an, für jene gefahrvollen Zeiten des Cicero und für dessen Person Interesse zu erregen, so würde er nicht bloss sagen: *Cicero fürchtete seinen Einfluss zu verlieren, und er verlor ihn wirklich*, — sondern er würde im Einzelnen ausführen, welche Vorstellungen, Gefühle und Wünsche im Cicero wach wurden. Damit würde die Furcht in ihre Teile zerlegt, bei dem Hörer würde das Gefühl der Erwartung länger festgehalten und damit spannender gemacht. Gerade bei der Handlung ist der stilistische Unterschied der zerlegenden und comprimierenden Form der Darstellung sehr bedeutsam. Man sehe z. B. wie Goethe die nackte Thatsache: *Hermann fürchtet, dass Dorothea ihn abweisen könnte* poetisch zur Darstellung bringt: (Klio)

*,Aber der Jüngling stand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmlisch waren und tröstlich,
Seufzete tief und sprach: „Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause;
Denn hier hat mich, seitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und Alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, so werde das Mädchen uns
folgen,
Weil wir reich sind, aber sie arm und vertrieben einherzieht?
Armut selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheint das Mädchen und thätig, und so gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es sei ein Weib von solcher Schönheit und Sitte
Aufgewachsen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, sie habe bis jetzt ihr Herz verschlossen der Liebe?
Fahret nicht rasch bis hinan! Wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling besitzt dies Herz, und die wackere Hand hat
Eingeschlagen und schon dem Glücklichen Treue versprochen.
Ach! da steh' ich vor ihr mit meinem Antrag beschämt.“*

Dagegen bei dem Ausdrücke: *Cicero fürchtete* wissen wir von den individuellen Empfindungsvorgängen nichts, die sich nach dem Character der Situation und der Person bestimmen, ja wir zerlegen uns den Ausdruck *fürchten* nicht einmal in

seine allgemeinen Merkmale: *erwarten* und *Uebel*. So mechanisch und schnell verläuft die Vorstellungsreihe: *er erwartete ein Uebel*, dass wir uns der einzelnen Factoren einzeln nicht mehr bewusst werden, natürlich noch weniger der Vorstellungsfactoren von *erwarten* und von *Uebel* und so in fortgesetzter Zerlegung weiter. Wir sind gewöhnt, diese Vorstellungsreihen so schnell zu reproducieren, dass sie als compacte Einheit, als Vorstellungsgruppe empfunden wird.

Das Fürchten ist uns somit zu einer besonderen Species der Vorstellung oder Vermutung geworden. Beachten wir nun die griechische und lateinische Constructionsweise dieser Verben, so ersehen wir, dass diese Condensierung des Vorstellungsablaufes nicht immer vorhanden war. In beiden Sprachen folgt ein finaler Satz mit *μή, ne*, negativ *μή ού, ne non, ut* und dem Coniunctiv. Die Partikeln *μή* und *ne* sind blosse Negationen, zunächst also ohne die Kraft, einen Nebensatz zu bilden. Der Satz: *timeo ne veniat* zerfällt also ursprünglich in die zwei Hauptsätze: 1. *ich fürchte* 2. *er soll oder möge nicht kommen*. So lange diese Verbindung in dem etymologischen Sinne empfunden wurde, musste also auch bei dem Fürchten mit vorgestellt werden, dass die Aussicht auf ein künftiges Uebel das Begehren oder den Willen hervorruft, das Uebel abzuweisen, bei dem Uebel selbst also musste das Merkmal empfunden werden, dass es etwas Abzuweisendes, ein ‚fugiendum‘ sei. All diese einzelnen Vorstellungen wurden durch die Mechanisierung zu einer Gruppe gebunden und condensiert, der Willenssatz wurde zu einer blossen Ergänzung des transitiven Verbums, also zum Objectssatze. Dagegen ist die Form des Ausdrucks im etymologischen Sinne der ausführenden künstlerischen Darstellungsform gleich, wo die prohibitiven Wünsche einer fürchtenden Person dargestellt werden; und bei einer solchen Darstellung musste die mitempfindende Erwartung des Hörers viel spannender sein als bei dem mechanisierten Ausdrucke.

Eine ähnliche Thatsache bieten die lateinischen Verben des Hinderns, welche *quominus* oder *ne* bei sich haben. Ein Ausdruck wie *impedio eum, quominus* oder *ne veniat* oder *prohibeo* mit gleicher Construction bedeutet etymologisch: *ich hindere ihn, er soll nicht kommen*. Allerdings wird weder *impedio* noch *prohibeo* in einer frühen Zeit einmal ganz deckender Aus-

druck für das deutsche *hindern* gewesen sein, vielmehr bezeichneten die Ausdrücke eine Thätigkeit, aus der das Hindern erst erschlossen wurde, vielleicht *ich verwickle Jemandes Fuss, er soll nicht* = *impedio* und *ich halte Jemanden in seiner Bewegung nach vorn fest* = *prohibeo*. Es kommt hierbei nur darauf an zu zeigen, dass der Vorstellungsinhalt, welcher durch den mechanisierten Ausdruck im Hörer erregt wird, ärmer ist als in der Zeit, wo die etymologische Bedeutung empfunden wurde.

Dasselbe gilt von den übrigen lateinischen Verben, welche *ne* bei sich haben (vgl. Kühner, Lat. Gr. § 190) und zum Teil auch *quo minus*. Zwischen beiden Ausdrucksweisen ist ja etymologisch ein nicht unerheblicher Unterschied, z. B. Cic. Tusc. 1, 38, 91: *non deterret sapientem mors, quominus in omne tempus rei publicae consulat*: denn entweder ist der Satz mit *quominus* ein indirecter Fragesatz wie die griechischen Sätze mit *ὅπως* und bezeichnet die Art und Weise wie Jemand etwas nicht thun soll; oder der Satz ist gebildet aus dem relativen Gebrauche des Pronomens *qui*, wie das deutsche *damit* und gibt an, dass die Handlung des *detertere* u. a. das Mittel ist, durch welches Jemand etwas zu thun verhindert wird, also *durch das Abschrecken am Sorgen verhindert*. Die Sätze mit *ne* dagegen enthalten die Sprachäusserung des abhaltenden oder hindernden Subjects zunächst in directer Rede, z. B. *Pythagoricis interdictum putatur, ne faba vescerentur* Cic. Divinat. 1, 30, 62 ursprünglich: *„sie sollten nicht essen“*. Bei diesen Sätzen ist das regierende Verbum überflüssig, so lange sie directe Rede der sprechenden Person sind, es wird dagegen notwendig, wenn der Satz mit *ne* ein Referat über die Willensäusserung einer anderen Person enthält. Damit ist je nachdem der eine Satz Exposition für den anderen, entsprechend der Form der ausführenden Darstellung. — Die bei diesen Constructionen gebräuchlichen Verba haben natürlich selbst von ihrem etymologischen Sinn eingeblüht, z. B. ist *recuso* sicher aus der Gerichtssprache hergenommen, und die überlieferte technische gerichtliche Bedeutung: *eine Klage ablehnen* oder *gegen eine Klage Einspruch einlegen* (vgl. Georges) mag die zu Grunde liegende sein. *Interdico* heisst gewiss ursprünglich *ich spreche dazwischen*, so dass eine Person von ihrem Zwecke getrennt wird. Das Endresultat der sprachgeschichtlichen Entwicklung

ist das: die durch einen bestimmten Zweck als Mittel bestimmte Handlung wird ganz allgemein vorgestellt, nicht mehr in der bestimmten Form, wie sie etymologisch bezeichnet wurde.

Dieser Vorgang ist ein so regelmässiger, dass hier noch einige Beispiele stehen mögen: *ich weise ein Anerbieten zurück*, Niemand denkt mehr an den abweisenden Gestus der Hand, — *ich lehne etwas ab*, vergessen ist die Bedeutung des Lehnens, — *ich räume dies ein, concedo, permitto*, Niemand denkt mehr an ein räumliches Platzmachen, — *ich beschreibe mündlich das Haus, describo*, wer fühlt noch den Widerspruch zwischen Schreiben und der mündlichen Darstellung? — *ich lasse den Punkt bei Seite, omitto, praetermitto* u. a.

So lange der eigentliche Sinn deutlich bei den Ausdrücken mitempfunden wurde, so lange musste aus der individuell bestimmten Handlungsbezeichnung die allgemeine Gattung erschlossen werden, z. B. aus dem *bei Seite lassen* die allgemeine Kategorie des *für unwert halten*, aus dem *beschreiben das darstellen* u. s. f. War dagegen der etymologische Sinn geschwunden, so wurde bei dem Ausdrucke nur noch die allgemeine Kategorie verstanden, der Ausdruck wurde deckend und congruent mit seiner Function und je allgemeiner um so ärmer.

Ich denke, wir verstehen so, wie ein *timeo, ne* und verwandte Ausdrücke ursprünglich eine viel längere und langsamere ablaufende Vorstellungsreihe beim Hörer erregten als nach dem Eintritt der Congruenz, denn 1. wurde der Inhalt des sogenannten regierenden Verbuns zur Congruenz mechanisiert, 2. wurde der selbständige Hauptsatz mit *ne* zu einem untergeordneten Ergänzungsgliede für das regierende Verbun, zu einem blossen Object, damit verkürzte sich a) die Zeit, welche der Vortrag der Sätze beanspruchte, b) der Inhalt der syntactischen Form, in die der Satz eingekleidet war, erlitt eine Einbusse seines Inhalts, der Ausspruch des Willens wurde nicht mehr empfunden. — Damit musste sich weiter die Möglichkeit für den Hörer verringern, bei dem gesammten Ausdrucke die Spannung der Erwartung zu entwickeln, z. B. ob die Furcht sich verwirklicht.

XIX.

Doch wir verlassen diese Fragen und kehren zur Untersuchung zurück, wie der Hörende Handlungsmittelung versteht.

Wir haben gesehen, wie bei der Verbindung von Subject, Object und Thätigkeit eine fortgesetzte Correctur statt findet, wir haben die Bedeutung der Zweckvorstellung für die Zusammenfassung der Bewegungen zu einer Handlung kennen gelernt und die tiefgreifende Bedeutung der Erwartung für die Verbindung und Verknüpfung von Handlungen zu einer lückenlosen Handlungsreihe dargestellt, — es bleibt uns nun noch die Frage übrig: wie und an welchen Sprachmitteln stellt der Hörende sich die einzelne Handlung vor?

Es gibt in allen indogermanischen Sprachen eine Menge von denominativen Verben, also solchen, die von einem Substantiv oder Adjectiv durch eine Ableitungssilbe gebildet werden: so Deutsch *ackern, kutschen, fussen, stiefeln, zäumen, satteln, pflügen, schriftstellern, tischlern, mauern; röten, ergänzen, kürzen, schwärzen, künden, ebenen, öffnen, trocknen, bessern, verschlechtern, entzweien, einen, einigen; donnern, bevölkern, blättern, begeistern, rändern, zertrümmern, duzen, ihrzen, siezen, schattieren, grundieren, stolzieren* und viele andere; französische Denominativa stellt Mätzner zusammen, frz. Gramm. § 78: z. B. *barricader, pallisader, voyager, fourager, signaler, embarasser, cuirasser, actionner, perfectionner, occasionner* u. a. Italienische Ableitungen dieser Art finden sich unter anderen verbalen Bildungen bei Baragiola, ital. Gr. § 135. Lateinische Ableitungen bei Kühner, lat. Gr. § 216 ff. (vgl. auch die hier angegebene Litteratur): *comare, cenare, curare, cumulare, numerare, regnare, vagari, laetari, maturare, calcare, pacare; aegrere, albere, salvere, lucere, lactere; erudire, finire, grandire, ineptire, insanire, ferocire* u. a. — Griechische Verba bei Kühner, Gr. Gramm. § 328: *τιμάω, ἀντιάω, ἀριστάω, ἐστίαομαι, νοέω, ὀκνέω, εἰδαιμονέω, σωφρονέω, φορέω, χρυσόω, δηλόω, γυμνόω, ἐλευθερόω, βασιλείω, φονεύω, πομπεύω, διαίζω, θαυμάζω, τειχίζω, πλουτιζω, μηδίζω, ἑλληνίζω, βαρύνω, ἠδύνω* und andere.

Sage ich: *er sattelt das Pferd, er pflügt den Acker, er trocknet das Holz, er blättert im Buche, er schattiert die Zeich-*

nung, er ebnet den Weg u. a., so wird der Ausdruck verstanden, aber was wird durch die Verba zum Verständniss dem Hörenden wirklich mitgeteilt?

Satteln gibt 1. durch die verbale Ableitungssilbe die Thätigkeit, aber welche? Keine bestimmte, sondern Thätigkeit im aller allgemeinsten Sinne, 2. durch den substantivischen Stamm *Sattel* ein Object dieser Thätigkeit. Die ganze Bildung bezeichnet somit etymologisch *eine Thätigkeit mit dem Sattel vornehmen* oder vielleicht besser *die Thätigkeit mit dem Sattel vornehmen*, denn der bestimmende und begrenzende Factor *Sattel* steht an erster Stelle und ist schon im Bewusstsein, bevor die allgemeine Thätigkeitsbezeichnung vernommen wird. Beide Bestandteile verhalten sich unter einander wieder wie logisches Prädicat (*Sattel*) und logisches Subject (das Thätigkeitssuffix) und nach dem schon vielfach beobachteten Gesetze der altindogermanischen Wortstellung steht das logische Prädicat vor dem logischen Subjecte.

Da dem Hörer bei jenen Bildungen nicht gesagt wird, welche Thätigkeit an dem Sattel zu denken sei, so muss er ein Verständniss dafür gewinnen 1. aus dem ganz allgemeinen Begriffe Thätigkeit 2. aus einem Objecte an dem diese Thätigkeit zu denken ist und, wird das Object *das Pferd* noch hinzugefügt, so erhält der Hörer damit einen neuen Beziehungspunkt, nach dem er die am Sattel vorzunehmende Thätigkeit bestimmen und begrenzen kann.

Sagen wir: *er pflügt den Acker*, so erhalten wir zunächst wieder die allerallgemeinste Thätigkeit, die am Pfluge vorzunehmen ist, und als weiteren Beziehungs- und Begrenzungspunkt das Object *Acker*. Wir finden hier also die schon oben bei der Beziehung von Subject, Object und Verbum beobachtete Thatsache wieder, dass der Inhalt einer Thätigkeit vom Hörenden construiert werden muss, indem er gewisse Beziehungspunkte der Thätigkeit richtig verbindet. Die Verbindungsweise selbst muss er kennen, mitgeteilt wird sie ihm nicht.

Es ist, um ein Gleichniss zu geben, wie mit einer geometrischen Aufgabe: es wird uns z. B. das Dreieck nicht fertig gegeben, sondern drei Punkte in der Ebene und die Forderung ein Dreieck zu construieren, wir haben dann die verbindenden

Linie nach unserer Kenntniss des Dreiecks selbst zu finden; oder werden uns drei Punkte in der Ebene gegeben und der Name Kreis, so haben wir die verbindende Kreislinie selbst zu construirien. Wie nun für die Anschauung der mathematischen Figur die Linien als das eigentlich wichtige erscheinen, und in den genannten Fällen doch nicht gegeben werden, so erscheint die verbindende Thätigkeit bei der Handlung als das eigentlich Wesentliche, aber auch sie ist nicht gegeben, sondern muss wie die Lösung jener geometrischen Aufgabe gefunden werden.

Sagen ich: *er einigt die Streitenden, er ebnet den Weg, er ergänzt das Buch, er öffnet die Thür*, so sind für den Hörenden Erkennungsmerkmale der Handlung 1. die Thätigkeit allgemein gefasst, 2. die Zustandsbezeichnungen wie *eben, einig, offen, ganz* 3. das Object worauf diese Thätigkeit gerichtet sein soll. Zunächst construirien wir die Beziehbarkeit dieser Momente: die Thätigkeit soll so auf das Object gerichtet werden, dass dieses Object in den angegebenen Zustand kommt, die Thür z. B. soll so behandelt werden, dass sie offen ist. Wie das geschieht oder geschehen soll, müssen wir wissen, eine Mitteilung erhalten wir darüber nicht. Also die Handlung wird nicht mitgeteilt, sondern erschlossen.

Sagen wir: *er schriftstellert, er tischlert, er sattlert, μηδίζει, ἐλλογίζει* u. a., so ist ausser der allgemeinen Thätigkeit eine Kategorie von Personen genannt: *Schriftsteller, Tischler, Sattler, Meder, Hellene*, eine Kategorie die sich in unserer Seele nach ihrer Beschäftigung oder nach ihrem Character von den übrigen Personenkategorien ausgesondert hat. Der Hörende erhält somit zwei Personenbezeichnungen das Subject und die Kategoriebezeichnung, das Prädicat. Beide stehen ungefähr in dem Verhältnisse, als sagte man: *er ist ein Tischler*. Der Hörer muss beide Personenbezeichnungen richtig construirien, er construiert *Schriftsteller, Tischler, Sattler* u. s. f. hier nicht wie *Pflug, Acker, Sattler*, sondern als Personen auch persönlich handelnd. Er erschliesst daher die Verbindung: *er handelt als Schriftsteller* u. s. f. Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, dass solche Verbalbildungen von persönlichen Substantiven, die einen besonderen Charakter oder eine besondere Kategorie von Menschen bezeichnen, in freier Weise stets neu gebildet werden

können. So wurde beim Bekanntwerden des Zastrowschen Verbrechens in Berlin ein Verbum *zastrowen* gebräuchlich, ebenso von dem Verbrechen des Dr. Preuss *preussen*.

Aus dieser Betrachtung haben wir drei Wege kennen gelernt, wie eine bestimmte Handlung zum Verständnisse gebracht werden kann: 1. durch Angabe der von der Handlung berührten oder afficierten Objecte wie *satteln*, *pflügen*, 2. durch Angabe des Zwecks der Handlung, *ebenen*, *vereinigen*, 3. durch Angabe von Personen, an denen wir eine bestimmte Art von Thätigkeit zu sehen gewohnt sind, *schriftstellern*, *tischlern*.

Wir sahen oben, dass die afficierten Objecte eigentlich die räumlichen Ziele der Thätigkeit sind, in sofern liesse sich die erste Art der Handlungsbezeichnung auch die nach den räumlichen Zielen nennen. Nun unterscheiden wir jedoch in Folge der Mechanisierung der Thätigkeit und der Trennung der Ausdrucksform scharf zwischen afficiertem Objecte und räumlichem Ziele, also bleiben wir lieber bei der Bestimmung durch afficierte Objecte. Aber die Begrenzung der Handlung nach den räumlichen Zielen ist auch so eine sehr häufige Art Handlungen zu bezeichnen: bekannt ist wohl sehr weit in Deutschland der Vulgärausdruck *nach Stadt machen*, *nach Berlin machen*. Das machen ist verbaler Ausdruck der Thätigkeit ganz im Allgemeinen, das Bestimmungsmomente liegt allein in dem räumlichen Ziele *nach Stadt*, *nach Berlin*. Ebenso steht es vermutlich mit dem latein. *proficisci*, einer Ableitung von *facio* und dem Bestimmungsmomente *pro* = *nach vorn*. Das Deutsche *entzweien* ist eine Ableitung vom alten *in zwei*, der Ausdruck bezeichnet also ursprünglich das Ziel, wird aber jetzt als Bestimmung nach dem Zwecke aufgefasst, weil wir *entzwei* als Zustandsbezeichnung empfinden. Französisch gehören hierher wohl Bildungen wie *amasser* (*zusammenbringen* aus *à mas), *amatir* (von *mat*, *glanzlos lassen*), *amaigrir*, *amariner* u. a.

Wie das räumliche Ziel und das afficierte Object eigentlich zusammenfallen, so der Zweck und das efficierte Object. Und da es sich bei unserer Untersuchung über das Verständniss der Handlung gar nicht um einzelne Verba allein handelt, so sind hierher zu ziehen die bekannten Verbindungen wie *Romulum regem fecit*, griech. *ποιεῖν βασιλέα*, eine Verbindung in der

Romulum afficiertes, *regem* efficiertes Object ist, oder Zweck, und die Zweckbezeichnung enthält der deutsche Ausdruck *zum Könige machen*. Hier ist das Thätigkeitswort ganz allgemein und die besondere Art derselben muss erst erschlossen werden. Doch ebenso notwendig ist ein Schluss bei den etwas specielleren Thätigkeitsbezeichnungen wie *καθίστάναι, ἀποδεικνύειν, efficere, creare consulem, reddere caecum, declarare, designare consulem*; denn die in der betreffenden Verbindung zu verstehende Thätigkeit ist viel specieller als die durch das Verbum angezeigte.

Wir stehen hier somit vor einer ähnlichen Erscheinung wie bei der Substanz, die zwei Hauptgattungen der psychologischen Substanz, die persönliche und unpersönliche, zerlegten wir in Untersubstanzen, wie *Jüngling, Neger* u. a. Und so lässt sich auch die allgemeinste Gattung der Thätigkeit in viele untergeordnete Genera und Species zerlegen. Statt *satteln*, ursprünglich in dem Sinne *sich mit dem Sattel zu thun machen* lässt sich auch sagen *den Sattel dem Pferde auflegen*; *legen* und *auflegen* sind untergeordnete Genusbezeichnungen der Handlung. Statt *schaltieren* lässt sich sagen: *den Schatten zeichnen*, statt *ihrzen, duzen: ihr sagen, du sagen*, statt *nach Berlin machen: nach Berlin reisen, gehen, fahren*.

Es ist jedoch deutlich, dass auch bei dieser Art der Bezeichnung ebensogut Ergänzungen notwendig sind wie bei der allgemeinsten Thätigkeitsbezeichnung. Z. B. *auf das Pferd den Sattel legen* soll eine ganz andere Art der Thätigkeit bezeichnen als *das Buch auf den Tisch legen, die Decke auf den Fussboden legen*. Diese besondere Art der Thätigkeit müssen wir aus dem Character der Beziehungspunkte ergänzen und ferner aus dem Zweck, z. B. wie wir den Sattel anzufassen haben, wie das Buch, wie die Decke, wie hoch und mit welcher Kraft wir diese Dinge heben müssen, wie wir die Decke ausbreiten, den Sattel festschnallen müssen, damit der Reiter diesen benutzen könne, die Decke ihrem Zwecke entspreche. Und *nach Berlin fahren* bezeichnet für Jemanden, der an der Bahnstrecke nach Berlin wohnt etwas ganz anderes, als für Jemanden, der die Post oder eigenes Gefährt benutzen muss, *nach Hamburg fahren* ist für den Americaner und Engländer ganz etwas anderes als für den Leipziger.

Die besondere Species muss also auch bei Angabe der Unterarten der Handlungsbezeichnung ergänzt und erschlossen werden, oder wird diese genau bezeichnet, so ist die individuelle Art zu erschliessen, d. h. die Art und Weise, wie gerade das betreffende Subject diese Thätigkeit ausführt. Auf diesen Punkt werden wir noch zurtückkommen.

Doch wir haben eine Klasse von Begrenzungspunkten der Thätigkeit noch fast ganz ansser Auge gelassen, die localen Begrenzungspunkte, wenigstens haben wir von diesen nur das räumliche Ziel genannt. *Die Fahrt geht von Hamburg nach London*, — in diesem Satze ist der terminus a quo ebenso wichtig für die Handlungsbezeichnung wie der ad quem, — *ich holte Wasser aus dem Brunnen*, der terminus a quo ist hier von der grössten Bedeutung für die Begrenzung der Thätigkeit. *Er ging über die Strasse, durch das Korn, unter der Brücke durch, über den Berg u. s. f.; er lebte in Berlin, ass im Garten u. s. f.* — lauter locale Begrenzungen der Handlung, durch welche ihr eigentümlicher Character erst constituiert wird.

Somit kommen zu den genannten Beziehungspunkten für das Verständniss der Thätigkeit noch die localen hinzu.

Wir können diese Punkte mit einer Anzahl anderer Punkte zusammenfassen zu der Klasse der adverbialen Bestimmungen. Auch diese bestimmen den Artbegriff der Thätigkeit; so ist z. B. *durch das Schwert* bei töten, *durch den Strang* u. a. sehr bedeutungsvoll für die Art der Handlung. — Es ist nicht notwendig an dieser Stelle auf diese Begrenzungspunkte näher einzugehen, da wir gesehen haben, wie das Verständniss aus Beziehungspunkten überhaupt erschlossen wird.

Nur das sei bemerkt: eine grosse Zahl dieser Adverbia sind locale Bestimmungen oder haben sich aus der localen Bedeutung heraus zur modalen entwickelt z. B. *qua* lateinisch eigentlich local dann auch modal und so stets in *quasi*, man vergleiche zum Verständnisse dieses Vorganges deutsche Ausdrücke: *auf dem Wege des Frevels, auf dem Wege der Gewalt, auf den Bahnen der Sünde*, ferner der Gebrauch ursprünglich localer Präpositionen wie *per litteras, per vim*, griech. *διὰ, ἐξ*.

XX.

Unsere Gefühlslage nimmt als Wunsch und Wille, als Abweisung, als Lust als Schmerz, als Zorn oder sonstiger Affect zu den Objecten der Aussenwelt bestimmte Stellungen ein, aus denen eine Handlung oder ein Zustand des Sinns ergänzt werden kann. Ganz vulgär sind deutsche Ausdrücke: *ich wollte nach Hamburg, ich wollte fort von Hause und in die Fremde, das Packet soll nach Berlin, ich möchte fort, nach x, raus, ins Kreie* u. s. f.

Wir haben es hier mit Verbindungen von Willensverben mit örtlichen oder räumlichen Bestimmungspunkten zu thun, Verbindungen, die vom Hörer aufgefasst werden in dem Sinne: *ich möchte dahin gelangen, fahren, transportieren* u. a., und *ich möchte fortgehen von* u. a. — Doch sprachlich bezeichnet ist nur der Wille und das Ziel oder der Ausgangspunkt, und je nach der Weise, wie sich bei den Beziehungspunkten der Wille realisieren lässt, ergänzt der Hörer die gewollte, gewünschte oder geforderte Thätigkeit.

Genau dieselbe Ergänzung erschliesst der Hörende, wenn bei diesen Verben ein Object genannt wird: *ich möchte das Buch, ergänzt haben, kaufen, — ich will einen Teller Suppe, ergänzt haben, essen; ich wünsche, möchte Tinte, Fleisch, er soll einen Teller Suppe* u. s. f.

Wir hatten nun in der ersten Untersuchungen gesehen, dass die Gefühlsvorgänge sehr unmittelbar durch eine besondere Art der Tonmodulation, des Tempos und der Intensität des Vortrages bei dem Menschen als Gefühlsausbruch zum Ausdrucke kommen. Selbstverständlich kann die Form der Actio dieser Affecte, wie wir dies nannten, die Verba für den Affect ersetzen. Doch dieser Gefühlsausbruch ist unmittelbar und direct und hat stets das sprechende Subject auch zum Handlungssubject, also ist der Ersatz durch den Empfindungston nur in den Fällen möglich, wo der Sprechende auch zugleich das Subject jener Empfindungen selbst ist. Die Form kann auf die referierende Rede, wie wir an einer früheren Stelle bemerkten nur nach den Bildungsgesetzen der indirecten Rede, also mit verändertem Tone und mit Referatsexposition übertragen werden.

So besprachen wir früher ausführlich die in einem Objecte bestehenden Imperativsätze, wie *meine Stiefeln, Butterbrod, ein Stückchen Brod* u. s. f.

Diese Sätze waren zunächst Angaben des schmerzlich vermissten Gegenstandes, wurden aber vom Hörer als Anforderungen empfunden z. B. *die Stiefeln zu bringen* oder auch *zu putzen, zu geben, zu flicken*, — *das Butterbrod zurecht zu machen und zu geben, den Hut aus dem Schranke zu nehmen*, im Wesentlichen den gewünschten Gegenstand in der ihm entsprechenden Weise dem rufenden Subjecte zu Teil werden zu lassen oder zu geben, natürlich je nach der anschaulichen oder bewussten Situation oder, wie wir nun sagen dürfen, nach den anschaulichen oder bewussten Beziehungspunkten auch eine andere Handlung damit vorzunehmen: Z. B. *Buch* = aus demselben vorzulesen, *die Bilder* = diese zu zeigen, — *noch einen Blick* = das Auge noch einmal auf eine Person oder einen Gegenstand zu richten, — *einen Schluck* = thun zu lassen.

Man darf hier einerseits afficierte und efficierte Objecte unterscheiden, welche bei dieser Ausdrucksweise gegeben werden sollen und andererseits Handlungsobjecte oder innere Objecte, welche nach ihrer Weise gethan werden sollen, z. B. *einen Zug aus der Pfeife*, — bei der Anschauung eines Bleistiftes *noch einmal* nemlich damit schreiben oder zeichnen, *noch einen Druck, noch eine Fahrt*.

Einen Unterschied macht es ferner, ob das afficierte und efficierte Object für die sprechende oder die angedete Person gefordert wird, ein sprachlicher Unterschied ist dadurch nicht bedingt. So kann *noch ein Butterbrod* Forderung für den Hörenden sein, dann wird ergänzt und erschlossen *nehmen*, natürlich wieder in der dem Object entsprechenden Weise.

Ebenso ist es bei den Forderungen mit einem localen Ziele: *nach Berlin* am Billetschalter gerufen wird verstanden als: *geben Sie mir ein Büllet nach B.* Doch ebenso kann dem Bedienten zugerufen werden: *zum Kaufmann!* — dieser erschliesst die Aufforderung zum Kaufmann zu gehen oder etwas dorthin zu bringen. Der Ausruf: *her damit* ist eigentlich wohl gemeint in dem Sinne: *komm damit her*, wird aber verstanden als *gib das her*. Natürlich ist ein Unterschied bei den übrigen localen Bestimmungen nicht, so beim Aus-

gangspunkte der Bewegung: *runter vom Stuhle, fort, raus, aus dem Hause, vom Pferde, weg mit den Büchern, fort den Wein;* oder mit einem Objecte bei dem terminus a quo und ad quem: *die Hände aus den Taschen, Hand von der Butter, das Schwert in die Scheide, das Buch in den Schrank.*

Auch hier kann die Aufforderung eine doppelte Beziehung haben, entweder einen Befehl für den Angeredeten enthalten oder auch eine Aufforderung des Sprechenden an sich selbst sein oder an sich und den Angeredeten zusammen. Die Selbstanrede ist nach den Grundsätzen zu beurteilen, welche wir beim monologischen Sprechen entwickelt haben, doch die Anrede des Sprechenden an die anwesende Person mit Einschluss der eigenen Person ist die Grundform des Adhortativus, z. B. *fort von hier = lass oder lasst uns fortgehen von hier.* Dass die sprechende Person sich bei der Aufforderung mit meint, muss der Hörende natürlich erst erschliessen.

Nun noch einige Beispiele für die übrigen localen Beziehungen: *durchs Thor, über den Tisch, im Schranke* (z. B. soll gesucht werden), *mit dem Besen* (soll gefegt werden) u. s. f.

Auch die Demonstration lernten wir als Imperativ kennen z. B. *hier, gnädige Frau, da* oder vielfach dialectisch *ta!*, man ergänzt beim Hören ein *nimm, nehmen sie, essen sie* u. s. f.

Auch der Vocativ ist ein Imperativ und wird verbal, d. h. als Handlungs Ausdruck verstanden: *du! du da! Sie! Heda! Holla! Karl!* Je nach der Situation ergänzt man diesen Imperativ als: *höre, nimm, komm, wach auf,* als Verwarnung = *thue das nicht,* als Anspornung, aufmerksam oder gehorsam zu sein.

Auch die Frage ist ihrem Wesen nach, wie wir sahen, imperativisch. Götz ruft: *Was für Nachrichten von meinen lieben Getreuen?*, und ergänzt wird: *bringst du* entsprechend dem Character des Objects und der Situation des Subjects. Man tritt in ein Zimmer und fragt: *was? Feuer im Ofen oder geheizt? neue Stühle? (schon) die Lampe? bei der Arbeit?* In jedem Falle ergänzt der Hörende eine andere Handlung. Wenn Götz ruft: *meine Leute, wo sind sie?* so ist die Frage: *meine Leute* bei der Situation ausreichend, der Zusatz *wo sind sie?* ist nachträgliche Correctur? Locale Fragen sind: *nach Berlin? von Hamburg? durch das verbotene Thor? auf der neuen Strasse?*

Die Affecte der Freude und des Schmerzes führen zu derselben Ausdrucksweise und derselben Art des erschliessenden und ergänzenden Verständnisses seitens des Hörers. *Sieg!* *Sieg!* wird gedeutet als *ich, wir haben gesiegt*; — *der Vater* = *ist da, ist gekommen, kommt, wird kommen*; — *ein Brief!* *Hochzeit!* *ein Kuchen!* — *heute zu Müllers* = *wir sind zu Müllers eingeladen, werden zu Müllers reisen u. s. f.* — Beim Schmerze: *weh, weh!* *der Löwe!* *ins Gefängniss* = *sollen wir*; Götz ruft: *in Ketten meine Augäpfel*, eine Klage im Götz lautet: *Weh, weh!* *seine Wunden, ein schleichend Fieber*; — eine andere: *Weh, weh!* *Gift von meinem Weibe!* *Mein Franz verführt durch die Abscheuliche!*

Im wegwerfenden Affecte kann gerufen werden: *pah!* *diese Elenden!*, *psui!* *dieses Stilleben* oder *über dieses Stilleben!*, *Schwindel!* *Unsinn!* *Humbug!* Auch diese Prädicate von einer Handlung, von Personen, von Zuständen können und werden thatsächlich als Handlungen gedeutet, als Verba des Verurtheilens verstanden oder = *sie treiben Schwindel, Unsinn* u. s. f.

Als Beispiele für andere affectvolle Ausrufe mögen folgende Wortsätzchen dienen: Der Gerichtsdienersagt zu Götz: *Ich werde Euch begleiten*, — Götz antwortet: *Viel Ehre!* — *Dank!* *vielen Dank!* franz. *merci*, ital. *grazie!*, *Er oder ich!* Aus Egmont: *Da gings!* *Rick, rack, herüber, hinüber!* *noch einen Schritt, und ihr seid verloren!* *Umsonst, der Nachbar schreitet* —; *nach Frankreich!* im Unwillen gerufen ist so viel als *ich will nicht nach Frankreich.* *Ein Knall, und das Haus war verschwunden*, — *ein Krieg, und nichts bleibt übrig*, — *eine Brücke, und ich bin gerettet.* — *Mir das!* *mich zu schelten!* *me miserum!* *vae victis!* Lauter leidenschaftliche Ausrufe, bei denen eine Thätigkeit vom Hörenden erschlossen wird.

XXI.

Zunächst ist aus diesen Formen der directen und unmittelbaren Gefühlsäusserung klar, dass es zum Verständniss einer Handlung gewisser besonderer Worte, die wir Verba nennen, gar nicht bedarf. Wo die sprechende und empfindende Person als solche vor unsern Augen gegenwärtig thätig oder leidend ist, werden die Handlungen erschlossen,

welche erfahrungsmässig diesen Empfindungszustand herbeiführen oder ihn beseitigen.

Die Beziehungspunkte der Handlung zerfallen bei dieser unmittelbaren Mitteilungsweise eigentlich nur in zwei grosse Klassen: 1. in das Subject, und das ist schliesslich der sich selbst bewusste Mensch allein, 2. in Objecte, die entweder persönlich oder unpersönlich sind; und zu diesen gehören alle localen Beziehungspunkte der Handlung, nicht bloss das locale Ziel als afficiertes Object und der Zweck als efficiertes Object, auch der Ausgangspunkt und die Punkte über die sich eine Handlung hin erstreckt und der Ruhepunkt der Handlung, sie alle werden von der Handlung tangiert, und sie alle sind Vorstellungsobjecte des redenden sich selbst bewussten Subjects.

Empfindet der Hörende als selbstbewusst schliesslich sich nur selbst, so ist diese Empfindungs- und Anschauungsweise bei jeder anderen Person gleichfalls vorhanden, eine jede empfindet als selbstbewusst eben nur sich. Und obgleich der Hörende in dem Sprechenden, mit dessen Zuständen er Sympathie hat und der ihm als Anschauungsbild objectiv vor Augen steht, nur ein Object sehen kann, so versteht er dieses Object und dessen innere Zustände doch nur, insofern er dessen Zustände den seinen gleich setzt und nach dieser Analogie deutet, indem er sich also in die Seele des Sprechenden versetzt. Und da dieser Process des Menschen, einen Anderen mit sich innerlich gleich zu setzen, zu den allerhäufigsten gehört, so muss er auch zu denen gehören, die am stärksten mechanisiert und darum am meisten unbewusst ablaufen.

So wird der Redende für den Hörenden auch wieder Subject. Das wahre und eigentliche Subject kann also nur Ich sein, d. h. die erste Person, das nächste Subject ist für die I. Person die II. Person, die für die I. Person auch wieder Object ist, also ein secundäres Subject. Tertiäre Subjecte sind die der III. Person, insofern sie als selbstbewusste Ursache von Handlungen im Bewusstsein der I. und II. Person vorhanden sind. Ein vierter Grad würde bei den Subjecten vorhanden sein, welche im Bewusstsein einer tertiären III. Person vorhanden sind, ein fünfter Grad bei denen, welche von einer quartären III. Person als selbstbewusste Ursachen em-

pfunden und vorgestellt werden und so in unendlichen Abstufungen weiter. Ganz entsprechend stufen sich die Objecte ab.

Würde dieses Verhältniss in der Sprache zum Ausdruck gebracht, so würde die Durchsichtigkeit und Einfachheit derselben darunter ausserordentlich leiden. Doch auch hier hilft die Mechanisierung, der Sprechende verliert das Bewusstsein, dass die II. und III. Person ausser ihrer Subjectsfunction ihm gegenüber zugleich Objectsfunctioenen hat. Man vergegenwärtige sich einmal die endlose Kette, die entstehen würde, wäre dieses Bewusstseins nicht geschwunden. Wollte man z. B. ausdrücken: *Cicero meinte, dass seine Feinde ihn vernichten wollten*, so würde zu sagen sein: *Ich (der Sprechende) habe in mir den Cicero als Erinnerungsobject, diesen Cicero stelle ich vor, dass er seine Feinde als Bewusstseinsbild in der Seele hatte, und dass er seine Feinde vorstellte, dass sie, die ihn zum Bewusstseinsobject hatten, der wieder Subject für den Cicero selbst war, vernichten wollten.*

Die Vereinfachung des sprachlichen Ausdrucks besteht darin, dass der Redende das Subjectsbewusstsein, das er in und an sich selbst erfahren hat, auf andere Subjecte überträgt, und dabei selbst ganz zurücktritt, obgleich eine Andeutung des Verhältnisses noch gewahrt bleibt in der Unterscheidung der Personen, von denen die I. Person primäres, die II. und III. Person secundäres und tertiäres Subject sind. Aber diese Andeutung ist mechanisiert und so verkürzt, dass sie nicht mehr das Bewusstsein trifft.

Die Uebertragung selbst aber ist nichts weiter als Einsetzung der Sprachformen der I. Person in die II. und III., d. h. der Formen der directen und unmittelbaren Rede in das Referat, wobei, wie wir sahen, 1. Veränderungen des Empfindungstones eintreten, 2. expositionelle Zusätze über die Situation notwendig werden.

Es würde nun zu fragen sein: welches sind die Formen des directen und unmittelbaren Empfindungsausdruckes? Diese Frage ist im vorhergehenden Abschnitte und in der ersten Abhandlung ausführlich erörtert. Diese Ausdrucksform ist der Wortsatz.

Die weitere Frage würde die sein: welches sind die Expositionsmittel des Referats?

Diese Mittel sind die Mittel, durch welche es möglich ist ein logisches Prädicat dem Hörer zum Verständnisse zu bringen, dessen Situation weder in der Situation der Anschauung noch in der unmittelbaren Erinnerung gegeben ist.

Diese Antwort ist allerdings eine sehr allgemeine, doch in der Definition lässt sie sich nicht anders geben, wohl aber lässt sie sich veranschaulichen. Bei dem Referat ist 1. die Handlung vollendet und zwar so vollendet, dass die Folgen nicht mehr als Zustand anschaulich gegenwärtig sind, die Handlung ist die des Aorist; 2. die Person, welche die Handlung gethan, ist als handelnde Person nicht gegenwärtig und somit auch nicht als bei der Handlung empfindende oder leidende Person. Mag also z. B. die erste Person über eine eigene frühere Handlung referieren, die damaligen Empfindungszustände und ihr sprachlicher Ausbruch sind nicht gegenwärtig, sie müssen daher durch ein Wort bezeichnet werden, das den Empfindungszustand als nicht gegenwärtig sondern verobjectiviert dem Hörer in das Bewusstsein rufen kann, also z. B. ein Ausdruck für *zürnen, sprechen, klagen, sich freuen*; ferner ist der Empfindungszustand nicht gegenwärtig, so fehlt auch die Bezeichnung des handelnden, Sprechenden, zürnenden, klagenden Subjects auch dieses muss sprachlich bezeichnet werden. 3. Die dem früher handelnden Subjecte gegenüberstehende Person oder Personen, wenn solche vorhanden waren, sind nicht gegenwärtig, sie müssen bezeichnet werden, 4. ebenso die nicht als II. Personen zu rechnenden Personen, auf welche die Handlung sich bezieht, müssen bezeichnet werden, 5. die Objecte im weitesten Sinne des Wortes, also auch die localen Punkte, auf welche die Handlung sich bezog.

Doch hieraus ergibt sich noch kein klarer Unterschied von der unmittelbaren Rede. Was wurde hier bezeichnet? Nur die logischen Prädicate. In der referierenden Rede werden aber auch die logischen Subjecte bezeichnet. Z. B. *Sieg, Sieg!* war directe Rede, der Hörer wusste, wer sprach, wer die Empfindung der Freude hatte, wer gesiegt hatte. Referierend könnte ein Satz lauten: *A ruft: Sieg, Sieg!*, dann wäre *A ruft* die Exposition. Wollen wir aber referieren, dass A einmal

siegte, so müssen wir sagen: *A siegte*. Was ist hier Exposition der referierenden Rede? 1. A das Subject, 2. die Elemente wodurch der Sieg in die Vergangenheit verlegt wird, also hier etwa die Silbe *-te* oder im griechischen *ἐβλῆκε* die ableitenden Bestandteile, wodurch der Stamm *βλῆ-* zur III. Person des Aorist wird.

Rufe ich: *meine Stiefeln*, so wird das indirect: *A rief: meine Stiefeln* oder *A fordert [meine] seine Stiefeln*. Exposition ist hier *A rief, A forderte*, die Veränderung vom directen *mein* in *sein* steht auf gleicher Stufe mit der Veränderung des Empfindungstones. Ich brauche die gleichen Vorgänge an den anderen Teilen der Exposition nicht auszuführen: *Pest über dich!* würde referierend sein *A wünschte die Pest über B*, — *her damit* würde referierend sein, *A befahl B den Gegenstand x zu bringen*. Wie wir schon an einer früheren Stelle sahen, werden aber auch auf dem Boden der Anschauungs- und Erinnerungssituation gewisse expositionelle Bestandteile notwendig, daher auch bei solchen Situationen: *her das Buch*.

Doch wir dürfen nicht übersehen, dass das Referat auch auf der Stufe der Gegenwart möglich ist, wenn nemlich, 1. von einer nicht anwesenden, also III. Person eine gewohnheitsmässige Handlung mitgeteilt wird, 2. eine Handlung, welche sich an einem anderen Orte abspielt, während der Sprechende die Mitteilung macht, z. B. *A lügt = pflegt zu lügen*, oder *A geht jetzt auf die Jagd*.

Also die Handlungssätze mit den präcisen Formen des Verbums werden thatsächlich erst notwendig auf der Stufe des Referats, und die Formen des Referats müssen einfach als indirecte Rede verstanden werden. Wenn wir nun in den Referatssätzen das Object, die localen Beziehungspunkte, die Zustandsbezeichnungen als ergänzende Bestimmungen bei dem Verbum antreffen, so ist dies nicht das ursprüngliche, alte Verhältniss. Diese Beziehungspunkte waren ursprünglich, wie wir sahen, also in der unmittelbaren Empfindungsrede, Sätze, Wortsätze, diese wurden bei dem Referate zunächst selbständig mit den exponierenden Elementen zusammengestellt, verbanden sich dann aber nach dem Entwicklungsgesetze der indirecten Rede mit den Expositionselementen und wurden so zu Satzteilen.

Erst bei dieser Auffassung der Satzenthstehung erhält auch das früher Besprochene sein volles Licht: die Sätze *timet, ne* und die verwandten lateinischen Sätze mit *ne* waren deutlich die Verbindung eines exponierenden Verbums und der directen Rede = *er fürchtet: A soll nicht kommen, er weigert sich: A soll nicht erhalten*. Die directe Rede selbst aber zeigt schon die entwickelte Form der Referatsrede mit besonderer Verbalform, die directe Empfindungsrede sagt nur: *A nicht das Buch*. *Utar aliqua re, χοῖσθαί τιμι* sind in ihrer Construction höchst wahrscheinlich ebenso zu erklären. Die directe Rede sagte: *mit dem Beile*, die Referatsrede setzt als Exposition *uti* und *χοῖσθαί* hinzu, der Instrumentalis blieb dabei.

Die Verba der Absicht, welche ursprünglich in den indogermanischen Sprachen den Infinitiv regierten, wie das Griechische und Deutsche beweist, daneben das alte Latein und die Isolierungen dieser Construction bei *volo, nolo, malo, cupio* den Verben des Beschliessens, — diese Verba sind alle Expositionen von Empfindungszuständen, welche in der unmittelbaren Rede kaum Gelegenheit war auszudrücken, oft dagegen im Referat. Bedenken wir nun, dass der Infinitiv in der unmittelbaren Empfindungsrede oft Imperativ- oder Willensausdruck ist, dass der Infinitiv eigentlich Substantiv war, so wird es auch hier wahrscheinlich, dass er aus der directen Rede beibehalten war. Z. B. *nicht gehen, gehen direct, — er wünschte nicht — gehen indirect*. — Und nur so erklärt sich die Negation bei den griechischen Verben z. B. des Hinderns mit dem Infinitiv, z. B. *ἐκόλυσεν αὐτόν μὴ λέναι: nicht gehen! er hinderte ihn*.

Wenn wir nun sehen, dass Handlung immer erschlossen wird, erschlossen wird aus den genannten Beziehungspunkten, wenn wir weiter sehen, dass die unmittelbare Rede dieser Handlungsbezeichnung entbehrt, oder doch sehr gut entbehren kann, so werden wir die Entwicklung des Verbums abhängig machen müssen von der Entwicklung des Referats und als einzig mögliche Momente und Factoren, aus denen sich dies entwickeln konnte, die genannten Beziehungspunkte, also die Objecte ansehen. Und thatsächlich finden wir beim Verbum etymologisch nur eine mechanische Composition nominaler Bestandteile: z. B.

λέγο-μεν

λόγο-ς

λέγε-τε

λόγε.

Die Elemente der Composition sind ausser dem als logisches Prädicat zu bezeichnenden Stamme expositionelle Elemente, die dem Referate dienen. Eine Veranlassung zur Exposition lag nicht vor für die I. Person Singularis des Präsens und Futurums, weil dies in jedem Falle die sprechende und empfindende Person selbst sein muss und hier fehlt übereinstimmend bei der grossen Masse der Verbalbildungen das Expositionselement *-μι*. Entsprechend fehlt dem primären Subjecte *ἐγώ*, *ego* die Flexion und dem secundären *tu*, *σύ* wie dem Vocativ.

Der Stamm, der dem Verbum zu Grunde liegt hat dann ähnliche Functionen versehen wie der Infinitiv und dem entsprechend finden wir diese Nominalform in der indirecten Rede nach den Verben des Sagens, z. B. *εἶπεν ἐλθεῖν*, *er sagte = Exposition*, direct *ἐλθεῖν = kommen = ich komme*. Auch dieser Infinitiv ist aus der directen Empfindungsrede beibehalten.

XXII.

Bekanntlich hat über die Bedeutung der Handlung als Mittel der Poesie und über die Weise, wie sie zu Stande kommt, Lessing im Laocoon gehandelt, und wir sind es den Manen des grossen Mannes, wie dem Ansehen, das seine glänzende Untersuchung genießt, schuldig, auf dieselbe soweit einzugehen, als der Zweck gestattet, den wir verfolgen.

Lessing sagt (Laoc. XVI 98 Hempel): *Wenn es wahr ist, dass die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel und Zeichen gebraucht als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber articulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniss zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander oder deren Teile neben einander existieren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Teile auf einander folgen.*

Lessing sagt also hier über die Mittel der Poesie, — doch was von dieser gilt, gilt von der Rede überhaupt, — also die Mittel der Poesie seien: 1. articulirte Töne in der Zeit, und damit hat er vollkommen Recht. 2. Die Mittel seien Mittel der Nachahmung, 3. diese Mittel müssten unstreitig ein bequemes Verhältniss zu dem Bezeichneten haben. 4. Aus diesen drei Prämissen wird geschlossen, der Gegenstand der Nachahmung müsste mit dem Mittel der Nachahmung in der zeitlichen Folge, dem chronologischen Ablaufe übereinstimmen.

Der Schluss lässt sich nur wirklich würdigen, wenn die Prämissen richtig gewürdigt sind, doch wir wollen nicht die Frage allgemein so stellen: ist Sprache Nachahmung der dargestellten Objecte, sondern sogleich fragen ist die sprachliche Darstellung oder Poesie, welche Lessing für die allein berechnete ansieht, also die sprachliche Darstellung der Handlung Nachahmung der Handlung selbst? Unsere bisherige Untersuchung hatte uns gelehrt, dass die Darstellung der Handlung dem Hörenden die Construction der Handlung überlässt und ihm nur die Beziehungspunkte angibt, an denen er gleichsam die mathematische Aufgabe zu lösen hat, sie durch die entsprechenden Linien zu verbinden.

Wir sprachen vom Satteln des Pferdes; — wie macht man es, dass man eine lautlose in Muskelbewegungen eines Menschen bestehende, an einem leblosen Objecte vollzogene Handlung, die ein empfindendes Tier berührt nachahmt? Ich verstehe, dass man sagt, die Sprache ahme das Tosen des Meeres, das Pfeifen des Sturmes, das Schmettern der Trompete, das Schwirren des Bogens nach, — doch wie ein tönendes Mittel fähig sein soll eine tonlose Handlung nachzuahmen verstehe ich nicht. Doch jene Geräusche sind nicht articulirt, die Mittel der Sprache sind aber articulirte Töne! Wird also die Sprache auf die Nachahmung verwiesen, und sollen die Mittel der Sprache nur Gegenstände nachahmen, zu denen die Mittel ein bequemes Verhältniss haben, so darf Sprache und Poesie nur den articulirten Laut wiedergeben; wo findet sich der articulirte Laut aber anders als bei dem sprechenden Menschen, d. h. in der Sprache des Menschen?

Nun sahen wir oben, dass in den Fällen, wo wirklich die Sprache articulirte oder auch unarticulirte Laute nachahmt,

die Nachahmung sich weit vom Originale entfernt; und nur diese schliesslich unkenntlich gewordene Wiedergabe fremder Laute wurde zum wirksamen Sprachmittel.

Doch genug von der Nachahmung! Lessing ist vielleicht nur im Ausdrucke abhängig von der unglücklichen Theorie der Alten, speciell des Aristoteles, er meint wohl dasselbe, was wir Beschreibung nennen, das scheint seine weitere Ausführung zu beweisen. Allerdings der Beweis ist sofort hinfällig, sobald die Theorie der Nachahmung beseitigt ist. Aber ist die Darstellung der Handlung wirklich eine Beschreibung derselben?

Eine Handlung beschreiben heisst, sie in ihre einzelnen Momente zerlegen und diese einzelnen Momente hintereinander aufzählen. Man denke sich, es sollte beschrieben werden, wie Diomedes zur Schlacht schreitet: würden wir bei dieser Aufgabe vom Dichter erwarten, dass er uns angäbe, welche Muskeln vom Helden in Bewegung gesetzt würden, wie oft diese Muskelbewegung statt fände, wie viele Fuss er die Beine spreizte, wie er die Arme dabei bewegte, wie viele Minuten er dazu braucht u. s. f. Das würde Beschreibung der Handlung sein, aber nimmermehr Poesie. Offenbar müssten dabei auch Momente beschrieben werden, die Lessing dem Dichter zu beschreiben verbietet, denn die Bewegungen der Arme und Füsse würden gleichzeitig erfolgen. Das Schreiten des Helden erfordert einen Boden, einen Untergrund, und der würde bei der Tätigkeitsbezeichnung doch mit zu nennen sein, die Bewegungen werden beeinflusst durch Beinschienen und Harnisch, diese Objecte dürften in ihrer Lage nicht unerwähnt bleiben.

Oder wählen wir ein Lessingsches Beispiel, Ilias V, Gesang 722 ff., ich gebe die Stelle in der Jordanschen Uebersetzung:

*,Hebe schob da sogleich auf des Wagens eiserne Achse
Räder, gerundet aus Erz, acht Speichen zählend. Die Felgen
Sind unvergänglich geformt aus Gold; der darüber in Reifen
725 Angetriebne Beschlag von Erz, erstaunlich zu sehen;
Silberne Naben umlaufen die beiden Enden der Achse;
Streifengeflecht von Gold und Silber bildet den Fahrstuhl,
Welchen geschweift ein Doppelgestäng als Brüstung einfasst.*

*Vor ihm streckte sich aus die silberne Deichsel. Ans Ende
730 Band sie das goldene Joch und hakte an diesem die schönen
Goldenen Kummel fest. Nun führte die hurtigen Renner
Hera unter das Joch, nach Streit verlangend und Schlachtruf.'*

Lessing bemerkt dazu (St. XVI S. 100. Hempel): ‚Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muss ihn Hebe vor unseren Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammenkömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug und weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, Alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so musste in der Beschreibung ebenso viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erfordert.‘

Zunächst, um ohne Umschweif die Sache zu bezeichnen, gibt Lessing bei den Rädern zu, dass der Dichter ein räumliches Nebeneinander darstellt. Der Grund dafür ist ebenso frostig und unrichtig, wie die ganze Nachahmungstheorie aus der er geschöpft ist. Ferner ist die Handlung der Zusammensetzung weder nachgeahmt, noch beschrieben, wirkliche Handlungsworte von der Thätigkeit der Hebe sind 722 *Hebe schob*, 729 *ans Ende band sie das goldene Joch* 730 *und hakte an diesem* —. Die Handlung des Schiebens nun besteht in diesem Falle zunächst aus einem Nehmen, die Räder müssen irgend woher genommen werden, emporgehoben, wohin getragen werden, in die betreffende Stellung gesetzt werden, um geschoben werden zu können, dann befestigt werden. Von all dem ist nicht eine Spur in der Darstellung. Und wäre das gesagt, wie und in welcher Haltung, mit welcher Muskelanstrengung und Bewegung verrichtet Hebe die einzelnen Thätigkeiten? Wie stemmt sie die Füße, stellt sie die Beine u. s. f. Hätte Homer das Alles beschrieben, so wäre er nicht Homer.

Es ist ferner deutlich, dass eine derartige Beschreibung, mag sie nun ein Dichter oder Prosaist geben, eben so wenig anschaulich wäre wie die Hallersche Beschreibung der Alpen-

blumen, die Lessing (XVII S. 105 Hempel) als poetisch missglückt mit Recht bezeichnet. Also ist nicht blos der von Lessing angegebene Grund falsch, warum die Poesie nur Handlungen darstellen könne, sondern auch die Thatsache falsch, dass Poesie Handlungen anschaulich zu beschreiben vermöchte.

Die Lösung des Problems, an das Lessing sich wagte, war vermutlich bei der mangelhaften psychologischen Kenntniss und Schulung jener Tage nicht möglich; darum treffen die Aufstellungen weniger die Person des grossen Kritikers als die Zeit, in der er lebte und auch die moderne Zeit, welche so oft die Lehren Lessings nachgebetet, oder mit stumpfen Waffen angegriffen hat, obgleich ihr ganz andere Mittel zu Gebote standen, die Frage zu beantworten als die, über welche Lessing verfügte. (Ueber die Einwürfe gegen Lessing vgl. die Anmerkungen Blütmners in seiner Ausgabe des Laocoon. II. Aufl. S. 593 ff.)

XXIII.

Ist es nun also unmöglich, Handlungen zu beschreiben? Im eigentlichen Sinne des Wortes allerdings: wir sind ausser Stande, eine genaue, die einzelsten Vorgänge darstellende Beschreibung einer Thätigkeit anschaulich zu verstehen und ebenso unfähig sie zu geben.

Die Thätigkeit des Gehens und Legens, welche wir in ihre einfachen Factoren und Momente zerlegten, wurde für den Hörer unverständlich, oder verlor doch jede Anschaulichkeit. Trotzdem bleibt bis zu einem gewissen Grade eine Zerlegung der Thätigkeit anschaulich, z. B. *er nahm das Rad, erhob es, wandte es nach der Achse hin und steckte es darauf*. Schwer für uns zerlegbar ist schon das Gehen, doch liesse sich dem Homerischen βῆ δ' ἔκειν entsprechend sagen: *er schritt aus und ging, erhob den Fuss und schritt*. Wollten wir: *schreiteu* weiter zerlegen etwa: *er erhob den rechten Fuss, streckte ihn nach vornwärts, setzte ihn wider zu Boden* — so hören wir auf, anschaulich zu schildern, wir erklären trocken und umständlich. Der Hörende verliert die Spannung und das Interesse, letzteres weil ihm Wertloses mitgeteilt wird, erstere, weil er in seiner

Erwartung, wie oben geschildert war, schon weit den Worten des Sprechenden vorausgeeilt ist.

Wir fühlen unmittelbar, dass zu einer derartig zerlegenden Darstellungsweise Veranlassung nur da sein kann, wo wir annehmen, der Hörende wisse nicht, was *schreiten* bedeute, — ein kaum denkbarer Fall und wird er einmal praktisch, so machen wir dem Hörenden lieber die Schrittbewegung vor. Somit zeigt sich, dass wir in der zerlegenden Beschreibung einer Handlung gewisse Grenzen nicht überschreiten dürfen, 1. Grenzen, die sich nach der geläufigen Bekanntschaft des Hörers gegenüber der Thätigkeit richten, 2. Grenzen, welche das Gebiet der ganz unbewussten rein mechanisierten Thätigkeit von der zweckbewussten Bewegung scheiden.

So sind also bei den verschiedenen Arten von Thätigkeiten einfachste Thätigkeiten in unserem Bewusstsein vorhanden, die nicht selbst mehr beschrieben werden, sondern nur als Bausteine der Beschreibung verwendet werden. Man darf im Allgemeinen wenigstens so viel sagen, dass der Mechanismus der körperlichen Bewegung nicht mehr im einzelnen beschrieben wird, sondern dass gewisse grössere Reihen der Muskelthätigkeit, wie die Bewegung des Beines, des Auges, des Kopfes, des Armes, der Hand als solche letzten Bausteine der Beschreibung angesehen werden. Diese grösseren Reihen haben sich in uns gebildet und zu automatischen Bewegungen mechanisiert in einer Zeit der absoluten Unbewusstheit, sie können also auch in ihre uns unbewussten Elemente nicht zerlegt werden. Ebenso steht es mit den Elementen, aus welchen sich die grösseren Reihen und Thätigkeiten unserer Seele zusammensetzen. Daher wird der Physiologe und Psychologe mit seiner zergliedernden Beschreibung nur vom Fachmann verstanden, nicht vom Laien, auch nicht vom gebildeten Laien.

Nun wird doch aber der Physiologe und Psychologe thatsächlich von vielen Menschen verstanden, also sind auch diese elementarsten Thätigkeiten des Menschen durch zerlegende Beschreibung verständlich. Gewiss! Es fragt sich nur, durch welche Mittel? Es sei hier gleich geantwortet: durch die Mittel, durch welche es dem Menschen überhaupt möglich ist Thätigkeiten zum Verständniss zu bringen, welche der Hörende

noch nicht kennt. Diese Mittel sind jedoch nicht die fortschreitende Zerlegung.

Halten wir zunächst fest: Alle mechanisierte Bewegung, von der wir annehmen, dass sie auch dem Hörer automatisch ist, wird nicht mehr in ihre Bestandteile zerlegt, ausser zu dem Zwecke, das bewusst zu machen, was wir unbewusst und automatisch thun.

Diese einfachsten Thätigkeiten sind die früher schon als Bausteine der Handlungsdarstellung bezeichneten Bewegungen sie erscheinen uns als die einfachsten Thätigkeiten überhaupt, sind es aber nicht wirklich, sondern sind wieder aus noch einfacheren atomistischen Elementen zusammengesetzt. Wir dürfen uns somit des bequemen Ausdrucks Moleküle der Handlung gegenüber den Atomen bedienen.

Was macht nun das Verständniss jener atomistischen Vorgänge so schwierig? Bei einer Beschreibung aus der Mechanik des menschlichen Körpers, z. B. bei der Beschreibung der Aussprache des *a* oder *r* muss uns gesagt werden: *man lege die Zunge an die Alveolen, öffne die Stimmritze* u. s. f., die mitgetheilte Handlung des Legens und Oeffnens ist uns an sich ganz bekannt, aber nicht die Beziehungspunkte, wir kennen die Alveolen nicht so ohne weiteres, nicht die Stimmritze, und damit ist auch die specielle Thätigkeit unbekannt, die von dem besonderen Falle erfordert wird. Wir haben hier also genau das umgekehrte Verhältniss von dem oben gefundenen Handlungsdrucke: dort waren die Beziehungspunkte bekannt, und die Handlung wurde ohne Schwierigkeit ergänzt, auch wo sie nicht mitgeteilt war. Hier ist die Handlungsbezeichnung gegeben, die Beziehungspunkte sind unbekannt, uns fehlt das Verständniss. Denn Thätigkeit ist ohne die Berührung der Beziehungspunkte nicht vorhanden, und ein Verbum ohne seine Objecte ist ein nichtssagendes Abstractum.

Die lautphysiologische Angabe wird also darum nicht verstanden, weil die Beziehungspunkte unbekannt sind, — nun kann man diese ja beschreiben: die Alveolen sind das hintere obere Zahnfleisch. Auch mit dieser Angabe kann der Hörende nichts anfangen, denn er hat mit Bewusstsein niemals beobachtet, wie sich die Zungenspitze an diesen Teil des Mundes legt, und welcher Effect für das Ohr bei dem Exspirieren dabei

herauskommt. Hat er dagegen die Zunge wirklich nach der Anweisung dorthin gelegt und nun expiriert, dann ist ihm die Handlung verständlich, verständlich aber nur, weil er die Handlung mit Bewusstsein erfahren hat.

Also nur mit Bewusstsein erfahrene Handlungen oder Thätigkeiten können dem Hörenden zum Verständnis gebracht werden. Man denke sich z. B., man wolle Jemandem, der nie eine Feder geführt hat, noch auch je Jemanden hat schreiben sehen, mit Worten klar machen, wie die Finger an den Federhalter zu legen sind, es ist diese Bewegung, wie jede Bewegung, eine zeitlich verlaufende Reihe und doch nicht anders als durch das Auge und den Tastsinn erkennbar. — Also eine Thätigkeits-Mitteilung ist nur dem verständlich, der die Thätigkeit durch Gesicht oder Tastsinn wahrgenommen und mit Bewusstsein erfahren hat.

XXIV.

Und doch scheint diese Anschauung zu Widersprüchen mit den Thatsachen zu führen: wer hat die Handlung des Faust, der Iphigenie, der Ilias u. s. f. je mit Augen gesehen? Und wir glauben trotzdem diese Handlung zu verstehen und haben wohl, wenigstens bis zu einem gewissen Grade Recht.

Sehen wir den Anfang der Homerischen Erzählung vom Zorne des Achilleus an Gesang I, 8 ff.:

*„Wer der Unsterblichen reizte sie (Atreus Sohn und Achilleus)
auf zu feindlichem Hader?*

*Leto's Sohn und des Zeus. Denn der, dem Könige zürnend,
Sandte verderbliche Pest durch das Heer; es sanken die Völker:
Drum weil ihm den Chryses beleidiget, seinen Priester,
Atreus Sohn. Denn er kam zu den rüstigen Schiffen Achaiä's,
Frei zu kaufen die Tochter, und bracht' unendliche Lösung,
Tragend den Lorbeersmuck des treffenden Phoebos Apollon,
Ueber dem goldenen Stab'; und er flehete allen Achaiern,
Aber zumeist den Atreiden, den zween Heerfürsten der Völker u. s. f.*

(Voss.)

Offenbar ist die Gesamt-Handlung uns unbekannt, doch

unter den einzelnen Handlungen ist nicht eine, die wir nicht irgend wie durch Erfahrung kennen gelernt hätten: *Menschen zum Zorne reizen, zürnen u. s. f.* — *Pest senden* allerdings werden die meisten Leser der Ilias nicht durch persönliche Erfahrung kennen, *frei kaufen einen Menschen* vermutlich ebenso wenig, *Lorberschmuck tragen* vielleicht auch so manche nicht. Und trotzdem glauben wir auch diese Handlungen zu verstehen. Offenbar denken wir uns *Pest senden* nach der Analogie von *ansteckende Krankheit senden*, *frei kaufen einen Menschen* nach Analogie vom Viehkaufe oder sonstigen Käufen, *Lorberschmuck tragen* nach Analogie von *Eichenkranz* oder *sonstigem Baum-schmuck tragen*.

Es ist damit durchaus nicht gesagt, dass diese Vorstellungen, also das Verständniss des Hörenden immer richtig sei, es gehört zum Verständnisse einer fremdländischen oder zeitlich entfernten Erzählung auch eine bedeutende Menge historischer, ethnologischer, antiquarischer Kenntnisse. Uns handelt es sich nur darum, wie wir jene Handlungen zu verstehen glauben. Das Verständniss nach der Analogie von einem bekannten Vorgange ist das Verständniss nach einem Muster, einem Gleichnisse.

Solche Muster können als wirklich deckend oder nur zum Teil deckend erscheinen. In dem ersten Falle haben wir das Gefühl vollständiger Erkenntniss, im anderen Falle das Gefühl nur annähernder Erkenntniss, das Gefühl nur etwas dem, was gemeint ist, Aehnliches vorzustellen.

Dass aber auch die für vollständig gehaltenen Handlungserkenntnisse, die sich nach Mustern vollzogen haben, durchaus nicht immer wirklich vollständig und deckend sind, — das beweist ein Blick auf bildliche Darstellungen antiker Vorgänge auf Gemälden oder Zeichnungen des 16. und 17. Jahrhunderts; doch der Hörende oder Lesende merkt die Abweichung seiner Vorstellung von der Originalhandlung nicht.

Es wäre auch ein Irrtum, wollten wir glauben, dass die Muster, nach denen Menschen derselben Culturstufe eine sprachliche Handlungsdarstellung in sich nachbilden, gleich wären. Wir haben oben die Wichtigkeit der Beziehungspunkte der Handlung für das Verständniss derselben kennen gelernt, also des Subjects, der Objecte und der Raumangaben.

Zunächst werden die Personen, von denen uns eine Erzählung berichtet nach einem Muster vorgestellt, wenn uns diese Personen nicht selbst von Angesicht bekannt sind. Dass uns überhaupt die Personen einer Handlung innerlich anschaulich werden, ist leicht zu ersehen: ist uns von einer unbekanntem lebenden Person das Eine oder Andere erzählt und wir sehen dieselbe nach einiger Zeit mit Augen, so werden wir sagen: *so habe ich mir die Person gedacht* oder *nicht gedacht, ich habe sie mir gross gedacht, klein, blond* u. s. f. Das Bild, das wir uns im Voraus von der Person machen, entsteht also nicht blos, wenn uns die äussere Erscheinung derselben geschildert ist, sondern auch, wenn wir nur gewisse innere, ethische und geistige Characterzüge derselben kennen gelernt haben. Denn diese Züge sind ja nicht vollständig ausgelöst aus dem Zusammenhange mit der leiblichen Erscheinung, und ein Jeder stellt bei diesen inneren Zügen solche äusseren Züge der Person mit vor, wie er sie bei jenen an bestimmten Individuen kennen gelernt hat. Die Probe für diesen psychischen Vorgang ist die Art, wie wir und besonders der naive Mensch eine fremde Person beurteilen. Das Aussehen einer solchen erinnert in irgend welchen Zügen wohl stets an eine andere Person, und diese bekannte Person gibt da zunächst das Muster ab, nach dem wir die neue Person in Betreff ihrer inneren Eigenschaften beurteilen.

Man höre einmal naiven Personen und Frauen zu, wie sie über einen Romanhelden urteilen, der eine denkt ihn sich schlank und blond, der andere bärtig, der dritte ohne Bart, der mit blauen, jener mit schwarzen Augen u. s. f., wollen sie es deutlicher bezeichnen, so nennen sie ihn einer bekannten Person mit ähnlichen Character ähnlich. Stellt der Franzose einen Kopf des Achilles dar, so wird man sicher einen Anklang an den gallischen Gesichtsschnitt im Bilde erkennen, wenn hier nicht eine antike Vorlage das Muster abgibt, — jedenfalls, wo historische Muster fehlen, da wird der nationale Typus des Künstlers hervortreten.

Die Bildung solcher Muster geschieht auf dem bekannten psychologischen Wege der Abstraction. Es ordnen sich die schönen Männer und schönen Frauen, die edlen Männer die tapferen Helden, die Schurken und Bösewichter, die Lieb-

haber und Liebhaberinnen, die Spanier und Spanierinnen, die Griechen und Italiener u. s. f. zu Gruppen in unserer Seele zusammen. Die gleichen Züge verbinden und verstärken sich, die ungleichen hemmen sich. Ausser Ansatz bei der Entstehung dieser Gemeinbilder darf aber nicht bleiben das Verhältniss der Stärke der einzelnen Bilder zu einander, aus denen sich jene Gruppen zusammensetzen. Der Grad der Stärke ist zuerst abhängig vom Grade des Interesses, das wir an dem betreffenden Einzelbilde haben. Für die Bildung eines Musters von einer gütigen Mutter, einem gütigen Vater wird stets das Bild der eigenen Eltern eine hervorragende Bedeutung haben. Ferner muss es einen Unterschied machen, in welcher Reihenfolge die Einzelbilder in unsere Seele eintreten.

Es ist ja bekannt, dass wir ein bekanntes Ding erkennen, auch wenn wir nur wenige Teile von ihm sehen, wir ergänzen dann die übrigen Teile. Diese Ergänzung ist nur möglich, wenn wir ein festes Gesamtbild des Dinges in uns tragen. Werden einzelne Teile desselben durch einzelne Teile eines anderen Bildes in uns associert, so tritt das Ganze in uns auf. Daraus folgt, dass die Verbindung verwandter Bilder nur selten sich so vollzieht, dass alle gleichen Teile sich mit einander verbinden, alle ungleichen Teile sich hemmen. Vielmehr sieht man z. B. von einem neuen Menschen nur einzelne Teile und ergänzt diese durch das in uns vorhandene Gemeinbild, — ergänzen ist aber nichts anderes als an Stelle des neuen Bildes Teile des in uns vorhandenen früheren Bildes setzen.

Dieser Vorgang tritt aber nicht erst ein, wenn die Gemeinbilder aus einer Fülle von Einzelbildern schon entstanden sind: jedes frühere Bild, durch das wir ein späteres appercipieren, gibt von sich Teile und Züge dem neu zu appercipierenden Bilde ab. Darum ist es für die Bildung von Mustern so bedeutungsvoll, welche Bilder zuerst in unsere Seele getreten sind, für die Muster von Personen sind daher von der massgebendsten Bedeutung diejenigen, welche sich zuerst zu voll ausgeprägten Bildern in der Seele des Kindes ausgestaltet haben. Diese Personen haben ausserdem durchgehend den Vorzug des grössten sympathischen oder antipathischen Interesses in der Kinderseele.

Diese Personenmuster, die wir in uns tragen, sind formell genau dasselbe wie die Character-Ideale der plastischen und zeichnenden Künstler. Auch der oft besprochene Zug der Frauen, überhaupt des naiv beobachtenden Menschen, überall Aehnlichkeiten entdecken zu wollen, entspringt dieser Art der psychischen Mechanik. So entstehen in uns all jene Muster für Held, Schurke, Geizhals, Bösewicht, Bräutigam, Stiefmutter, Hexe u. s. f., die wir oben erwähnten. Man prüfe sich nur, ob diesen Kategorien nicht vielfach bestimmte persönliche Anschauungsbilder entsprachen, von denen man selbst fühlen wird, dass sie einen Anspruch auf Allgemeingiltigkeit nicht erheben können.

Uebrigens sei hier bemerkt: viele dieser Kategorien lernen wir erst durch bildliche Darstellung kennen oder aus geschriebenen Erzählungen mit Illustrationen. Natürlich haften unter den Illustrationen auch wieder die ersten am festesten und geben die Muster für Personen ab: so bilden für mich noch immer die Köpfe in den Beckerschen Erzählungen aus der alten Welt für Odysseus und Achilleus die Muster, für Hexe die Illustration zum Hänsel und Gretel in den Grimmschen Mährchen. Es bedarf einer Ausführung nicht, dass die aus Abbildungen gewonnenen Personenbilder wesentlich auf gleicher Linie mit den lebendigen Anschauungsbildern von Menschen für die Bildung solcher Muster stehen.

XXV.

Genau dasselbe lässt sich beobachten bei den Objecten und dem räumlichen Schauplatze der Handlung. Lesen wir ohne besondere antiquarische Kenntnisse vom *Brode, Wagen, Becher, Wein* u. s. f. in den homerischen Dichtungen, so stellen wir diese Gegenstände nach dem Muster des modernen Brodes, Wagens u. s. f. vor. Darum ergänzen wir unmittelbar bei den auf diese Objecte bezogenen Handlungen die modernen Manipulationen. Dies bedarf einer besonderen Ausführung nicht, das ist allgemein bekannt.

Doch wie steht es mit dem räumlichen Schauplatze der Handlung? Man prüfe sich einmal, wie man z. B. ein Pfarrhaus, eine Försterei, einen Palast, ein Schloss, eine Bauernhütte,

den Strand der See, ein Thal im Hochgebirge denkt. An mir wenigstens mache ich die Beobachtung, wenn ich mir vergegenwärtige, wie ich mir in früher gelesenen Erzählungen die Lage und die Raumverteilung in solchen Gebäuden oder von solchen Localen vorgestellt habe, — dass ich das Schema des mir zuerst bekannt gewordenen Försterhauses und Pfarrhauses auf das von der erzählten Handlung betroffene einfach übertragen habe; ja so ist es mir noch vor etwa einem Jahre ergangen mit dem Försterhause in Spielhagees Roman ‚In Reih’ und Glied’ und ebenso mit dem Pfarrhause derselben Erzählung.

Doch dabei sind Abweichungen zu bemerken, Abweichungen, die sich nach einem oder mehreren festen Mustern für die Bewegung bestimmten. In einer Heyseschen Novelle hatte ich gelesen, dass ein Schweizer von Bologna aus auf staubiger Chaussee fährt, er kommt an einem Landhause vorüber u. s. f. Als ich mich später prüfte, wie sich in mir derartige Handlungen geordnet hätten, fand ich, dass mir das Landhaus vom Fahrenden und der Strasse links lag. Odysseus wandert zur Kirke, der Palast der Nymphe liegt mir seit meiner Knabenzeit links vom Odysseus; — Odysseus geht zum göttlichen Sauhirten, er geht für mich direct auf das Haus zu, von dort passiert er auf dem Heimwege eine Opferstätte, sie liegt mir links, er kommt an seinen Palast, dieser liegt mir rechts, er muss erst an der Umfassungsmauer des Hofes entlang gehen, er wendet sich dann rechts zur Thür, schreitet auf das Haus zu, der Herd im Hause liegt wieder rechts, aber der Hund auf dem Hofe links. Hermes tritt auf den Odysseus bei seinem Gange zur Kirke zu, — von rechts; Athene begegnet dem heimgekommenen Odysseus, von rechts. Kalypso geht an das Meeresgestade, den Odysseus zu suchen, sie findet ihn links sitzen; der Meyerhof, an dem Ingo in Freitags Ahnen vom Grenzkamm aus vorbeikommt, liegt mir links, die Biegung, die er macht, um in das Gehöft Herren Answalds zu kommen, geht nach rechts, der Bach, an dem sich Ingo verlobt, fließt rechts von seinem Wege.

Ich wage nicht, diese persönlichen Anschauungsformen zu einer allgemeinen Regel zusammenzufassen, so wie es mir scheint, liegt mir Alles links, was zufällig neben dem Wege wahrgenommen wird, dagegen rechts oder vor dem Wanderer,

was er absichtlich aufsucht. Doch finden sich am Wege mehrere zufällige Punkte hintereinander, so stellt sich bei mir häufig ein Wechsel ein, der erste liegt links, der zweite rechts. Ebenso tritt; wenn bei einem Gange oder einem Continuum von Bewegungen mehrere Seitenbewegungen vorkommen, unter Umständen ein Wechsel ein.

Es ist sehr fraglich, ob sich diese Anschauungsweise auch nur bei einer einzelnen Person auf eine feste Regel bringen lässt. Auch ist es nicht der Zweck dieser Ausführung diese Regel zu suchen, wir haben diese ganze Betrachtung nur mitgeteilt, um zu beweisen, dass feste Raummuster in unserem Inneren vorhanden sind, nach denen wir räumliche Mitteilung verstehen und dass wir ebenso Muster unserer Bewegung im Raume in unserer Seele tragen, aus denen wir Bewegungsmittelungen ergänzen und so verstehen. Und es ist von grosser Wichtigkeit, dass wir ersehen, wie wir nach eigenen Bewegungsmustern die örtlichen Verhältnisse einer Handlung ordnen.

Es ist ersichtlich, dass diese Bewegungsmuster sich aus automatischen Bewegungsformen des Menschen bilden, so dass hier ein Eindringen in die Geschichte der Bildungsweise noch schwieriger ist als bei den vorher besprochenen Mustern. Dass die Gebrauchsweise des rechten und linken Armes dabei von Bedeutung ist, scheint mir sicher, und ich will nicht versäumen auf einen Ausdruck hinzuweisen, der mir bei dergleichen Betrachtungen mehrfach einfiel: *eine Sache links liegen lassen*. Auch sonst mag der sprachliche Ausdruck mehrfach von diesen Mustern bedingt sein, *er ist der rechte* z. B. und *rechts* sind im Stamm identisch; das Ziel liegt geradeaus, das Recht ist das Gerade, das Unrecht die Seitenbewegung (vgl. franz. *droit* und *tort*, *Recht*, *rectus*).

Dieselben Muster bilden sich für andere Bestimmungen der Handlung, die wir als adverbiale zusammenfassten; es sind dies die Beziehungspunkte der Intensität Quantität und Qualität. Sagen wir *stark husten*, *stark laufen*, so bezeichnen wir damit, dass das Husten und Laufen eine bestimmte Norm überschreitet, eben die correcte Norm, das Normativ. Dieses Normativ ist für all die verschiedenen Handlungen sehr verschieden, die Tonstärke, die wir beim Husten als gross bezeichnen, ist für den Donner, das Brüllen der See, des Löwen u. s. f. gering. Die Schnelligkeit des Laufs,

die wir beim Menschen als bedeutend ansehen, erscheint uns beim Hunde, beim Pferde, bei der Locomotive als gering. So richten sich diese Normativbilder des Grades nach dem Character des Subject und der Art der Thätigkeit.

- Ein Kind, das wir gross nennen, ist klein gegen den erwachsenen Mann, dieser klein gegen einen Baum, dieser klein gegen einen Turm. So haben wir Normalbilder der Quantität, die sich gleichfalls nach dem Character des Subjects und der Handlung richten; die verschiedenen Subjecte müssen also in unserem Innern eine Durchschnittsgrösse haben; ebenso bei *viel, wenig, oft, selten*.

Bei der Qualität, um der Bequemlichkeit wegen diesen Ausdruck zu gebrauchen, finden sich dieselben normativen Muster, die sich je nach dem Character des Subjects und der Handlung bestimmen: *schön* ist der Mensch durch ganz andere Züge als der Löwe, *schlecht* das Messer, das nicht schneidet, *schlecht* das Wetter, das unseren Zwecken zuwider ist; *heiss* am Sommertage ist eine andere Temperatur als im Winter die Stubenwärme u. s. f.

Also alle menschlichen Vorstellungsgruppen erzeugen solche Normativ- und Durchschnittsbilder, es fehlen uns nur noch die für die Handlung und Thätigkeit. Es hat allerdings wohl Niemand von uns gesehen, wie Jemand auf einem Armstuhl sitzend von einem kleinen Tische sein Mittagmahl einnimmt, wie es Sitte war bei den Homerischen Helden, und doch wissen wir uns ein Bild von dieser Handlung zu machen. Wir besitzen das Muster für *essen*, in diesem Muster ist das Nehmen der Speisen, das Einnehmen, Zerkauen u. s. f. einbegriffen. Wir nehmen die gekochten und gebratenen Speisen allerdings mit Instrumenten zu uns, nicht so der Alte, also müssen wir die Gabeln und Löffel fortdenken. Da tritt nun also das Muster des Speisenehmens ein, wie beim Brode, dem Obste und andern Speisen. Das Essen von einem seitlich stehenden Tische verstehen wir nach dem Muster, wie man von einem solchen etwas fortnimmt.

Die Moleküle der Thätigkeit also, wie ich es oben nannte, sind die stets unveränderlichen, stets nach denselben Mustern gebildeten Handlungscomponenten, dagegen die grösseren Complexe dieser Moleküle sind

in ihrer Zusammensetzung verschieden, doch so, dass die Reihenfolge und die Uebergänge von dem einen Molekül zum andern wieder nach bestimmten Mustern construiert werden.

Udenkbar ist die Reihenfolge, um bei dem letzten Beispiele zu bleiben: erst in den Mund stecken, dann nehmen. Die Reihenfolge bestimmt sich im allgemeinen nach dem Zwecke der Handlung und dem Causalitätsgesetze, das wir aus der Erfahrung gelernt haben, und damit bleibt auch die Form grösserer Handlungscomplexe bestimmt, nur einzelne Teilchen können unter Umständen in dieser Reihe umgestellt werden, wenn ihre Aufeinanderfolge nicht notwendig causaliter durch den Zweck bedingt ist. Wenn wir daher sagen: *die Homerischen Griechen assen ohne Gabeln*, so weiss der Hörer bestimmt, welche Teile des gesammten Handlungscomplexes, des Essens, also der Reihe durch die Angabe: *ohne Gabeln* berührt werden, der gesammte Zusammenhang der Reihe bleibt dabei intact.

Daher wissen wir nach solchen Mustern und dem Causalitätsgesetze noch grössere Handlungsreihen zu reconstruieren: z. B. *er ass, verliess den Saal, ging zum Meeresufer, bestieg das Schiff*. Wir kennen überall Muster, die uns die überleitende Bewegung von einem Stücke der Reihe zum anderen veranschaulichen.

Aber hat denn ein jeder Mensch für jede Thätigkeit ein solches Muster? Sicher nicht z. B. von vielen technischen Handlungen, darum bleibt eben die Erzählung technischer Thätigkeiten dem Laien unverständlich. Ich erinnere nur an die technische Handlungsdarstellung des Glockengusses bei Schiller. Ein jeder kennt die Schwierigkeiten des Verständnisses, der das Gedicht einmal Schülern erklärt hat. Wo also die einzelnen Handlungen der Erzählung vom Hörer nach gewissen Mustern nachgebildet werden, wo die Verbindung dieser Handlungen gleichfalls nach Mustern und dem Causalitätsgesetze, das der Zweck gibt, construiert werden, da ist auf Verständniss beim Hörenden zu rechnen.

Setzen sich dagegen Thätigkeitsmoleküle ohne den bindenden Kitt des Causalitätsgesetzes zu einem bloß

zufälligen Aggregat von Handlungen zusammen, so ist das Verständniss und die Anschauung des Ganzen sehr erschwert. Z. B. die Reihenfolge von Handlungen, welche bei einem fremden Cultus- oder Festgebrauche sich abspielt, verstehen wir zwar in ihren einzelnen Molekülen, aber diese fallen zusammenhangslos auseinander, oder mit Lessing zu reden, sie rollen alle den Berg hinab, auf den der Erzähler sie mühsam gewälzt hat, der Hörer setzt aus ihnen kein anschauliches Bild zusammen. Es geht ihnen also wie den Stücken bei Beschreibung eines schönen Mädchens, eines stattlichen Mannes, einer Blume. Denn hier fehlt der Kitt der Causalität und damit, wie wir sahen, der verbindende Magnet der Erwartung.

XXVI.

Wir haben gesehen, wie die Beziehungspunkte gleichsam die Elemente sind, aus deren Verbindung der electriche Strom der Handlung sich im Bewusstsein des Hörenden entwickelt, wie der Zweck der Handlung den electriche Strom der Erwartung erregt, die als Gesetz der Causalität beherrschend auftritt, die auch fehlende Elemente überspringt und sich auf entferntere weiterleitet. Wir haben ferner gesehen, wie die Reproduction dieser Elemente und Ströme sich nach bestimmten in der Seele vorhandenen Mustern vollzieht. Doch mussten wir anerkennen, dass in der Reihenfolge der molekularen Elemente gewisse Vertauschungen möglich bleiben, die wir als zufällig und unabhängig von der Causalität bezeichneten, dass ferner in dem Bestande der Moleküle eine gewisse Veränderlichkeit, also eine Veränderlichkeit der Muster möglich war, wie die Homerischen Griechen nicht die Gabeln gebrauchten, nicht die Löffel, nicht vor dem Tische sassen, sondern daneben. All diese Abweichungen vom Muster sind Abweichungen vom Gemeinbilde, und das Gemeinbild ist das Generelle, also diese Abweichungen sind das Individuelle der Handlung. Wir haben daher die Frage zu stellen und zu beantworten: wie ist Individualisierung verständlich?

Alle Substantiva sind Genusbezeichnungen, wie *der Mensch, der Tisch, das Land, die Bank, der Berg* u. s. f., nur die Eigennamen sind wenigstens für gewisse Kreise der Sprachgesell-

schaft Individualitätsbezeichnungen, wie *Cicero, August, Friedrich, Berlin, Baiern* u. s. f. Dazu kommen noch die wenigen namenartigen Worte der Wesen und Dinge, die uns nur in einem Exemplar erscheinen, so der Name *Gott*, obgleich dem Polytheisten auch dieses Wort eine Genusbezeichnung ist, *Teufel, Hölle, Himmel, Erde, Unterwelt, Welt*.

Der individuelle Character dieser Worte beweist, dass der Character der Individualität eines Wortes einzig davon bedingt ist, ob wir mehrere oder nur ein Individuum unter demselben vorstellen. Werden mehrere Einzelwesen unter einer Wortnota einbegriffen, so müssen diese zu einem Gemeinbilde, einer Art von Abstractum werden, sich also zu etwas Generellem verbinden.

Ein Substantiv wird auch nicht individualisiert, nicht zur Bezeichnung einer concreten einzelnen Person oder Sache durch attributive Verbindung mit dem Adjectiv, z. B. *der schöne Tisch, der schöne Stuhl, der grosse Mann, das dunkle Sopha* u. a. ist stets nur eine Unterabteilung, eine Species jenes Genus *Tisch, Stuhl* u. s. f. und ruft alle die Einzelwesen als eine Vielheit in unser Bewusstsein, welchen die Merkmale zukommen.

Auch das Verbum ruft durchaus etwas Generelles in unser Bewusstsein: *herrschen* kann von vielen Subjecten und vielen Objecten ausgesagt werden, ebenso *gehen, laufen, hören* und so alle Verba. Und z. B. *der grosse Mann beherrscht die kleinen Menschen* kann eine allgemeine Sentenz sein.

Die adverbialen Ausdrücke wie *sehr, wenig, heftig, so, anders* u. s. f. bezeichnen doch eine quantitative und generelle oder qualitative Modification des Seins, oder Handelns, also wider nur eine Species zum Genus: *sehr starke Menschen, heftig begehren* u. a.

So gäbe es denn nur eine Möglichkeit Individuelles zu bezeichnen, die Eigennamen. Aber wir können doch von einer bestimmten Brücke, einer bestimmten Schule, einem bestimmten Schranke berichten, ohne Namen zu nennen, das Märchen nennt fast nie ein Namen, und doch verstehen wir die Könige, die Menschenfresser, Fischer, Bauern u. s. f. als bestimmte Individuen. Es muss also, auch abgesehen vom Eigennamen, möglich sein durch die generellen Mittel, welche uns in unseren Sprachworten geboten werden, individuelle Dinge,

Personen und Thätigkeiten darzustellen und zu verstehen.

Die Personen in Goethes Hermann und Dorothea haben mit Ausnahme der beiden Titelpersonen keine Namen vom Dichter erhalten, und doch ist kaum jemals die Individualisierung so meisterhaft gelungen wie bei den Gestalten dieser Dichtung. Der Wirt des goldenen Löwen tritt uns am Anfange der Dichtung sogleich mit einer Rede entgegen, dann erzählt der Dichter:

*,So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich zur Frau der Wirt zum goldenen Löwen.'*

Eine Rede mit bestimmtem Inhalte und in bestimmter Form kann nur von einem einzelnen Menschen gesprochen werden. *Der Wirt zum goldenen Löwen* wird schwerlich bei irgend einem Menschen zu einer besonderen generellen Kategorie geworden sein, obwohl man sehr wohl denken kann, dass Jemand sagen könnte: *die Wirte zum goldenen Löwen prellen die Leute*, dass dieser Jemand also unter den Wirten denen zum goldenen Löwen einen besonderen Character vindiciert und sie als Species aus der Gesamtheit der Wirte ausgesondert hätte. Undenkbar aber ist, dass die Löwenwirte, welche unter dem Thore des Hauses am Markte sitzen und zur Frau sprechen, als besondere Kategorie sich in irgend einer Menschenseele ausgesondert haben. Dazu kommt, dass das Präteritum eine vergangene Thatsache berichtet.

So viel also ist schon deutlich, dass eine Genusbezeichnung, welche individuell gefasst werden soll, eine Reihe von Merkmalen erhalten muss, welche als Merkmale einer generellen Kategorie in keiner Menschenseele vorhanden sind. Es ist ferner deutlich, dass diese Kategorien nicht bei allen Menschen gleich sind.

Solche Merkmale waren an unserer Stelle 1. locale: *unter dem Thore des Hauses am Markte*, 2. temporale: das Präteritum *sprach*, 3. Zustände, welche nur vorübergehend am Menschen vorkommen: *sitzend*, 4. Verhältnisse, die nicht bei jedem Menschen vorhanden sind: Frau als Ehefrau und die Gesellschaft derselben mit dem Manne, 5. eine Handlung, wie sie nur einmal zu Stande kommen kann: die Rede des Wirts.

Diese Merkmale, mit Ausnahme des letzten, würden einzeln nicht im Stande sein zu individualisieren: *der Mensch denkt unter dem Thore an den Thorzoll*, — das können alle Menschen sein, — auch die Verbindung mit einem Präteritum könnte in diesem Sinne verstanden werden = *früher dachte der Mensch unter dem Thore an* —.

Eine feste Grenze für die Individualisierung eines Dinges oder einer Person lässt sich nicht geben, da die Zahl und die Abgrenzung der Kategorien bei den einzelnen Menschen eine verschiedene ist. Es genügt jedoch die folgende ungefähre Begrenzung: Das Verständniss der Individualisierung wird da erreicht, wo ein Individuum durch locale und temporale Merkmale, ferner durch Merkmale des Characters und der Beziehungen zu anderen Wesen, durch Merkmale des Grades und der Quantität so abgegrenzt wird, dass diese nicht mehr die constitutiven Merkmale einer generellen Kategorie sein können.

Bei der Erzählung: *In einer grossen Stadt lebt ein Mann* — weiss der Hörende zunächst nicht, ob von einem Individuum oder von einer allgemeinen Person die Rede ist, denn ein einzelnes Merkmal genügt noch nicht zur Individualisierung, es könnte ja weiter heissen: *lebt man billiger oder teurer als in einer kleinen Stadt*. Doch ebensowohl kann die Fortsetzung lauten: *ein Mann, der viel Gutes gethan hat*. — Somit kommt hier der Hörende erst allmählich zum Bewusstsein, dass von einem Individuum die Rede ist, und zwar durch fortgesetzte Begrenzung oder Limitation des Genusbegriffes, den er zuerst gehört hat.

Wenn wir bei unserem Beispiele von der Wortstellung absehen und vorausstellen: *Ein Mann*, so wird dieser Ausdruck durch das Local *in einer grossen Stadt* beschränkt und weiter beschränkt in seiner Thätigkeit und der Zeit nach durch *lebt*, und weiter durch die vollendete Handlung: *der viel Gutes gethan hat*. Die Beschränkung besteht aber darin, dass eine vom Hörenden zunächst zu weit gefasste Vorstellungsgruppe nachträglich, in Folge einer neuen Mitteilung, enger gefasst und somit corrigiert wird; — die fortgesetzte Limitation ist also auch fortgesetzte Correctur. Ganz entsprechend

zeigte sich oben, dass die Handlung durch fortgesetzte Correctur verstanden wird. Und auch hier gilt natürlich der Grundsatz: je schneller und geläufiger eine solche Sprachreihe verläuft, um so weniger fühlbar ist dem Hörenden die Thatsache der Limitation und Correctur.

Man weiss daher, dass wir keine Enttäuschung empfinden, wenn wir gezwungen werden das zuerst vorgestellte Genus im Nachfolgenden als Individuum zu denken. Doch zu der Thatsache der Mechanisierung tritt noch ein neuer Grund, der uns vor Enttäuschung schützt, ein Grund, der uns aus dem Vorhergehenden schon bekannt ist. Wir sahen, dass wir Alles nach bestimmten Mustern vorstellen, diese Muster waren zwar durch Abstraction der individuellen Züge vielfach entkleidet, wie sie die Einzelbilder besaßen, aber doch war die Form eines bestimmten Einzelbildes gleichsam die Grundzeichnung, aus der nach Massgabe späterer Bilder nur einzelne Züge, Linien und Striche getilgt, andere später darin eingezeichnet wurden. Das Muster einer Hexe war eine bestimmte Hexe, dass des Menschen ein bestimmter Mensch mit mannigfach verwischten und veränderten Zügen. Somit behält das generelle Gemeinbild doch immer den Character eines anschaulichen Individualbildes nur mit der Eigenschaft, dass in diese Form eine Mehrheit von Einzelwesen gekleidet sind. Nicht gestaltlose Gruppen, sondern fest gestaltete Idealbilder sind es, denen wir die generellen Merkmale angeheftet haben.

So taucht also bei dem Verständnisse des generellen Ausdrucks *der Mensch* dieses idealbildliche Muster von echter Menschengestalt in unserer Seele auf. — Und doch sollen wir diesen allgemeinen Menschen später als Vater oder Helden, als edlen Jüngling oder schöne Jungfrau vorstellen, so muss notwendig eine Veränderung und Umgestaltung dieses Bildes eintreten.

Je allgemeiner ein Muster, um so weniger Züge besitzt dieses Gemeinbild; es hat daher keine Schwierigkeit, wenn diesem Bilde allmählich ein Ausdruck von Kraft oder Güte, ein mächtiger Bart, oder ein rosiges Gesicht, dunkle Locken oder blonde Flechten wachsen, wenn die Gestalt sich reckt oder verkleinert. Je weniger Züge wir an einem Bilde vorstellen, um so undeutlicher ist uns das Bild. Sehen wir eine menschliche Gestalt

in der Ferne, so genügen die wahrgenommenen Merkmale zunächst vielleicht nur, in ihr einen Menschen zu erkennen. Sie tritt näher, neue Merkmale nehmen wir wahr, es ist eine Frau, noch näher tritt uns die Gestalt, es ist eine jugendliche Frau, später erkennen wir die Farbe des Haares, die Züge des Gesichts in voller Schärfe. Es bleibt uns dies scharf und deutlich geschaut Bild dasselbe als jenes erste undeutlich wahrgenommene, aber ausgestattet mit einer Menge nun zu einer Einheit verbundener Züge.

Und nicht Enttäuschung fühlen wir bei einem solchen Vorgange, sondern im Gegenteil die Erwartung wurde gespannt, als die Gestalt in der Ferne auftauchte, man fragte: wer mag das sein? jeder Schritt näher, und die Erkenntniss vervollständigte sich, und als die Gestalt klar vor unseren Augen stand, da war die Erwartung befriedigt. Die fortschreitende Umgestaltung des Bildes ist also fortschreitende Erkenntniss und fortschreitende Befriedigung der Erwartung.

Ein Jeder beobachtet an sich selbst, dass die ersten expositionellen Mitteilungen in der Erzählung mit geringerem Interesse vom Hörer oder Leser aufgenommen werden als die weitere Handlung. Wie oft hört man z. B. dass ein Leser in den breit angelegten Expositionen der Walther-Scottschen Romane stecken bleibt. Diese Expositionen sind dazu bestimmt, den Hörer mit der Individualität der Handlungsmomente, also in erster Linie mit der Individualität der Personen bekannt zu machen. Das Interesse und die Spannung wächst also mit der näheren Kenntniss der Personen und der Handlungen, in die sie verwickelt sind.

Nun kann man weiter beobachten, dass durchaus nicht alle Personen, von denen wir einmal haben erzählen hören, sich zu festen und anschaulichen Individualbildern in unserer Seele ausgestalten. Viele, sehr viele Personen der Geschichte kommen über die allgemeinen Züge *Mann* und *Frau* in unserer Seele wenig hinaus. Der Grund dieser Erscheinung ist ein doppelter: 1. zum Verständniss einer Individualität gehören immer mehrere Züge und je grösser die Zahl dieser Züge, um so vollständiger ist bei dem Hörer das individuelle Bild; 2. nicht alle Personen nehmen unser Interesse

in gleichem Masse in Anspruch, wo aber das Interesse fehlt oder doch gering ist, da hebt sich die erregte Vorstellungsguppe mit nur geringer Stärke aus der Masse der übrigen Gruppen empor, sie wird also nur schwach bewusst und mit ihr die Muster, aus denen sich das Individualbild erzeugen soll.

So zeigt sich 1. eine Abstufung in der Klarheit und Anschaulichkeit der vom Hörer erzeugten Individualbilder, 2. dass diese Abstufung der Klarheitsgrade bedingt ist von dem Interesse des Hörers für die Person. Die höchste Schärfe und Anschaulichkeit dieser Bilder wird daher dann erreicht werden, wenn es dem Erzähler gelingt, dem Hörer den höchsten Grad des Interesses aufzunötigen. Das Gelingen ist 1. bedingt durch das Wesen und den Character der mitgetheilten Merkmale, 2. bedingt durch die Art, wie diese Merkmale vom Erzähler mitgeteilt werden.

Die energisichten Interessen, wie wir sahen, sind die egoistischen Interessen im weitesten Sinne des Wortes d. h. die Strebungen des Lust- und Unlustgefühles in der Erhaltung und Befriedigung unseres Ichs. Fest haften daher die Bilder unserer Feinde und Wohlthäter in unserer Seele und gern hört der Mensch seinen Feind getadelt, seinen Freund gelobt. Gern hört er den Worten, welche seine persönlichen geistigen Strebungen fördern, hier fehlt nicht das Interesse, hier erreicht der Sprechende leicht Anschaulichkeit. Man nennt diese Interessen Fachinteressen und spricht damit aus, dass sie nur kleineren Gruppen einer Sprachgemeinschaft eigen sind. Die niederen egoistischen Interessen zu fördern halten wir für unmoralisch, und diese Interessen hat eine jede einzelne Person für sich allein, sie tragen also sämmtlich keinen allgemeinen Character an sich.

Fragen wir nach den allgemeingiltigen Interessen, den sogenannten allgemeinmenschlichen, die der Erzähler zu berücksichtigen hat, der sich an ein grosses Publicum wendet, also in erster Linie der Dichter, — so sind dies die Interessen, welche die gleichen Gefühle in uns erregen wie die egoistischen, doch ohne dass wir eine Lust empfinden über Förderung des eigenen Ichs, einen Schmerz über die Hemmung, eine Furcht über die Gefährdung unserer eigenen Person. Es sind dies die sympathischen Gefühle des Menschen, Gefühle

gleicher Qualität wie die egoistischen, aber verschieden durch die Beziehung: die egoistischen Gefühle sind bezogen auf das empfindende Subject selbst, die sympathischen Gefühle auf eine fremde Person. Es ist formell der gleiche Vorgang wie der oben besprochene, wo das primäre Subject durch das secundäre und tertiäre ersetzt wurde, gleichsam ein indirectes Interessiertsein, wie der Einsatz des tertiären für das primäre Subject eine indirecte Rede war.

Diese sympathischen Gefühle der Furcht für einen Anderen, der Hoffnung, der Freude, des Schmerzes in eines Anderen Seele treten ein durch entsprechende Zustände, in welche der Mitmensch versetzt wird, doch so dass wir jene Gefühle haben würden, wenn wir uns selbst in diesem Zustand befänden. Zustände des Menschen aber sind Abschlüsse von Vorgängen, die mit ihm vorgenommen sind. Die Zustände, welche unsere Furcht und unsere Hoffnung erregen, erregen eben den Wunsch in uns, dass der leidende Mensch in einen Zustand übergeführt wird, der unser Lustgefühl erregt. Kurz diese Gefühle erzeugen sich in uns an und durch Handlungen, welche Leidens- und Lustzustände einer fremden Person zur Folge haben.

Gelingt es also dem Erzähler, diese Gefühle in Bezug auf eine fremde Person bei dem Hörer zu erregen, so wird das Interesse des Hörers hoch gespannt, durch das Interesse aber das Individualbild oder auch die Individualbilder sehr energisch aus der Masse der übrigen Vorstellungen emporgehoben werden. Also wenn die Merkmale der Individualität mit den sympathischen Gefühlen eng verknüpft werden, so tritt gespanntes Interesse ein, das ist nur möglich bei Handlungen, die zu gewissen Leidenszuständen führen, also darf der Dichter nur derartige Handlungen darstellen; und Lessings dahingehende Forderung ist vollkommen richtig, verfehlt war nur seine Begründung.

Doch frei, ganz frei ist die Construction dieser Individualbilder, eine freie That des Hörers. Thorheit wäre es zu glauben, der Dichter könne den Hörer durch seine Mittel zwingen ein ganz bestimmt geformtes Bild zu erzeugen, die Muster des Hörers sind andere als die des Dichters, und nur nach den eigenen Mustern erzeugen und construieren wir diese Bilder. Lessing hat daher auch wieder Recht, wenn

er die Berechtigung der Beschreibung von Personenbildern bestritt. Die That des Dichters, seine ganze Grossthat beruht darin, dass er den Hörer zwingt, selbständige, rein persönliche Individualbilder in seinem Bewusstsein vorzustellen mit voller Stärke, mit voller Anschaulichkeit, kurz mit vollem Interesse.

Aus diesem Hergange lassen sich eine ganze Reihe von Forderungen für die Kunst des Dichters ableiten doch ich will nur die Hauptforderungen angeben. Beruht das Interesse auf der Erregung der Gefühle von Strebungen für die Person des Helden einer Erzählung, Strebungen für dessen Wohl- oder Uebelbefinden, — für das Uebelbefinden z. B. des Schurken oder Gegenspielers —, so muss der Dichter diesen Strebungen entgegen kommen und sie befriedigen, denn die Strebungen erzeugen Erwartungen, über den Verlauf des Leidenszustandes Weiteres zu hören. Bleiben diese weiteren Mitteilungen aus, so wird die Erwartung getäuscht, die weitere Erzählung verliert das Interesse, denn sie gibt den Strebungen keine Befriedigung. Wir können die hierin liegende Forderung bezeichnen als die Forderung der Einheit der Handlung. Aus dieser Forderung ergibt sich die andere, von der vielgestaltigen umgebenden Situation der Personen und der Handlung nur das mitzuteilen, was zum Verständniss der Handlung und zur Erregung des Interesses notwendig ist, es ist die Forderung der straffen Führung der Handlung. Denn an jede Mitteilung knüpfen wir Erwartungen, war die Mitteilung z. B. über die Anlage eines Hauses aber blos in baulichem Interesse und nicht in Rücksicht auf den Weiterverlauf der Handlung gegeben, so bleiben die Erwartungen unerfüllt, welche wir daran geknüpft haben, und wir fühlen uns in unserem Streben gehemmt, von dem erwarteten Weiterverlauf der angeknüpften Handlung Weiteres zu erfahren.

Da ich bei dieser Gelegenheit nicht vorhabe die angeregten Fragen auf das poetische Gebiet weiter zu verfolgen, so weise ich nur auf folgende concrete Fälle hin: Ist der Hörer gezwungen Interesse für die poetischen Personen zu hegen, so construiert er frei aus sich Alles, was für die Anschauung eines Individualbildes notwendig ist, es bedarf dazu keiner Angabe oder Mittelung des Dichters. Als Beispiel hierfür setze ich hierher Uhlands Rache.

*,Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.*

*Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein;*

*Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Ross sich geschwungen frank.*

*Und als er sprengen will über die Brück',
Da stuzet das Ross und bäumt sich zurück,*

*Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleuderts ihm wild in den Strom hinab.*

*Mit Arm, mit Fuss er rudert und ringt:
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.'*

Es ist dieses Gedicht ein Beispiel der Individualisierung rein aus dem Interesse an der Handlung heraus, die Personen des Knechts und des Ritters sind sonst in keiner Weise durch Limitation von anderen Knechten und Rittern abgeschieden.

Ferner die straffe Führung der Handlung, welche die für die Handlung unwesentlichen Momente der Situation verschmähmt mitzuteilen, gebe ich den Anfang von Goethes Braut von Corinth:

*,Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einem Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.'*

Es fehlt hier jede Bezugnahme auf die Zeit, und doch sagt uns später die Handlung selbst alles Notwendige darüber, keine Angabe über den Ausgangspunkt des Jünglings, keine Angabe über Erziehung, Nationalität u. s. f., auch über den Weg keine Mitteilung. Ueber die Situation ist uns nur das gesagt, was für die Handlung wertvoll ist, nach der unmittelbaren Empfindung, dass eine jede Mitteilung auch einen Wert haben muss entweder für sich oder in Rücksicht auf ein höheres

Prädicat. Keine Ausführung der Handlung selbst, — und doch verstehen wir alle Handlungsmittel nach unseren Handlungsmustern.

XXVII.

Wo also Muster fehlen, da ist es vergeblich durch Beschreibung ein Bild entwerfen zu wollen, dem Hörer fehlt die Fähigkeit ein solches frei zu construieren, er wird daher weder einen räumlichen Körper noch eine Handlung anschaulich zu verstehen im Stande sein.

Und doch auch hier gibt es ein Mittel, das Verständniss zu wecken, ein Mittel, das wir schon erwähnten: wo die deckenden Muster fehlen, da greift man zu verwandten Mustern und veranlasst den Hörenden, den Gegenstand und die Bewegung nach Analogie zu erschliessen, dieses Mittel ist der Vergleich.

Es ist ein Irrtum zu glauben, dass der Vergleich der Poesie eigentümlich sei, er ist eines der allgewöhnlichsten Sprachmittel, die wir besitzen. Man denke sich, man wolle eine Bewegung genauer mitteilen, die ein Schiff auf dem Wasser macht, oder ein Fussgänger auf dem Lande. Man wird da vielleicht sagen: das Schiff fährt eine Meile nach Osten, macht eine scharfe Biegung nach Süden, fährt in dieser Richtung 40 Ellen oder 10 Klafter oder 2 Faden u. s. f.; oder man nennt die Bewegung kreisrund, oval, den Raum, den das Schiff umfährt, ein Quadrat.

Deutlich ist die Bezeichnung *oval* ein Vergleich mit dem Ei, ein Jeder wird wissen, in wiefern eine planimetrische Bewegung mit einem Ei verglichen werden kann und so nach dem Muster des Eis die Bewegung richtig anschauen. Das Ei aber wird zum Vergleiche herbeigezogen, weil man voraussetzt, dass der Hörende das Musterbild eines Eis in der Seele trägt.

Die Länge der Bewegung wird nach *Fuss*, *Klafter* oder *Lachter*, *Schritt*, *Ellen*, *Meilen* bestimmt. Der Fuss ist ursprünglich der menschliche Fuss, also ein Anschauungsbild, von dessen Ausdehnung man sich jeden Augenblick eine Vorstellung bilden kann entweder weil es fest in unserer Seele eingepägt ist oder weil wir uns am eigenen Fusse das Bild stets vergegenwärtigen können. Der Normalfuss dagegen ist ein

Muster, das wir nur in unserem Bewusstsein tragen, dies Muster wird bei den meisten Menschen einem Zollstabe ähnlich sehen, mit diesem also wird die Länge der Fahrt verglichen. Ebenso war die *Elle* ursprünglich der Unterarm, das *Klafter* die ausgespannten Arme, die *Meile* 1000 römische Passus u. s. f.

Häufig wird die Länge der räumlichen Bewegung nach der Zeit bestimmt, die der Mensch gebraucht, um den Raum zu durchmessen: *eine Stunde, fünf Minuten*. Bekannt ist das Mass: *ein Büchenschuss, ein Piep-Toback, ein Hunneblaff*, lauter Vergleiche. Schliesslich sind auch die Bezeichnungen der Himmelsrichtungen Vergleiche, Vergleiche mit dem Laufe der Sonne, *Oriens (Sol), Occidens, Aufgang, Niedergang*; — *Abend, Morgen, Mittag, Mitternacht* sind Vergleiche mit den Tageszeiten. Und wenn wir die Richtung mit *rechts, links* bezeichnen, so vergleichen wir die Richtung der Bewegung mit der Lage unserer Hände.

Und was thun wir, wenn wir ein Bauwerk beschreiben wollen? Wir sprechen von der Lage der Fenster: sie sind so und so viele Fuss auseinander, — ein Vergleich, — so und so viele Meter hoch, — ein Vergleich. Die Bogen bestimmen wir durch einen Vergleich mit dem mathematischen Kreise, als Tonnengewölbe durch Vergleich mit der Tonne, bei Zwiebeltürmen ist der Vergleich aus der Pflanzenwelt hergenommen.

Aber auch die elementaren Nerven- und Sinnesempfindungen lassen sich nicht beschreiben, sie lassen sich nur vergleichsweise andeuten, die grüne Farbe ist uns *grasgrün*, wir sprechen von *ziegelrot, pechrabenschwarz, stahlblau, rosenrot, essigsauer, Obstsäure, honigsüss, gallenbitter* u. s. f. Und zerlegen wir die oben besprochenen einfachen und elementaren Nerven- und Muskelvorgänge die psychischen Erscheinungen in ihre Atome, so nehmen wir die Bezeichnungen her aus dem Gebiete der Thätigkeit, welche diesseit der Grenze des Unbewussten liegen: *die Muskeln bewegen sich, sie zucken, sie werden gestreckt, zusammengezogen, die Vorstellungen hemmen sich, es geht etwas in der Seele vor* u. s. f.

Doch ich breche hier ab, es ist ja ersichtlich, wie tief eingreifend diese Bezeichnung nach fremden Mustern für die Lehre von der Wortbedeutungsentwicklung, für die Semasiologie ist. Es ist auch in der ersten Abhandlung ausgeführt, wie die

bildliche Bezeichnung allmählich ihrer Function congruent wird. Es ist ferner bekannt, eine wie einschneidende Bedeutung der Vergleich für die kunstmässige Form der Darstellung in Prosa und Poesie gewonnen hat, und es muss aus den vorliegenden Untersuchungen klar geworden sein, dass die Fragen der Rhetorik und Poetik nach denselben Gesichtspunkten und Gesetzen beantwortet werden müssen, wie die Fragen der Grammatik.

Zum Schlusse gebe ich im Ueberblick eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten allgemeinen Resultate vorstehender Untersuchungen:

Wir sehen also, dass die Sprache sich entwickelt aus ethischen Bedürfnissen, dem Bedürfnisse, den Willen einer fremden Person so zu beeinflussen, wie es dem Sprechenden wertvoll erscheint, — in Imperativ, Frage, Hinweis und Aufforderung Bewusstseins-elemente zu vergegenwärtigen.

Das Verständniss dieser Willensbeeinflussung geschieht durch Schlüsse, welche der Hörende aus der Situation, gewissen sprachlichen Andeutungen des Sprechenden und den Empfindungserscheinungen an ihm zieht. Er erschliesst Leidenszustände des Sprechenden und fühlt sich durch den ethischen Trieb der sympathischen Gefühle veranlasst, dem Leidenden in der erschlossenen Weise zu helfen: so folgt er dem erschlossenen Befehle, so beantwortet er die gestellte Frage, so schaut er auf das gewiesene Bild der Anschauung, so reproducirt er auf Geheiss ein Bewusstseinsbild, ein Muster, und je nach dem Grade, wie der Sprechende die sympathischen Gefühle des Hörers zu erregen weiss, wächst sein Interesse und die Schärfe der in das Bewusstsein gehobenen Bilder und ihre Anschaulichkeit.

Die Schlüsse des Hörers werden durch Häufigkeit und Uebung mechanisirt, sie comprimieren sich zu momentansten Vorgängen und verlaufen unbewusst. Der Befehl ein Anschauungsbild anzuschauen comprimirt sich mit dem Befehle ein Erinnerungsbild zu reproducieren, dem Prädicate, zu einer substantiellen Gruppe, dem Substantiv. Neue Prädicate von dieser Reihe ausgesagt comprimieren sich mit derselben wieder in gleicher Weise zum attributiven Verhältnisse und so fort.

Alle Sprachelemente sind ursprünglich Sätze. Die Sätze stufen sich ab nach ihrem Illustrationswerte, den sie für das eigentlich Wertvolle der Mitteilung enthalten, sie werden zu Nebensätzen, zu Worten, zu Wortbestandteilen als Suffixe und Präfixe. Nach diesem Gesichtspunkte ist das einfache Wort wie der Satz, wie die Periode, wie das geschlossene sprachliche Kunstwerk gebaut und gegliedert.

Es sind zwei grosse Klassen von Sprachelementen zu unterscheiden, die Exposition und das Prädicat, und zwei Formen der Anordnung: 1. zuerst das Prädicat gestellt dann die Exposition, die naive Form der nachträglichen Correctur, 2. erst Exposition dann Prädicat. Die erstere Form ist die in den ältesten Bildungsweisen der Flexion, Composition, attributiven Verbindung, Apposition, Bildung des Nebensatzes herrschende. Die zweite Form herrscht in den modernen Sprachbildungen und bezeichnet einen ethischen Fortschritt.

Die Erwartung des Prädicats der Mitteilung, der letzten eigentlichen Wertprädicate und der untergeordneten Prädicate, bildet das innere Band, wodurch der Hörende die Sprachmassen zusammenschliesst. Sie bildet die Grundlage des causal-logischen Zusammenhanges, die Apperceptionsmittel für das Verständniss nachfolgender Prädicate.

Erwartung und Zweckvorstellung der Bewegungsreihen sind wichtige Factoren für das Verständniss der Handlung. Aus ihnen und aus den durch die Abstraction der Erfahrung gewonnenen Musterbildern von Alle dem, was den Inhalt unserer Erfahrung bildet, erschliessen wir die Handlung, aus der Erfahrung über den realen Inhalt der mitgetheilten Thätigkeiten die zeitliche Ordnung, aus der Erfahrung erschliessen wir den generellen oder individuellen Character der Gruppen und Reihen, von denen Mitteilung gemacht wird. Aus der Erfahrung erschliessen wir das Verhältniss von Subject, den Objecten und der Thätigkeit zu einander, und erst aus dem Inhalte der Objecte den Inhalt der Thätigkeit.

Unser genaues Sprachverständniss beruht auf Schlüssen, zunächst aus sehr einfachen Elementen, wie dem Empfindungstone, den mimischen Mitteln, dann aus complicierten, wie dem Worte, dem Satze, der Periode, dem ausführenden Kunstwerke. Durch Schlüsse sind wir im stande aus den Empfindungstone

die seelischen Zustände einer gegenwärtigen Person zu erkennen und den Satzinhalt der Wortmittel zu verstehen. Durch Veränderung und Entstellung des Empfindungstones erschliessen wir, dass über Zustände einer dritten Person referiert wird; wir erhalten die indirecte Rede, damit einen ungeheuren Vorrath von lautlichen Aeusserungen, Reflexlauten wie schallnachahmenden Lauten, durch die wir an Situationen erinnert werden, das sind die Prädicate. Die primären Objecte werden zu secundären Subjecten und damit erreicht die Sprache den Character der Einfachheit und Durchsichtigkeit des Referats.

All diese Schlussreihen und Schlussketten verkürzen sich durch die Mechanisierung, und die sprachlichen Mittel werden congruent ihrer Function. Sie sind nicht sogleich congruent, — damit erhält die Sprache congruente und nicht congruente Mittel für die gleichen Functionen, d. h. Mittel, durch die verkürzte oder ausgedehnte Schlussreihen in der Seele des Hörers in Bewegung gesetzt werden. Durch die Verschiedenheit dieser Schlussreihen sind die stilistischen Unterschiede in der Sprache bedingt.

Die gleichen Erscheinungen, die sich auf syntactischem Gebiete finden, wiederholen sich in der Poesie und der ausgeführten Rede. Diese Gebiete dürfen daher in ihrer Behandlung von dem Gebiete der Syntax nicht getrennt werden, im Gegentheil werden die Erscheinungen in der zerlegenden Darstellung viel klarer als in der mechanisierten Syntax; die zerlegte Form ist aber das Object der Poetik, Rhetorik, Stilistik. Das Wort ist comprimierter Satz, also auch die Formenlehre ist ein Teil der Syntax.

Die Sprache beruht auf dem Verkehr der Menschen untereinander, auf den egoistischen und sympathischen Gefühlen, ihr Leben ist auf das tiefste in den ethischen Bedingungen der Gesellschaft und des Einzelmenschen verwurzelt. Die Sprache ist Verkehr der Menschen unter einander und nur die sprachlichen Vorgänge, welche wir als Hörende verstanden haben, können uns beim Sprechen als Sprachmittel dienen. Daher muss die Frage nach dem Sprachverstehen im Vordergrund der sprachwissenschaftlichen Untersuchung stehen.

Dies etwa sind in skizzierenden Umrissen die Hauptresultate vorstehender Untersuchungen. Sollte es mir gelingen

sein, die Einheit von Grammatik, Rhetorik, Stilistik und Poetik erwiesen und gezeigt zu haben, wie gerade aus einer solchen die verdichtenden und zerlegenden Formen der Sprache unter gleichen Gesichtspunkten behandelnden Betrachtungsweise wichtige Resultate gewonnen werden können, und wie in all diesen Fragen Ethik und Psychologie die lösenden Schlüssel in Händen halten, so würde ich glauben, etwas erreicht zu haben. Ebenso würde ich wünschen meinestils die Anschauung in den Kreisen der Grammatiker zu fördern, dass die eigentliche Aufgabe aller wissenschaftlichen Grammatik darin besteht, die grundlegenden Verhältnisse und Gesetze aufzufinden, aus denen die sprachlichen Einzelercheinungen hervorstammen, — dass die Einzelercheinung auf dem Gebiete einer einzelnen Sprache für die Wissenschaft keinen höheren Wert beanspruchen darf als in der Mineralogie die Thatsache, dass in dieser oder jener Gegend Quarz oder Bleiglanz gefunden wird, — dass die allgemeine Forschung allerdings gesichertes statistisches Material bedarf dass aber das statistische Material tot und unbrauchbar ist ohne die belebenden Gesichtspunkte und Anschauungen, welche die allgemeine Betrachtungsweise erschliesst.

Zusätze und Nachträge.

S. 11. Dass dieses Gesetz auch für die Geschichte und Entwicklung der Sprache einschneidende Bedeutung haben muss, ist leicht ersichtlich. Zunächst ist für die indogermanischen Sprachen ganz allgemein die Thatsache bekannt, dass die hochbetonten Silben ihre Integrität viel treuer bewahrt haben als die unbetonten Silben, man vergleiche franz. *homme* mit latein. *hominem*, *fûtes* mit *fuistis*, man vergleiche die Ausdehnung, welche das deutsche unbetonte *e* an Stelle anderer Vocale gewonnen hat und weiter die dialectische Beseitigung auch dieses Restes alter vollerer Vocale.

Die Gründe für den Verlust oder die Verstümmelung der unbetonten Silben in der Sprache der sprechfertigen Sprachgesellschaft sind, soweit ich sehe, folgende: 1. eine grössere Unsicherheit im Muskelgeföhle für die minder betonten Wortteile, — denn je schwächer die akustische Empfindung, um so geringer ist die Genauigkeit in der Nachbildung des Tonbildes, d. h. um so schwächer ist die regulierende Kraft des in der Seele vorhandenen Lautmusters. Man hat hierfür eine Probe: Bei dem Betrunkenen werden alle Bewegungen unsicherer, die Bewegung des Gehens, wie des Schreibens und ebenso des Sprechens. Es ist in diesem Zustande die psychische Leitung auf die motorischen Nerven unsicher geworden, doch mit Abstufungen: die am meisten mechanisierten Bewegungen werden mit verhältnissmässig grösserer Sicherheit ausgeführt als die weniger mechanisierten, so kann in diesem Falle Jemand vielleicht noch leidlich gehen, während ihm das Lesen, das Klavierspielen und andere technische Fertigkeiten unmöglich geworden sind. In diesem Zustande nun, wo das Lallen beginnt, werden die hochbetonten Silben verhältnissmässig sicherer gesprochen

als die minder betonten Silben, — ein deutlicher Beweis, dass Mechanisierung der Aussprache bei jenen Silben weiter fortgeschritten ist als die bei den minderbetonten. Und da Mechanisierung die Folge der häufigen Bethätigung einer Bewegung ist, so ist es begreiflich, dass die Hervorbringung der minderbetonten Silben weniger mechanisiert ist als die Lautbewegung der hochbetonten Silben, denn letztere werden früher gesprochen als erstere.

2. Ein zweiter Grund liegt darin, dass wir auch bei mangelhafter Aussprache der unbetonten Silben in den meisten Fällen das Wort verstehen, ja dass der Hörende wohl vielfach nur die betonte Silbe hört und dass er dabei doch das Gefühl hat, als habe er das ganze Wort vernommen. Dass dieser Fall sehr häufig ist, kann jeder an sich selbst beobachten. Eine Bestätigung erhält diese Thatsache aus dem analogen psychischen Gebiete der optischen Wahrnehmungen; hier ist es bekannt, dass wir kleine Abweichungen im Aussehen gegenüber einem früheren Zustande gar nicht bemerken, sondern die Person oder Sache als identisch mit unserem Erinnerungsbilde von denselben anerkennen, ferner dass wir die Recognition einer bekannten Anschauung nie nach all ihren sichtbaren Merkmalen vollziehen, sondern nur nach einigen besonders significanten. So ist auch für die akustische Wahrnehmung von Sprachreihen mit Sicherheit anzunehmen, dass Abweichungen an Elementen des Wortes oder Satzes, die für das Verständniss weniger wichtig sind, nicht bemerkt werden. — Ein directer Beweis hierfür ist die Thatsache, dass wir die Verstümmelung der wenig betonten Formen des Artikels, der Copula *ist* und gewisser anderer Worte, die durch den Satzaccent Einbusse erlitten haben wie *n Tag* statt *guten Tag*, nicht oder doch oft nicht bemerken, obgleich wir für diese Worte ein festes Normalbild in der Seele tragen und demselben in der gewählten Rede, wo wir uns nicht gehen lassen, gerecht werden.

Man könnte vielleicht glauben, dass die wenigen Jahre, die wir betonte Silben länger sprechen, als die unbetonten, für die Mechanisierung nicht in Betracht kämen. Das wäre ein Irrthum. Man achte auf andere Fälle der Mechanisierung, und man wird die Wichtigkeit gerade der ersten Kinderjahre für die Mechanisierung zu würdigen wissen. So tritt Unsicherheit im Ge-

brauch der syntactischen Formen, welche später vom Kinde gebraucht werden als einzelne Worte, durch Störung z. B. des Alkohols leichter als Unsicherheit in der Wahl der Worte ein. Der zuerst vom Kinde gebrauchte Wortschatz ist der mechanisierteste Teil des Wortschatzes überhaupt, er überwiegt im Gebrauch sämtliche synonymen Worte in der Leichtigkeit der Reproduction, darum sind die gewählten Worte schwerer zu handhaben als die gewöhnlichen. — Ueber die in der ersten Kindheit geläufig gewordenen Vorstellungsgruppen drücken wir uns mit grösserer Leichtigkeit aus als über später erworbene. — Häufiger Gebrauch bringt mit der Zeit Ueberdruß oder vermindert doch den Genuss an gewissen Dingen. Die Süßigkeiten und andere Kindergentüsse verlieren zuerst ihren Reiz.

Zu der Thatsache, dass wir die Worte des Sprechenden schon nach wenigen Merkmalen auffassen und recognoscieren, sei ergänzend bemerkt: in kleinen Kreisen, deren Glieder sich nahe stehen, z. B. innerhalb einer Familie, innerhalb einer Dorfschft macht man sehr häufig die Beobachtung, dass die Worte im Gespräche dieser Glieder unter einander viel mangelhafter artikuliert werden und mit viel geringerer Expirationsstärke gesprochen werden als im Gespräche derselben Leute mit Fremden. Jeder Einzelne kennt eben so ziemlich die besonderen Eigentümlichkeiten der Artikulation des Anderen, — und solche hat jeder Mensch. Man erkennt sich daher an der blossen Stimme, — man versteht den Sprechenden wenn er die Hand vor dem Munde hält, wenn er gähnt, wenn er die Pfeife zwischen den Zähnen oder den Lippen hat, wenn er isst u. s. f. Man darf daher wohl sagen: je ferner stehend die mit einander sprachlich verkehrenden Menschen, je mehr Wert wird auf eine genaue Artikulation gelegt. — Uebrigens wirkt zu dem leichteren Verständniss nahestehender Glieder einer kleinen Gemeinschaft natürlich auch die Gleichheit der Interessen mit und damit die Durchsichtigkeit der Situation wie der Sprachzwecke und Prädicate der Mitteilung.

S. 11. Die Verwechslung von Lauten, wie *d* und *l*, *n* und *l*, *k* und *t*, der verschiedenen Arten des *r*, besonders des alveolaren und uvularen *r*, ist auch ein in der Sprachgeschichte wirksamer Vorgang. Ein allmählicher Uebergang ist in diesen Fällen nicht denkbar, sondern nur eine Verwechslung, an der die Sprachgemeinschaft bei der ähnlichen akustischen Empfindung keinen Anstoss nahm, oder auf die sie doch einen regulierenden Einfluss nicht übte. — Für die Association der Laute vgl. meine Anzeige von H. Paul Prinzipien etc. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesens. Jahrg. 36 Berl. 1882. 301 ff.

S. 12. Vgl. hierzu meine Ausführungen über den Wortschatz des Menschen nach Massgabe seiner Bedürfnisse in dem Aufsatz über Dialectforschung; Zachers Zeitschr. f. deutsche Philologie Bd. XI S. 468 f. Halle 1880.

S. 17. Ich habe absichtlich diesen Modus den Bittmodus genannt und nicht Optativ. Der Grund hierfür ist folgender: Bei dem Wunsche z. B. *ach wenn er doch käme, utinam veniat* und *veniret, εἰ γὰρ ἔλθοι* und *ἤλθε* und anderen Ausdrucksformen ist ja allerdings, wie bei der Bitte, das Streben im Sprechenden vorhanden, das genannte Gut zu erhalten, aber der Bittende macht die Erreichung des Erstrebten von dem Willen und der Geneigtheit der angedeten Person abhängig, er sucht daher die Gunst und die Zuneigung dieser Person zu gewinnen, glaubt also selbst auf die Realisierung des Erstrebten durch seine Bitte Einfluss üben zu können.

Bei dem Wunsche dagegen wird das Eintreten der erstrebten Thatsache abhängig von Mächten und Bedingungen gedacht, auf die wir selbst ganz einflusslos zu sein glauben. Ein eigentlicher Wunsch wird daher nur da ausgesprochen werden können, wo uns 1. die bestimmenden Mächte räumlich und zeitlich entrückt sind, z. B. wir wünschen, dass der abwesende Bruder jetzt etwas thun möchte, sind uns aber bewusst, dass wir auf den Willen des Bruders einen Einfluss nicht üben können. 2. Der eigentliche Wunsch tritt da ein, wo wir die Erfüllbarkeit des Erstrebten abhängig glauben von Mächten, denen gegenüber unser Wollen überhaupt wirkungslos erscheint, das sind die Naturgesetze, oder bei gewissen Formen der Weltanschauung das Fatum: z. B. wenn wir im Winter wünschen: *wenn ich draussen doch Blumen fände*.

Jedenfalls setzt der eigentliche Wunsch stets einen Einblick in die Bedingungen des Eintritts einer Handlung voraus, der dem Kinde im Allgemeinen fehlen muss. Wünscht das Kind, dass der abwesende Bruder etwas thun möge, so sagt es einfach: *er soll das thun* und richtet diese Worte an die Personen, deren Hülfe es in Anspruch zu nehmen pflegt, wenn es sich selbst nicht zu helfen weiss, also vor Allem an Vater und Mutter. Geht man mit dem Kinde über Land, und wird es durstig oder hungrig, so fordert es einfach und rücksichtslos zu essen und zu trinken, und wenigstens bis zu einer gewissen Stufe der Entwicklung sind alle Vorstellungen der Eltern vergeblich, dass man doch erst an ein Haus kommen müsse.

Also die Einsicht in die Begrenztheit des eigenen Willens und des Willens der Personen, mit denen das Kind zu thun hat, muss es erst sehr allmählig gewinnen, — und schliesslich bleibt ja noch immer der Ausweg: der liebe Gott kann Alles und auf dessen Willen kann der Mensch einwirken. Diese kindliche Stufe ist nicht den Kindern allein eigen, sie ist dem naiven Menschen niederer Culturen überhaupt eigentümlich, denn wie lange es gedauert, die unabänderliche Geltung der Naturgesetze zu erkennen, wie lange der Mensch durch Gebet und Zauber gegen das Naturgesetz gekämpft hat, ist nur zu bekannt. Kinder also und Menschen kindlicher Entwicklungsstufen erlernen erst mit der Zeit den Wunsch, d. h. das Begehren mit dem Bewusstsein, dass die Realisierung des Begehrens an unumstössliche oder doch unantastbare Bedingungen geknüpft sei.

Es ist somit deutlich, dass Wunsch und Bedingung Zwillinge sind, die eine Vorstellungsform kann ohne die andere nicht eintreten. Denn man darf sagen, dass die Empfänglichkeit des strebenden Menschen, die Empfänglichkeit des erregten Egoismus' das Verständniss für die Bedingung und damit für den Begriff der Möglichkeit und Unmöglichkeit erschlossen hat. Die Formen der Bedingung sind daher naturgemäss die Formen des Wunsches — oder soll man umgekehrt sagen? Das Deutsche: *wenn er (doch) käme*, das Griechische *ei, ei* (-ει, γὰρ), das Lateinisch vereinzelt *o, si* sind Bedingungsformen, der Wunschausdruck wird erst dadurch vollständig und dem Hörer verständlich, dass der Begehrungston

hinzutritt. Durch den Empfindungston wird, ähnlich wie bei der Drohung, der Nachsatz ergänzt etwa in dem Sinne: *das wäre schön, da würde ich mich freuen*. Thatsächlich allerdings ergänzen wir diesen Nachsatz nicht mehr, sondern durch die Gewöhnung an die Ergänzung empfinden wir den Inhalt des Nachsatzes schon im Vordersatze mit, d. h. der Conditionalsatz ist die deckende und congruente Form des Wunsches geworden.

Wie schwer es ist, wenigstens für das Griechische, zu entscheiden, ob die Bedingung durch die Wunschform, oder die Wunschform durch die Bedingung bezeichnet wird, beweist die Negation $\mu\eta$ im Bedingungssatze, diese stammt entschieden nicht aus der rein objectiven Bezeichnung der Bedingung, sondern aus der Bedingung in der Form der Strebung. — Auch der griechische Optativ bezeichnet den Wunsch, die (realisierbare) Bedingung und die Möglichkeit, also auch hier sind die Begehrensformen und die Erkenntnisform der Möglichkeit und Bedingung unlöslich verquickt. Wie schon angedeutet war, müssen wir glauben, dass die ersten Erkenntnisse der Bedingung und der Möglichkeit sich an den Hemmnissen entwickelten, die das Begehren des Menschen an der Notwendigkeit der Schranken menschlichen Könnens fand, — also bedingt ist ursprünglich die Handlung, welche begehrt wird, deren Realisierung aber nicht in dem Willens des Begehrenden liegt.

Wissen wir, dass ein Gut nicht realisierbar ist, so nennen wir den Wunsch unerfüllbar, die Bedingung unreal. Doch ein eigentlicher Wunsch ist dies gar nicht mehr, denn es fehlt diesem Affectzustande des Menschen die Hoffnung und die Erwartung der Realisierung. Dieser Wunsch ist thatsächlich nur ein Bedauern, ein reiner Schmerzensausdruck, dass uns entweder ein Gut nicht zum Teil geworden ist, oder zu Teil werden kann. Es ist daher verständlich, dass die Wunschform im Griechischen für diesen Zustand nicht gebraucht wird. Finden wir im Griechischen nun den Indicativ besonders Imperfecti oder Aoristi in diesen Fällen, und gebraucht auch das Lateinische und Deutsche eine Präteritalform, so ist auch diese Form psychologisch verständlich, z. B. *wenn er (doch) gekommen wäre*, ein verkürzter Bedingungssatz, der Ton des Bedauerns ergibt den Nachsatz: *dann war es schön*. Aber ebenso: *wenn*

(*doch*) *der Mensch nicht stürbe*, zu denken: *dann wäre oder war es schön*, griechisch und deutsch dialectisch *wenn die Menschen nicht starben*, französische Bedingung indicativisch: *si les morts revenaient . . . les pères et les fils ne se connaîtraient pas* (Mätzner 223). Offenbar ist die Unmöglichkeit oder Irrealität einer Handlung ein Erfahrungssatz, und der Ausdruck der Erfahrungssätze ist passend das Präteritum, wie im Griechischen der Aoristus gnomicus.

Nun wird aber Deutsch und Lateinisch diese Bedingung meist conjunctivisch bezeichnet, obgleich die deutschen Dialecte mehrfach den Indicativ bieten und dieser Lateinisch gleichfalls zum Ausdruck der Irrealität vorhanden ist. Wir werden den Conjunctiv hier aufzufassen haben als eingedrungen aus dem Wunschsätze, und anzunehmen haben, dass der unerfüllbare Wunschsatz die conjunctivische Form des verwandten realisierbaren Wunschsatz angenommen hat.

Ferner ist Lateinisch und Deutsch der Conjunctiv der Wunschmodus, nicht der Optativ, oder gleich richtig gesagt: Lateinisch und Deutsch haben sich Optativ und Conjunctiv als nah verwandte Begehrungsformen vermischt. Offenbar hat man also den eigentlichen Wunsch nicht scharf getrennt gehalten von der Begehrungsform, durch die wir einen fremden Willen zu beeinflussen suchen. In gewissen Fällen stehen sich nun auch für ein entwickelteres Bewusstsein beide Begehrungsweisen sehr nah: *peream, moriar, si* = *ich will sterben, wenn*. Als Gebet gefasst an die Gottheit, d. h. als Fluch ist der Ausdruck Willensausdruck, tritt die Beziehung auf die Gottheit zurück, so wird die Formel zum Wunsche.

Ferner sahen wir, dass der Wunsch sich allmählich aus dem Hemmungsgeföhle des Willens entwickelt, es liegt daher nichts näher, als dass der Willensausdruck sprachlich beibehalten, aber nach dem modificierten Inhalte einen modificierten Sinn annahm, dem der Ausdruck allmählich congruent wurde. Und so sind ohne Zweifel die deutschen und lateinischen Wunschformen: *utinam* und *o, dass (doch)* zu verstehen, es sind eigentlich Willensausdrücke genau entsprechend dem romanischen Imperativ mit *que* franz., *che* ital., denn *uti-nam* ist finale Conjunction. So hat also das fortgeschrittene Bewusstsein die Formen einer kindlichen Stufe beibehalten, wo es

einen Wunsch nicht kannte, aber mit dem neuen Inhalte erfüllt. —

Entsprechende Wunschformen sind latein.: *ut dii illum per-dant* und die übereinstimmenden romanischen Formen bei Diez Gr. S. 918 (vgl. Kühner, Lat. Gr. § 47, 4). Auch die lateinischen Wunschsätze mit *dum, dum modo, modo* sind ursprünglich finale Willenssätze. — Es mag auch darauf hingewiesen werden, dass die so verschiedenen Begehrungsformen des Wunsches und Willens vielfach in ihren verbalen und nominalen Ausdrücken nicht scharf gesondert werden, vgl. griech. *βούλομαι*, lat. *volo, voluntas*; ferner erinnere ich daran, dass die Wunschform leicht als Imperativ erschlossen werden kann, wie in der II. Abhandlung ausgeführt ist.

S. 18. Vgl. zu dieser Ausführung ‚über Dialectforschung‘ a. a. O. 463. — Ich weise an dieser Stelle auf die Wichtigkeit hin, welche die Erkenntniss der menschlichen Satzmelodie, des Tempos und der Energie des Sprechens auch für ein wissenschaftliches Verständniss der Musik hat. Es bedarf keines Beweises, dass die Form der sprachlichen Satzmelodie von der Musik sehr vielfach verwertet wird, ich verweise z. B. unter Schumanns Kinderstücken auf die ‚Bitte‘, in der eine deutliche Nachahmung der fragenden Satzmelodie des Sprechenden zu erkennen ist. Verstehen wir ein derartiges Musikstück, was ohne programmatische Bezeichnung immerhin seine Schwierigkeiten hat, so gibt uns das Bewusstsein der Situation, unter der sprachlich eine derartige Tonfolge gebräuchlich ist, den Schlüssel zum Verständniss; so ist also in diesem Falle das Muster, nach dem wir die Tonfolge ihrem Inhalte nach verstehen, die Satzmelodie.

Auch das Tempo und die Energie der Tongebung eines Musikstückes pflegen wir durch das Medium der sprachlichen Formen der Leidenschaft und Empfindung anzufassen, wenn uns nicht der sprachliche Text oder ein illustrierendes Wort der programmatischen Musik anweist, ein anderes Wesen als Träger der leidenschaftlichen Bewegung oder als Ursache der Töne zu denken. So denken wir in Schuberts Erlkönig die Bewegungsform der instrumentalen Begleitung als Trappen des Rosses und auch als Ursache der Töne denken wir das Ross,

in Beethovens Pastorale werden Töne als Donnergetöse und Schalmeyenklang der Hirten gedeutet.

Ist Tempo und Rhythmus mit gewissen Bewegungsformen des Hörenden fest associiert wie die Tanzrhythmen, so werden die Tanzsituationen dem Hörer in das Bewusstsein gerufen und geben die Mittel der Deutung. Oder sind gewisse Harmonisierungen und Tonfolgen fest für gewisse Situationen, wie die Kirchentönenarten für die Situationen religiöser Erbauung, so müssen auch diese als Deutungsmaterial in das Bewusstsein gerufen werden.

Abgesehen von diesen Fällen, wo die Association mit gewissen äusseren Situationen der Musik einen realen und anschaulichen Inhalt geben, erregt die wortlose Musik nur gewisse formale Empfindungsqualitäten aus der Linie von der Lust zum Schmerze, der Hörer kann bei einer derartigen Gefühlserregung daher Tonfolge, Tempo und Energie auch nur als Formen deuten, unter denen jene Empfindungen wie die der Wehmut, der Lust u. s. f. zur Erscheinung treten, d. h. er muss jene musikalischen Erscheinungsformen nach dem Muster deuten, wie sich Empfindungen überhaupt hörbar äussern, hörbar in den Reflex- oder artikulierten Sprachlauten.

S. 19. Der perfectische Coniunctiv *ne dixeris* ist Rest einer älteren Verwendungsweise des Coniunctivs des lateinischen Perfects, dieser Coniunctiv ist zeitlos. Wir wissen, dass sich im Lateinischen Perfect Aorist und Perfect einer älteren Sprachstufe gemischt haben, deutlich beweist dies die Aoristbedeutung des lateinischen Indicat. Perf. histor. Fassen wir jenen Coniunctiv als Aoristmodus, so stimmt der Gebrauch genau überein mit dem griechischen Prohibitiv *μη ποιήσης*, und auch dieser Prohibitiv ist auf die II. Person beschränkt. Man könnte bei der Erklärung des lateinischen conjunct. Perf. prohibit. vielleicht an die Verwendung des Infinitiv Perf. in Willenssätzen denken, doch spricht für die Annahme der zeitlosen Bedeutung des Conj. Perf. noch deutlich der Coniunctiv. potential. der Gegenwart *dixerit quis* u. s. f. Diese Coniunctivverwendung schliesst, so weit sich beurteilen lässt, an den alten Optativ an, der Lateinisch mit dem alten Coniunctiv in Form und Bedeutung zusammengeflossen ist. — Beide Fälle des Conj. Perf.

sind Isolierungen, wie Paul treffend solche Erscheinungen nennt. Es wäre Zeit, dass man auch auf syntactischem Gebiete der alten Sprachen anfinde, die Isolierungen zu sammeln, das Urteil über die syntactische Verbindungsweise würde sich sehr wesentlich umgestalten, die Regeln würden vielfach eine ganz andere Fassung erhalten müssen.

S. 25. Die Erzählung steht in der ‚Sigurdarkwida III‘ und lautet nach Simrocks Uebersetzung:

47 *„Nun geht herzu, die Gold wollen
Und minderes Gut von Mir erlangen;
Ich gebe Jeder goldrothen Hals schmuck,
Schleif und Schleier und schimmernd Gewand.“*

Also es ist nicht einmal das Ansinnen ausgesprochen, für die Geschenke mitzusterben, so selbstverständlich erscheint es.

48 *„Stille schwiegen sie und sann auf Rat,
Bis endlich zur Antwort sie alle gaben:
„Wie dürftig wir seien, wir wollen doch leben,
Saalweiber bleiben und thun was gebührlich ist.“*

49 *„Sinnend sprach die lichtgeschmückte
Jung von Jahren jetzo das Wort:
„Nicht eine soll ungern und unbereit
Sterben müssen um meinethun.“*

50 *„Doch brennet auf euern Gebeinen dereinst
Karge Zier, kommt ihr zu sterben
Und mich heimzusuchen, nicht herrliches Gut.“*

Nur diese leise Andeutung ermöglicht einen Schluss auf die Anschauungsweise jener Zeit.

S. 33. Sobald die Relativeconstruction als congruenter Ausdruck erschien für die Bestimmung einer Person oder Sache nach einer bestimmten Handlung oder Qualität, konnte der Relativsatz auch an die Spitze treten. Eine ähnliche Erscheinung liegt in der Umstellung der Glieder einer Periode nach dem Gesetze des Proteron-Hysteron vor.

S. 37. Der englische Relativsatz ohne Relativpronomen (vgl. Fölsing, Engl. Gr. § 86) ist jenem deutschen Erklärungs-

sätze bei *weil*, *dass* u. s. f. gleich und hat sich aus der einfachen Parenthese entwickelt.

S. 38. Ich generalisiere natürlich diese Erklärung nicht auf Fälle mit *ut finale*, *quominus*, *quin*, obgleich auch diese Conjunctionen von dem Interrogativstamme gebildet sind. Ueber die Sätze mit *quominus* und *ne* ist im Texte der II. Abhandlung gesprochen. Sicher sind die mit *ne* gebildeten Sätze eigentlich die directe Rede, und das sogenannte regierende Verbum mit hohem Illustrationswerte ist Referatsexposition; ebenso steht es mit *quin*, z. B. *non dubito, quin veniat* ist eigentlich *wie, warum sollte er nicht kommen? ich zweifle nicht*. Also auch hier haben wir es mit Umsetzung aus directer Frage zu thun.

Bei der Beurteilung des *ut finale* wird man an die Verba studii et voluntatis anzuknüpfen haben, wie sie passend die Schulgrammatik nennt. Hier erinnert die Construction der Verba des Sorgens wie *curo, provideo* u. a. mit *ut* sehr deutlich an die entsprechenden Verba des Griechischen mit ὄπως z. B. ἐπιμελεῖσθαι ὄπως. Und hier, d. h. bei den Verben der sorgenden Ueberlegung, ist die Construction als indirecte Frage etymologisch sehr durchsichtig: *ich überlege sorgend, wie ich thun soll* und diese indirecte Frage entwickelt sich aus der directen: *wie soll ich thun, sorgte A.* Auch hier ist das sog. regierende Verb Referatsexposition. Diese Construction des *ut* ist unmittelbar verständlich bei Verben wie *consulo, prospicio, video, contendo, laboro, nitor, operam do, id ago, id specto, nihil antiquius habeo*.

Da erscheint es nun wahrscheinlich, dass nach Analogie dieser Verba all die verwandten Verba, bei denen eine Absicht empfunden wurde, diese Construction annahmen. Diese Annahme erscheint um so wahrscheinlicher, wenn wir die in klassischer Zeit bei den Prosaisten isolierten Constructionen der Verba *volo, nolo, malo, cupio, iubeo, veto* in Betracht ziehen, die genau wie die griechischen Verba der Absicht den Infinitiv bei sich haben, bei ungleichem Subjecte den Accusativ e. Inf. Dazu gesellt sich die gleichfalls isolierte Construction von *studeo* und den Verben des Beschliessens. Doch auch die übrigen Verba des Bittens, Forderns, Erlaubens, Ratens, Befehlens, Aufforderns haben in der älteren Latinität den Infinitiv bei sich. Und wie

in so vielen Punkten folgt in dieser Construction die augusteische Dichtersprache der alten Latinität, denn das poëtische Stilgefühl der augusteischen Zeit bildet sich an der Sprache des alten Epos und Dramas. Und an der Sprache der augusteischen Dichter, in erster Linie des Vergil, bildet sich das Stilgefühl der spätern Prosa wie z. B. das des Tacitus, daher auch hier die Infinitivconstruction. — Somit erscheint es wahrscheinlich, dass die Constructionsweise mit *ut* finale, die nur für eine Gruppe von Verben etymologisch angemessen war (denen des Sorgens), im Laufe der Zeit eine viel weitere Ausdehnung gewann, sich sowohl mit den übrigen Verben der Absicht verband als da eintrat, wo deutsch *damit* gebräuchlich ist.

S. 42. Natürlich ist als nachträgliche Correctur auch der häufige Ausdruck zu fassen: *es kam Karl*, also dem bestimmten Subjecte voraus erst das unpersönlich unbestimmte *es*.

Das Deutsche und Französische verwendet das Personalpronomen *ich*, *du* und die romanischen Vertreter von *ego*, *tu* in nicht betonter Bedeutung (vgl. Diez, Gr. 984), doch auch in den übrigen romanischen Sprachen hat es durchaus nicht immer den Nachdruck (Diez 985). Für das Lateinische nimmt man allgemein an, dass das persönliche Pronomen nur mit besonderem Nachdrucke stehe (z. B. Kühner, Lat. Gr. § 116, 1). In dieser Allgemeinheit ist die Annahme falsch: zunächst wird es nicht bestritten, dass bei *quidem* — *sed* = *zwar* — *aber* das persönliche Pronomen ohne Nachdruck hinzugefügt wird, wobei *equidem* die Verbindung *ego quidem* vertritt, für die II. und III. Person *tu quidem* und *ille quidem* gewählt wird. — Bei den augusteischen Dichtern ferner ist es mir sehr zweifelhaft geworden, ob jene Annahme berechtigt sei. Zu einer Entscheidung dieser Frage würde es eines vollen Stellenverzeichnisses bedürfen, das ich nicht besitze, auch nicht für einen einzelnen der Dichter, ich gebe hier einige Beispiele, aus denen man ersehen wird, dass jene Annahme allerdings ihre grossen Bedenken hat: Hor. c. 1, 18, 11 *non ego te — quoniam*; 2, 17, 9 *non ego perfidum Dixi sacramentum*; 4, 4, 69 *Carthagini iam non ego nuntios Mittam superbos*; 1, 9, 16 *nec dulces amores sperne puer neque tu choreas*. Ep. 1, 18, 39 *Arcanum neque tu scrutaberis*. Es sind dies Fälle mit der Negation *non*, *neque*, die oft

mit dem persönlichen Pronomen verbunden steht, Hor. e. 3, 10, 11 *non te*, 4, 7, 23 *non te*, epod. 2, 49 *non me*. In der Antwort *non ego* Sat. 1, 2, 19. Ebenso ist es bedenklich Ep. 1, 2, 63 *hunc frenis*, *hunc tu compesce catena*, Sat. 2, 2, 20 *tu pulmentaria quaere* Ep. 1, 18, *tu cede*, hier überall sententiös, im betonten Sinne zu fassen. Die Frage verdient eine nähere Untersuchung, diese anzuregen, war der Zweck dieser Mitteilung. —

Es ist interessant, dass sich die altindogermanische Reihenfolge der Satzglieder auch in der Sprache des Taubstummen wiederfindet. Schmalz sagt S. 274 (nach Steinthal, Kl. Schrift 1, 40):

„Dasjenige, was dem Taubstummen das Wichtigste scheint, schickt er dem Uebrigen immer voran, und lässt dabei das ihm überflüssig Scheinende hinweg. Z. B. um zu sagen: der Vater gab mir einen Apfel, machte er das Zeichen für Apfel, dann dasjenige für Vater und das für ich ohne das für geben hinzuzufügen.“

Uebereinstimmend mit unseren Resultaten ist: 1. die Stellung des logischen Prädicats, 2. die Handlung selbst bleibt unausgedrückt und wird ergänzt aus ihren Beziehungspunkten, 3. die Beziehungspunkte sind nicht unter einander conform gemacht, sondern jedesmal eine selbständige Bewegung für sich, die als solche nur Beziehung hat auf das mimischthätige Subject. Darum ist das Zeichen für *ich* nicht besonders verschieden von dem Zeichen für *mir*.

S. 45. Ich gebe einige sichere Beispiele der expositionslosen Form des Vergleichs: Latein. *aliud ego, aliud tu* = *anderes ich als du*, — Horaz. Ep. 1, 1, 25 f.: *aeque pauperibus prodest, locupletibus aequae, aequae neglectum pueris senibusque nocebit*. — Die Vergleichung mit *tamquam* fällt unter die im Texte besprochene Vergleichsweise mit nachträglicher Correctur *tamquam*; — *quasi* ist aus der Frage *qua?* (o. *quam*) = *wie?* und der Antwort *si* hervorgegangen; *Caesar aequae ac Pompeius* eig. *Cäsar in gleicher Weise, und (auch) Pomp.* zeigt dieselbe Correctur wie *et* — *et*, ebenso das griech. *καί* nach Ausdrücken der Gleichheit. Die gegenseitige analogische Beeinflussung der Vergleichung mit *atque* und *quam* ist durchsichtig; und es

bedarf nur eines Hinweises auf *non aliter quam* neben *melius atque*. Ebenso hat sich Griechisch analogisch beeinflusst *ὄμοιος* c. Dat. und *ὁ ἑτὸς καί*. — Expositionslos ist franz. *plusieurs*, lat. *complures* und *plures*, deutsch *mehrere*, und doch erhalten sie mit der Zeit den Massstab *eins* aus dem Bewusstsein, so dass sie sind = *mehr als einer*.

Expositionslos ist das mhd. *beide* = *so wohl — als auch*, z. B. *beide* mit der nachträglichen Correctur *des vater und des suns* (Paul, mhd. Gr. 315). Ebenso *er ist uns alsô leit sô dir* und das nhd. *als* = *ebenso*.

S. 49. Um nicht selbst derbe Kraftausdrücke zu gebrauchen, vermeide ich Beispiele, die sich von selbst ergeben. Nur möchte ich auf gewisse Verschiedenheiten im Sprachbewusstsein der Zeiten und Völker hinweisen über das Gemeine und Unedle in der Sprache. Es ist z. B. verständlich, dass man gewisse Körperteile so wenig benennt als entblösst, der Grund scheint ja einfach der zu sein, weil sie mit gewissen Verrichtungen zusammenhängen, die uns Ekel erregen, oder die wir obscön nennen. Nun erzählt Ebers in seiner Reisebeschreibung von Gosen zum Sinai von erheblichen Abweichungen in der Verhüllung gewisser Körperteile der Frauen bei verschiedenen Völkern. Finden sich da auch Abweichungen betreffs der Scheu diese Körperteile zu nennen?

Auch bei dem Vergleich der höheren Dichtersprache verschiedener Völker zeigen sich Abweichungen betreffs der Benennung von Körperteilen. So trägt Horaz in dem höchsten Odenstil kein Bedenken die *poplites* zu nennen, z. B. C. 3, 2, 16 *nec parcat iuventae poplitibus*, Vergil A. 9, 761. 10, 699 a. a. O., kein deutscher Dichter dürfte im höheren Stile wagen von *Kniekehlen* zu sprechen. Auch vom *Schienbein* zu reden möchte kaum in der höheren deutschen Poësie möglich sein, doch die *crura* werden in der höheren römischen Poësie unbedenklich gebraucht (vgl. Vergil A 11, 639. 777; Georg. 3, 76; Hor. C. 2, 20, 9). Geht diese Abweichung aus einem ethischen oder wohl gar religiösen Widerwillen hervor, oder ist der Grund die Abneigung in der Poesie, pedantisch genau zu werden? Aber andere Körperteile wie die *Ferse*, *das Knie*, *das Auge*, *Kinn*, *Mund*, *Zunge*, *Faust* werden viel gebraucht und oft gerade mit

dem ästhetisch wohlthuenden Eindruck der individuellen Bezeichnung; an diese Worte müssen sich also Vorstellungen geknüpft haben, die ethisch und ästhetisch höher stehen. Und wie verhält sich die Freude an individueller Bezeichnung zum Unlustgefühle am pedantisch-genauen, wenn die Darstellung selbst doch nicht den Character der Pedanterie trägt?

S. 53. Es wäre eine dankbare Aufgabe, zu untersuchen, inwiefern auf den Sprachgebrauch die Festsetzungen von Regeln eingewirkt haben. Bei den römischen Dichtern ist die Annahme unabweisbar, dass sie bestimmte rhetorische und stilistische Vorschriften in den Schulen lernten und in ihren poetischen Schöpfungen verwendeten. Z. B. war sicherlich eine solche Regel die Anweisung, bei gewählter Darstellung *pars pro toto* zu gebrauchen. Offenbar ist diese Form in dem natürlichen Sprachbewusstsein durchaus begründet, wie, will ich hier nicht untersuchen, aber in der Anwendungsweise, welche die römischen Dichter der augusteischen Zeit davon machen, ist jene Form zur Unnatur geworden. Ein eklatantes Beispiel liefert Vergils hölzernes Ross im II. Buche der Aeneis: V. 112f. heisst es *hic trabibus contextus acernis staret equus*, 185 f. *hanc tamen immensam Calchas attollere molem roboribus textis caeloque educere iussit*, 258 f. *inclusos utero Danaos et pinea furtim laxat claustra Sinon: illos patefactus ad auras reddit equus, laetiqua caro se robore promunt*.

Und in ähnlicher Weise geht es mit der Benennung der Winde, der Musen u. s. f. — Eine solche Ausdrucksform, die zunächst auf einer bewussten Reflexion beruht, kann aber ebenso mechanisiert werden wie jede andere Ausdrucksform und natürlich auch breite und tiefe Spuren in der Sprachgeschichte zurücklassen, besonders wenn man bedenkt, dass die junge Generation ihr Stil- und Sprachgefühl an den Dichtern besonders Vergil in den Schulen bildete.

S. 78. So leiten sich in ganz gleicher Weise Satzformen, welche eine reale Thatsache bezeichnen, aus allgemein gefassten Sätzen ab. Bekannt ist die Verbindung des griech. *ei* mit den Verben *θανμάζειν*, *ἄχθεσθαι*, *ἀγανακτεῖν*, *αἰσχύνεσθαι*, *μύμψεσθαι* u. s. f. in dem Sinne eines Satzes mit *ὅτι* vgl. Kühner, Gr. Gr. § 551, 8, also *θανμάζω, ὅτι ταῦτα γίγνεται* und *ei ταῦτα*

γίγνεται. Die Ergänzung der Realität muss das jedesmalige Situationsbewusstsein des Hörenden ergeben. — Auf derselben Linie stehen etymologisch die lateinischen Sätze mit *etsi, tametsi* = *obgleich*, wo es sich um eine reale Thatsache handelt, z. B. Cic. Fam. 4, 15, 2 *sed tamen etsi antea scripsi, quae existimavi scribi oportere, tamen hoc tempore putavi*. Ferner lat. *siquidem* = *da ja*. — Die Sätze in der Beschwörung: *wenn ich dir Opfer gebracht habe, so hilf mir* und ebenso Lateinisch und Griechisch. — Auch das causale *quom, cum, quoniam* des Lateinischen erklärt sich so. Danach ist der Satz *da (cum) es regnet, ist es nass* zunächst ein allgemeiner Satz = *wann es regnet, ist es nass*, die Realität aber wird je nach dem Situationsbewusstsein ergänzt. Es ist für diese Frage gleichgiltig, ob wir annehmen, dass sich die causale Bedeutung von *cum* direct aus der Frageform entwickelt hat oder aus der allmählich im lateinischen Sprachbewusstsein festgewordenen Verwendung des Interrogativstammes in relativem Sinne. In beiden Fällen ist als Grundbedeutung doch ein *wann* anzusetzen, fragend oder relativ. Der Satz: *es ist nass, wann? es regnet* ist ebenso allgemein wie der Satz: *wann es regnet, ist es nass*. Somit muss sicher die relative Verwendung des *cum* = *wann* für die causale Bedeutung schon vorausgesetzt werden. Ebenso steht es mit *quando*. Uebrigens bleibt der Ursprung des Coniunctivs bei dem causalen *cum* noch dunkel. — Auch das deutsche *die weil, weil* kann etymologisch schwerlich anders als in allgemeinen, die Bedingung bezeichnenden, Sätzen gebraucht sein.

Excurs zu Abhandl. II St. XXI.

Die Welt ist für den sprechenden Menschen zunächst nur vorhanden als das Object seiner Empfindungen, Strebungen und Wahrnehmungen. Alles ausser dem sich selbst fühlenden Menschen, was als existierend vorgestellt wird, wird eben vorgestellt und ist somit Object; das einzige Subject ist somit der sich selbst empfindende Mensch. Diese Vorstellungsweise ist die eigentlich normale, und in dem Satze z. B. *mein Bruder geht* ist das Urtheil entsprungen aus der Wahrnehmung, die der Sprechende am Bruder macht, also eigentlich: *ich nehme meinen*

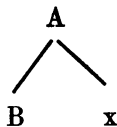
Bruder wahr, er geht; ebenso bei dem Erinnerungs- und Wissensurteile: *mein Bruder ist gross*, eigentlich: *ich weiss meinen Bruder, er ist gross*.

Ebenso steht es bei den Begehrungs- und Willenssätzen: *o, wenn doch der Bruder käme* und *der Bruder soll kommen*, — eigentlich: *ich wünsche* oder *ich will den Bruder, er soll kommen*. Der Empfindungston ist ja eben einem ausgesprochenen Verbum des Begehrens und Willens gleich. Ebenso bei der Verwunderung, dem Schmerze, der Freude: in *mein Bruder kommt* ist *mein Bruder* das Object des betreffenden Affects.

Und natürlich ist es in nicht mechanisierter Rede möglich und häufig, dass der Redende den inneren Vorgang seiner Vorstellung oder seines Affects durch einen besonderen Satz bezeichnet, in dem das secundäre Subject Object ist; z. B. *ich wünsche vom Bruder, dass er*; *ich hoffe vom —*, *ich denke vom —*, *ich wundere mich über —*, *es thut mir weh am Bruder* u. s. f. Und diese Ausdrucksform ist noch weiterer Zerdehnung fähig.

Nach dem im Texte Gesagten würden wir eine solche Ausdrucksform die des Referats nennen, die sich offenbar an solchen Fällen gebildet hat, wo der Affect nicht unmittelbar durch den Empfindungston erschlossen werden konnte, und wo die referierende und redende Person nicht identisch war. Bei der directen Affect- oder Vorstellungsmittelung ist die unmittelbare, nicht referierende, Form die übliche.

In diesem Falle ist es nun deutlich, dass die innere Thätigkeit des redenden Subjects ein so undeutliches Bewusstseins-element geworden ist, dass sie im Allgemeinen die Construction der Aussage nicht mehr bestimmt. An einer Formel veranschaulicht würde das Verhältniss folgendes sein, wenn wir das redende Subject mit A, das Handlungsobject, das für A Object ist, mit B und die Handlung selbst mit x bezeichnen:



d. h. A stellt B und x vor oder empfindet diese Objecte in irgend einer Weise.

Tritt dagegen die innere Thätigkeit von A zurück, so ist die Formel:



d. h. A mit seinen Beziehungen tritt im Bewusstsein ganz in den Hintergrund, und B und x verbinden sich so mit einander, dass sie dem Hörenden conform zu sein scheinen.

Wie sich diese Verdunklung im Bewusstsein vollzog, ist leicht ersichtlich: 1. die Thatsache jener inneren Thätigkeit tritt bei jeder Sprachäusserung hervor, ist also wegen ihrer Häufigkeit mechanisiert. 2. Der innere Vorgang selbst gibt ein wichtiges Merkmal zum Erschliessen des Prädicats nur, insofern ihm ein Empfindungston entspricht, also sind unter jenen Vorgängen nur die Affecte bedeutungsvoll und wertvoll; die objective, leidenschaftlose Vorstellung ist für den Schluss auf das Wertprädicat bedeutungslos.

Damit werden wir eine Abstufung in der Wirksamkeit jener inneren Vorgänge auf die Ausdrucksform anzunehmen haben, die verhältnissmässig stärkste Wirksamkeit werden die Affects-Vorgänge des redenden Subjects haben.

Bedenken wir weiter, dass wir einen Sprachzustand annehmen mussten, bei dem der Satz aus dem einzelnen Worte bestand, so wird auf dieser Sprachstufe die Neigung B und x, also das Handlungssubject und die Handlung conform zu machen zunächst nicht vorhanden gewesen sein. Für diese Zeit würden wir die Formel erhalten:



Diese Ausdrucksform, sahen wir, ist erhalten in den Wortsätzen der entwickelten Sprache, z. B. *meine Stiefeln, meinen Rock*; in Verwunderungssätzen: *der Mensch!* in Sätzen der Freude und des Schmerzes wie: *ei, der Vogel; ach, der Hund.*

Wir sehen auch hier constant den Nominativ ausser in der Imperativform, offenbar wird also zu dem affectvoll ausgerufenen Gegenstände oder der benannten Person eine Hand-

lung gedacht, zu der dieser Gegenstand oder diese Person als Subject empfunden wird. Eine Angleichung zwischen dem Object des Affects und der zugehörigen Handlung findet auch hier statt, wo eine directe Handlungsbezeichnung nicht vorhanden ist, allerdings vermutlich nach dem Schema des gebräuchlichen vollständigen Satzes.

Diese Angleichung ist weder absolut notwendig, noch in den indogermanischen Sprachen thatsächlich überall vorhanden. Dialectisch wird im Deutschen (z. B. bei Magdeburg ausgerufen: *den Minschen, sönnen Minschen*). Offenbar ist also hier die Person als Object des affectvoll erregten Subjects zu denken.

Derselbe Fall ist aus dem Lateinischen sehr bekannt, vgl. Kühner, Lat. Gr. § 70, 5. Die Fassung der Regel ist allerdings in dem Kühnerschen Buche sehr mangelhaft, verkehrt ist erstens, die Annahme dass besondere Verben wie *staunt an, betrachtet, sieht, vernehmt, ich beschwöre* bei *pro deum fidem* und dergl. mitgedacht seien; wenn auch dergleichen Verba in der zerlegenden Darstellung ergänzt werden; viel verkehrter aber ist die Bedingung, welche Kühner für den Gebrauch des Accusativ angibt, er sei regelmässig mit einem attributiven Adjective oder Genetiv verbunden. Seine eigenen Beispiele hätten ihn eines Besseren belehren können, so ohne Adjective: *pro fidem, pro deum fidem, en mea malefacta, meam en avaritiam, ecce me*, die bei Komikern häufigen Formen *ellum, eccum, eccam, eccos, eccas, eccillum, eccillam*. Mit Adjectiven der Qualität oder des Zustandes: *fortunatum Nicobulum, lepidum te, edepol mortalis malos, teu me miserum* u. a. Allerdings sind die Adjectiva attributiv verbunden, ihre Function ist jedoch prädicativ, es sind Ausrufssätze in dem Sinne von: *miser sum*. Häufig finden sich bei diesem Accusativ die Interjectionen *o, heu, eheu, hem, pro, edepol, en, ecce*.

Ein Ausdruck wie *me miserum* zeigt, dass das von *me* ausgesagte Prädicat *miser* dem Objectscasus conform geworden ist, das Gegenteil zeigte sich oben, wo das Object des redenden Subjectes conform wurde dem nachfolgenden Prädicate, wie in der Verwunderung: *der Mensch stirbt*.

Ein gleicher Vorgang, eine gleiche Entwicklung zur Conformität der Formen hat auch an dem oben besprochenen Zustande des lateinischen Ausdrucks geändert; ausser an einer

Stelle (Phil. 5, 6, 15 *en causam*) schreibt Cicero bei *en* den Nominativ (vgl. Kühner a. a. O.), und ebenso wird *ecce* mit dem Nominativ verbunden: *ecce homo*.

Noch schlagender und überzeugender ergibt sich dieser Fortschritt zur Conformität zwischen Ausrufsobject und gedachter Handlung bei dem deutschen *sieh, sieh mal*. Dieser Imperativ sollte stets den Accusativ bei sich haben, und so ist der schriftdeutsche Ausdruck *sieh mal den Menschen*, doch vulgär nach der mitgedachten Subjectsfunction: *sieh mal, der Mensch!*

Der sprachhistorische Vorgang ist klar: es ist ein Object der Vorstellung des sprechenden Subjects sprachlich zum Subject einer Thätigkeit geworden, welche von diesem Objecte ausgeht. Uebertragen wir dies auf die Stufe des Wortsatzes, so lautet der Ausruf zunächst: *den Menschen, er kommt*.

Offenbar ist dieser Vorgang wesensgleich der sogenannten Attraction, die im Griechischen besonders so häufig eintritt, vgl. Kühner, Griech. Gr. § 600, 4, z. B. Homer B 409 ἦδε γὰρ κατὰ θυμὸν ἀδελφεὸν ὡς ἐπονείτω, Latein. *nosti Marcellum, quam tardus sit*. Auch hier zeigt sich eine Concurrenz zwischen der Thätigkeit des Hauptsubjects in Bezug auf ein Object, und der eigenen Thätigkeit, welche von diesem Objecte wider ausgeht. — Das Deutsche zeigt dem Lateinischen gegenüber eine ähnliche Neigung wie das Griechische; wir sagen gern bei den Verben des Sagens und Vorstellens z. B. *ich stelle mir die Mittel vor, durch die*, Lateinisch ist es viel gewöhnlicher das Object dem nachfolgenden Nebensatze conform zu machen und zu sagen: *cogito quibus rebus*.

Vergegenwärtigen wir uns, dass die Sätze, welche wir in der ausgebildeten Sprache als wirkliche Sätze anzusehen pflegen, — dass diese Sätze durch allmähliches Aneinanderücken mehrer selbständiger Sätze entstanden. Es ist daher nur wahrscheinlich, dass uns die Sprachen selbst Reste der Beziehung des Objects des redenden Subjects auch da noch bieten, wo die Conformität längst durchgeführt ist. — Doch erst noch eine Vorbemerkung: mit Absicht ist im Vorgehenden stets der Ausdruck Handlung gebraucht, denn ein wahres Subject kann nur bei einer Handlung vorhanden sein. Unsere indogermanischen Sprachen zeigen uns aber auch Subjecte von

Zuständen und Leiden. Der Grammatiker hat Recht diese als logische Objecte einer Thätigkeit zu bezeichnen. Wahre Handlungssubjecte können nur Personen sein. So viel also ist deutlich, dass bei Objecten, die ihrem Wesen nach nicht eigentlich Subjecte sein konnten auch die Subjectsfunction nicht hervortreten und sie der Subjectsfunction nicht congruent werden konnten. Das war erst möglich, wenn die Bedeutung des Subjects sich durch gewisse Sprachvorgänge so umgestaltete, dass auch das leidende Object zum Subject gerechnet wurde.

Nun liegt in den indogermanischen Sprachen die Thatsache vor, dass die unpersönlich gedachten Gruppen, soweit sie *o*-Stämme sind, als Subjects-Casus den Accusativ, d. h. den Objectscasus verwenden, zunächst ist das deutlich am Adjectivum *magnum*, *μακρόν* u. s. f., dann an Substantiven wie *ἄντρον*, *arvum*, *aratrum* u. s. f. Ich denke, es ist nach dem Gesagten deutlich, dass hier die Thatsache vorliegt: Objecte des sprechenden Subjects wurden zunächst nicht zu Subjecten, da sie nicht Handlungssubjecte sein konnten also auch ein Congruentwerden mit der Subjectsfunction und ein Conformwerden mit der Handlungsbezeichnung nicht eintreten konnte.

Diese sogenannten Neutra sehen aus wie Accusative masculinaler Substantiva; was von ihrer Function als Objecten gilt, wird auch von den übrigen Neutris anzunehmen sein: *dulce*, *ἡδὺν*, *ἀληθές* etc., deren Subjectsfunction durch den reinen Stamm versehen wird, ebenso *γέρας*, *δόρυ*, *munus*, *γένοσ* u. s. f. Bezeichnend genug wird auch die Objectsfunction durch den reinen Stamm versehen, man sagt: der Accusativ sei dem Nominativ gleich. Offenbar ist auch hier die Objectsbezeichnung durch Veränderung des Sprachbewusstseins vom Subjecte fähig geworden wirklich als Subject zu gelten.

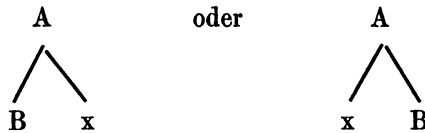
Die genannten Adjectiva zeigen deutlich, wie man formell das Handlungssubject vom Vorstellungsobject schied, nemlich durch eine Satzform, d. h. die Verbindung mit einem Wörtchen, vielleicht *sa*, *sá*. Ohne hierauf näher einzugehen, werden wir doch daraus schliessen dürfen, dass der reine Stamm eben nicht zur Subjectsfunction ursprünglich geeignet war, sondern das Object des redenden Subjects bezeichnete.

Der reine Stamm ist im Allgemeinen als Vocativbezeichnung gewählt, und der Vocativ ist ein Imperativ, der etwa ein

ich will den Bruder bezeichnet. Aber als persönliches Object ergänzte besonders der angeredete Hörer aus dieser Form: *ich soll kommen, hören, thun* u. s. f., und so tritt der Vocativ dem Nominativ so ausserordentlich nahe, dass der Nominativ selbst vertretend für den Vocativ eintritt, und dass der Nominativ appositionell den Vocativ erklärt.

Hatten wir Recht, dass die Thätigkeit oder Handlung in jedem Falle ergänzt und erschlossen werden muss, so wird der Verbalstamm, der sich in Nichts vom Nominalstamme unterscheidet, wohl ursprünglich gleichfalls Object des redenden Subjects gewesen sein, und *λέγε* im Imperativ wird sich von *ἀνθροπωπε* in seiner Function nicht unterschieden haben, es wird gebraucht sein wie *meinen Stock* u. a. Aber auch diese Form wird gedeutet als ein Subject *du* in sich tragend.

Die übrigen Formen des Verbs werden natürlich ursprünglich gleichfalls nach dem Schema gebildet sein:



In *τιθη-σι* also war *τιθη-* Object und *σι* Object zu A. Und ganz entsprechend werden die Stämme *μα, τα* für die erste und dritte Person verwandt, die übereinstimmend die Casus Obliqui nicht den Subjectscasus bezeichnen.

Die Bildungsweise steht also auf gleicher Linie mit dem infinitivischen Ausrufe: *eum venire*, in dem *eum* wie *venire* zunächst Object des redenden Subjects waren, — genau so wie sie es bei einem *dico eum venire* sind. Aber auch hier tritt zweifellos jene Conformität ein, bei der *eum* u. s. f. auch als Subject zu *venire* gedacht wird, nur dass der Infinitiv seinen Objectscasus in der Sprachfunction beibehält. Als wirklicher Objectscasus erscheint der Accusativ beim Infinitiv, wenn die passive Construction den Nominativ mit dem Infinitiv fordert wie *dicor venisse*. Wo das jedoch nicht der Fall ist, kann der Accusativ nur noch als Subjectscasus des Infinitivs empfunden sein.

Es ist deutlich, dass wir das hier eben ausgeführte Verhältniss des Stammes zum redenden Subjecte bei allen syn-

tactischen Betrachtungen über Formenlehre des Indogermanischen zu Grunde legen müssen.

Ehe wir diesen Punkt verlassen, muss noch auf eins hingewiesen werden: Wir sahen, dass die Formen *venis, venit* Referatsformen waren, in denen das Suffix die Exposition enthielt zu dem Stamme. Der Stamm allein würde eben nur ein Object des empfindenden Subjects bezeichnen, dessen Function aus der sprachlichen Andeutung und dem Empfindungstone erschlossen wird. Es bedeutet die Form also etwa *Kunft ihn, Kunft oder Gang dich*. Nach dem eben Gesagten dürfen wir ungefähr das Lat. *te venire, eum venire* das Griech. *ὁ ἐλθεῖν* etc. dem gleich setzen.

Wird das Kommen nicht berichtet, sondern spricht es die redende Person von sich selbst aus = *venio*, so fehlt das expositionelle Pronomen. Ist das *venio* nun gleich dem Objecte *Kunft* etwa oder gleich *ἐλθεῖν*, und lässt sich der innere Vorgang des redenden Subjects mit den Verben des Sagens und Vorstellens explicieren, so haben wir etwa einen Ausdruck: *λέγω ἐλθεῖν*, nur dass *λέγω* blos auf der Referatsstufe ausgedrückt wird; also auch hier fehlt das Object-Subject zu *λέγω ἐλθεῖν* weil es dasselbe ist wie das sprechende Subject, dagegen ist dies verschieden, so heisst es *λέγω ἐλθεῖν σε, αὐτόν*. Diese Infinitivconstruction ist fast sämtlichen Verben eigentümlich, welche referierend über die inneren Vorgänge des redenden Subjects und das Reden desselben berichten, und auch das Gesetz galt allgemein, dass bei gleichem Subjecte der blosse Infinitiv, bei ungleichem der Accusativ mit dem Infinitiv stehe. Ausser dem Griechischen beweist es das Deutsche: *ich hoffe zu sehen* etc., die isolierten Verben der classischen Latinität wie *volo, nolo, malo, cupio*, die Verben des Beschliessens mit blossem Infinitiv und der Dichtergebrauch.

Somit sehen wir, dass die Form des Referatsausdrucks in den ältesten Zeiten der indogermanischen Sprachen sich nach demselben Gesetze bildete wie später in der ausgebildeten Sprache. Die lateinischen Constructionen *polliceor me venturum esse* u. a. sind nach dem Muster der Referatsformen gebildet und stehen auf gleicher Linie mit dem *ἵστημι* u. s. f., Formen in denen das Pronomen nach dem Muster der echten Referatsformen *ἵστης, ἵστησι* angetreten ist. Bekanntlich hat diese

gera: Analogie auch die übrigen Verba im Altindischen beeinflusst.

s hic Die obige Betrachtung wirft auch Licht auf einige sonstige
 neu Fälle der alten Syntax, so auf den griechischen Accusativ in
 ent effectvoller Rede vgl. Kühner, Gr. Gr. 412, 1: z. B. Soph. Antig. 411,
 eit σὲ δὴ, σὲ τὴν νεύσουσαν εἰς πέδον κάρα; oder bittend: μὴ,
 tion πρὸς σε θεῶν τλῆς με προδοῦναι Eurip. Alc. 275; in der leb-
 our haften Frage z. B. Xenoph. Comm. 3, 1, 10 τί δὲ τοὺς κινδύ-
 να νέειν μέλλοντας, obwohl im letzten Beispiele schon nicht mehr
 u et zu entscheiden ist, inwiefern die Function, welche dem Accu-
 sātiv der Handlung gegenüber empfunden wurde, mitge-
 wirkt hat.

Sicher hierher aber gehört die griechische Schwur- oder
 Beschwörungsformel νῆ μὰ Δία u. a. vgl. Kühner, Gr. Gr. 698 f.
 und im Anschluss daran vermutlich die Construction von
 ὁμνῶναι und ἐπιορκεῖν mit dem Accusativ z. B. θεός.

Die Beziehung auf das redende Subject gibt auch die ein-
 fachste und natürlichste Erklärung für den absoluten Gebrauch
 des Accusativs, zu dem ich den adverbialen rechne: z. B. τέλος
 ἦκε = das Ende, er kam, τοῦτον τὸν τρόπον diese Weise, ἦκε
 er kam. Und damit wird auch der Accusativ der Ansehung
 so entstanden sein z. B. τὸ σῶμα ὑγιαίνει, der Accusativ bildet
 das Object der Vorstellung des Sprechenden = ich sehe den
 Leib an, er ist gesund. Diesem Verhältnisse entsprechend ist
 ja auch der deutsche Ausdruck in Anbetracht, in Ansehung oder
 verbal sehe ich an u. s. f. gebildet.

Aus dem Lateinischen werden dann Ausdrücke hierher zu
 ziehen sein, wie partim, maximam partem, tertium, iterum, die
 Adverbia des Comparativs wie melius, die Adverbialbildungen
 wie singulatim, welche Accusative von Verbalsubstantiven nach
 der Art des griech. προᾶξις sind.

Auch bei diesem Gebrauche findet ein allmähliches Con-
 formwerden statt, diese Accusative werden zur Handlung be-
 zogen und bestimmen diese in irgend einer Weise qualitativ
 und quantitativ.

Auch das griechische absolute Participium im Accusativ
 würde ich hierherziehen wie ἐξόν vgl. Kühner, Gr. Gr. 468 und
 damit auch die entsprechenden deutschen und romanischen
 Ausdrücke wie dies gesagt, dies gethan u. s. f. — Doch stets

ist festzuhalten, dass schliesslich alle Constructionweisen empfunden werden congruent der Function, die sie für das Prädicat haben.

Der deutsche besonders in der vulgären Rede häufige Ausdruck: *Themistokles, der siegte* erinnert deutlich an eine Auffassung, nach der *Themistokles* Satzfunction hatte; vergleiche hierzu das pleonastische Personalpronomen im Roman. (Diez, Gr. 807, 9) z. B. *la fille donc du plus grand roy du monde elle est à toy*, deutsch *das Mädchen est ist dein*. Auch die Frageform *ton père est-il* gehört hierher.